[illegible]

Das Thal Passeier

und

seine Bewohner.

Mit

besonderer Rücksicht

auf

Andreas Hofer

und

das Jahr 1809.

Von

Beda Weber.

Das Thal Passeier

und

seine Bewohner.

Mit

besonderer Rücksicht

auf

Andreas Hofer

und

das Jahr 1809.

Von

Beda Weber.

Innsbruck,
Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.
1852.

Gedruckt bei Wagner in Innsbruck.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Das Thal Passeier und seine Bewohner.

Zweite Abtheilung.

Andreas Hofer und das Jahr 1809, mit besonderer Rücksicht auf Passeiers Theilnahme am Kampfe.

Erste Abtheilung.

Das Thal Passeier und seine Bewohner.

I. Geschichte.

Vorrömisches. — Zur Römerzeit. — Welfenthum. — Schildhöfe. — Rechtswesen. — Adel. — Jaufenburg. — Herrn von Passeier. — Herrn von Fuchs, später Freiherren und Grafen. — Gerichtsunwesen. — Prozeßsucht.

Die verehrten Leser machen gewiß gern einen Ausflug ins Thal Passeier, das für aufmerksame Beobachter so viel Merkwürdiges hat. Es ist tief in den mittleren Urgebirgszug von Tirol eingelagert, und bildet die geografische Mitte des Landes. Von St. Leonhard, dem Hauptorte des Thales, hat man nach allen Weltgegenden hin eine Reise von 14 Stunden bis an die Gränze des Landes, vorausgesetzt daß man durch keine Berge aufgehalten wäre. Die höchsten Bergspitzen, einige mit 10,000 Fuß Meereshöhe, umkreisen es. Politisch war es einst ein Theil des Burggrafenamtes, oder der nächsten vom Schlosse Tirol unmittelbar abhängigen Landschaft, die von Naturns bis Terlan sich erstreckte. Der Volksstamm, der es bewohnt, zeichnet sich aus durch schöne Form, angebornen Frohsinn, alte Gebräuche und Sagen. Daß Andreas Hofer demselben entsprossen, ist eine europäische Berühmtheit geworden, und jährlich wallen Tausende von Reisenden zur Hütte, worin er das Licht der Welt erblickt hat. Die Lieblichkeit der Meranergegend erhält erst den gehörigen Hintergrund durch die wilden Bilder der Alpen in Passeier. Daß die ältesten uns bekannten Einwohner in den Südgebirgen Tirols, also auch ihres Mittelpunktes Passeier Rhäter gewesen, darüber sind fast sämmtliche Forscher und Gelehrten ein-

verstanden, aber über die Frage, zu welchem Volksstamme sie gehörten, sind die Meinungen getheilt. Einige halten die Passeirer (Passyriates) für Sprossen des weitverbreiteten Keltenstammes, andere für ursprüngliche Germanen, Ludwig Steub glaubt in ihnen Etrusker zu finden, die dem Volke der Pelasger angehörig, von dem Gestade des ägäischen Meeres zu Lande in die Alpen eingewandert, und aus denselben in die Halbinsel Italien hinabgestiegen seyen. Da keine geschichtlichen Zeugnisse für die Ureinwohnerschaft in Passeier angeführt werden können, so nehmen die Geschichtforscher ihre Zuflucht zur ältesten Sprache, die noch in vielen Ortsnamen wiederklingt. Man bemerkt nämlich, daß gerade die abgelegensten Berge, Abgründe, Alpen und Höfe uns fremdklingende Namen führen, die als Bruchstücke der Ursprache in Passeier betrachtet werden können, während sich im bewohnten tieferen Thale ein fühlbar späterer Anflug von romanischen und deutschen Benennungen über die Gegend gezogen hat, wie leichtes Moos über die Charaktere einer Runenschrift.

Um den Leser selbst urtheilen zu lassen stellen wir hier die wichtigsten hieher gehörigen Ueberbleibsel dieser Ortsnamen zusammen: Ifinger, Hirzer, Jaufen, Tümbls, Etschspitze, Gspellerberg, Prischerberg, Gostwand, Mulsberg, Strixonjoch (Berge); Passer, Sumbach (Bäche); Gfeis, Tschen (Berggegenden); Vernuer, Verdins (Berggemeinden); Mosul (Thal, Bach und Häusergruppe); Abisell (Alpe); Vals (Thal, Bach und Alpe); Mataz (Bach und Gemeinde); Flon (Berggegend); Krist (Häusergruppe); Saldern (Bach, Thal und Häusergruppe); Ulfas (Berggemeinde); Gilf (Gegend an einer Schlucht mit schäumendem Wasserfall); Pill (Berggegend mit Höfen); Pfelders (Thal); Farmazon, Formazon, Falmazon (Bach, Thal und Alpe); Saltimaun (Bach); Valtmar (Thal); Antlas (Häusergruppe); Valtsnal (Thal und Alpe); Lazins (Alpe und Hof); Glanegg (Thal, Bach und Hof); Saltnus (Häusergruppe); Stuls (Dorf im Gebirge); Umbls (Alpe); Gleiten (Berggegend); Walten (Dorf am

Jaufenübergange); Wans (Thal mit Höfen); Sail (Bach, Thal, Alpe); Grafeis (Thal und Bach); Pfistrad (Thal und Alpe); Gerlos (Gegend mit Höfen); Fartleis (Thal und Häusergruppe); Saltaus, Gsteara, Gonda, Granstein, Granwald, Abel, Glamiz, Luimes, Greit, Prisch, Hien, Prünsta, Erbion, Sirten, Gomion (älteste Höfe).

Je nach der Meinung, die jeder von der ursprünglichen Abstammung der Passeirer hat, erklären die Gelehrten auch diese Ortsnamen verschieden. Joseph Thaler in Kuens, welcher sich viel mit Sprachforschung in ethnografischer Beziehung abgegeben hat, war früher geneigt, in denselben keltische Ueberbleibsel zu finden, ist aber durch fortgesetztes Studium zur Ueberzeugung gekommen, daß man darin romanische Sprache anerkennen müsse. Ludwig Steub sah darin größtentheils etruszische Formen gemäß den Grundsätzen, nach welchen sein Buch über etruszisches Urvolk in den Alpen gearbeitet ist. Ich habe diese fremdklingenden Namen stets aus dem Romanischen gedeutet, und hoffe meine Meinung im Verlaufe dieser Schrift siegreich durchzuführen. Sie reichen also nur bis zur römischen Besitznahme des südlichen Tirols hinauf und beweisen bloß das Daseyn römischer und romanischer Kolonisten in diesem Theile des Landes.

Als nämlich die rhätischen Alpen von Kaiser Augustus in Besitz genommen wurden, verpflanzte die römische Politik einen Theil der Ureinwohner in andere Provinzen des großen Weltreiches und siedelte an dessen Stelle treue und verläßliche Veteranen auf den Alpenübergängen an. Das mag vorzüglich im Passeirerthale geschehen seyn, da den Römern wahrscheinlich viel daran lag, die kürzeste Verbindung Südtirols durch Passeier mit den Regionen des Inns um jeden Preis zu behaupten, und in Tirol die Erscheinung oft wiederkehrt, daß die an römische Mansionen ausmündenden Thäler mit italischen Pflanzvölkern besetzt wurden. Sie legten am Eingange ins Thal in der Gegend des heutigen Obermais die Mansion Maja an, und begründeten überall römische Lebens-

bildung, so daß man die Romanisirung der Meranergegend mit unzähligen Spuren römischer Machtanwesenheit beweisen kann. Jenseits des Jaufens an der Stelle des heutigen Sterzings stand die römische Mansion Vipitenum. Beide Standpunkte waren durch Passeier kaum 12 Stunden von einander gelegen. Daraus ergab sich die Wichtigkeit einer Wegverbindung zwischen beiden Rasten von selbst. Deßhalb weist Graf Benedetto von Giovanelli auch eine Römerstraße über den Jaufen nach. Abgesehen von einigen Behauptungen, die er in seine Beweisführung verflicht, läßt sich eine Vermittelung zwischen Maja und Vipitenum schon aus dem einfachen Grunde nicht bezweifeln, weil eine solche Vernachläßigung kürzester und verhältnißmäßig leichter Wegverbindung dem unternehmenden Geiste der Römer nicht wohl zugemuthet werden darf. Damit stimmt die uralte Ueberlieferung des Thales von einer Römerstraße über das Jaufengebirge überein, und ich begreife nicht, warum eine solche von Geschlecht zu Geschlecht forterbende geschichtliche Thatsache nicht eben soviel Glauben verdient als die Aussage eines Chronisten. In neuerer Zeit hat man auch Reste einer gepflasterten Straße über den Jaufen entdeckt, die wohl jedenfalls nur von den Römern herstammen kann. Sie erhob sich von St. Leonhard am linken Ufer des Waltenbaches empor in die Nähe des Dorfes Walten, wendete sich dort über den Bach nach Stuls und lief in mäßiger Steigung ostwärts üben den Jaufen nach Sterzing. Zufällige Bergablagerungen haben das Daseyn dieser Straße außer allen Zweifel gestellt. Deßhalb wird der daran liegende Ort Fistrad oder Pfistrad (denn man hört beides) aus dem römischen via strata gedeutet. In einem Felde, das zum Schlosse Jaufenburg gehört, unweit des Waltenbaches, wurden beim Pflügen auch römische Münzen aus den Zeiten Trajans gefunden. Von einer Anhöhe östlich von St. Leonhard sieht man noch deutlich die Linie des Straßenzuges durch die Jaufenerbergwiesen, und eine nähere Untersuchung derselben wäre jedenfalls sehr zu wünschen. Die

Abwesenheit größeren Reichthums an römischen Alterthümern erklärt sich leicht durch die außerordentliche Brüchigkeit der Erdschichten im Thale, wodurch die Gestalt desselben von Jahr zu Jahr im Sturme der Elemente verändert worden ist. Im Mittelalter ging von St. Leonhard eine Fahrstraße bis in die Alpe Pfistrad, die mit einem Zweigespann befahren werden konnte, was bei der Abneigung der Passeirer gegen jede feste Begründung ihrer Wege ebenfalls auf eine ältere Straßeneinrichtung nach dem Jaufen hinweist. Meister physiognomischer Studien wollen auch im Typus des jetzigen Volksstammes in Passeier eine starke Beimischung römischer Kraft und Schönheit finden, so daß die Stürme der Völkerwanderung nicht im Stande gewesen seyen, alle Spuren römischen Blutes aus dem Thale hinwegzuwischen.

Nach dem verheerenden Strudel der Völkerzüge erscheint Passeier äußerst schwach bevölkert, und in weit größerer Ausdehnung als jetzt als Alpe benützt worden zu seyn. Es gehörten mehrere Jahrhunderte dazu eine Bevölkerung von 1000 Seelen daselbst ansässig zu machen. Alle älteren Urkunden weisen auf diese allmählige und langsame Volksansammelung in Passeier hin, und der Verlauf dieser Schrift wird es noch mehr ins Licht setzen. Eingewanderte Hirten, Jäger, Flüchtlinge aller Art verschmolzen sich mit den kargen Resten des älteren Volksthumes. Die Einwanderung geschah auf zwei entgegengesetzten Seiten. Durch die natürliche Thalöffnung drangen Bojer in den Vordergrund, die sich über den Brenner in das Gebieth des Eisackes und der Etsch ergossen hatten. Ueber den Tümbls (Tümels) kamen Allemannen aus dem Oetzthale herunter. Aus der Verschmelzung beider mit altrhätischen und römischen Elementen bildete sich der jetzige Volksstamm in Passeier, vorherrschend deutsch in Gestalt, Sprache und Sitte. Die Verbindung Passeiers mit dem Oetzthale tritt in frühern Zeiten überall hervor, und bezeichnet eine jener zahllosen Einmündungen des deutschen Lebens ins Etschland an die Gränze der romanischen Völker auf der ita-

lischen Halbinsel. Wer von Silz aus durch das Oetzthal nach Passeier wandert, fühlt mit nur einiger Aufmerksamkeit überall das gleiche deutsche Leben in beiden Nachbarthälern, die nämlichen Grundzüge der Menschengestalt und Sprache, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Ueppigkeit der Volksentwickelung mit dem Reichthum der südlichen Gegend fortwährend steigt, bis sie in der Nähe von Meran ihre schönste Blüthe entfaltet, da wo sich das romanische Leben vom Deutschen in scharfen Gegensätzen abgränzt.

Wir halten daher das heutige Volk in Passeier nach seinen Hauptbestandtheilen für einerlei Ursprungs mit den Schnalsern, Möltenern, Sarnthalern, Rittenern und Villanderern, nur daß das allemannische Element mehr vorherrscht. Dafür spricht nicht bloß die Geschichte, sondern auch das altdeutsche Gewohnheitsrecht, welches diese Stämme auszeichnet, und nach seinen Grundzügen überall das nämliche ist in fühlbarer Uebereinstimmung mit den Grundsätzen des Schwabenspiegels.

Als die fränkische Monarchie durch Karl den Großen Bestand und feste Gesetze erhielt, zerfiel unser Land im Gebirge in Gauen, die von eigenen Grafen beherrscht wurden. Die südlichsten derselben waren die Grafschaft Botzen und der Gau Vintschgau, welche alles Land am Eisack und an der Etsch von der Finstermünz bis Salurn und Klausen umfaßten. Sie berührten sich in Passeier, und waren durch die Passer von einander geschieden, wie unzweideutige Urkunden beweisen. Rechts von der Passer gehörte das Thal zum Gau Vintschgau, und links von derselben zur Herrschaft Botzen. Daraus folgt jedoch nicht, daß die liegenden Gründe und das Volk auf denselben ausschließlich unter den Grafen von Vintschgau und Botzen getheilt gewesen seyen. Im Gegentheile finden wir, daß die meisten Besitzungen des Thales den mächtigen Welfen gehörten. Dieses edle Haus, ein Nebenstamm des Herzogsgeschlechtes der Agilolfinger, stammte ursprünglich aus Franken, und war schon vor den Zeiten Karl des Großen her an den nordwestlichen Gränzen Tirols und Vorarlbergs

unter den Allemannen und Franken mächtig. Sein ursprünglicher Wohnsitz stand am Bodensee, und von dort aus beherrschte er den Lechrain, einen großen Theil von Schwaben und der angränzenden Schweiz. Vom Bodensee schlangen sich die welfischen Besitzungen über Reutte ins Tirol, und zogen sich in südlicher Richtung über den Fern nach Imst, von dort ins Oetzthal und über den Tümbls nach Passeier bis in die Gegend von Botzen, wo im neunten Jahrhundert uredle Welfen als kaiserliche Gaugrafen erscheinen, als deren Erben und Nachfolger nach Hormayr die stammverwandten Grafen von Eppan betrachtet werden müssen. Dieser Zug welfischen Besitzes rechtfertigt unsere Ansicht über die Ausbildung des passeirischen Volksstammes auf geschichtlichem Wege, und erläutert zugleich die allemannische Volksströmung vom Lech durch das Herz von Tirol nach Valsugan bis in die sieben deutschen Gemeinden im Vizentinischen, und in die dreizehn Gemeinden in den Bergen von Verona. Zur Zeit, wo Kaiser Heinrich IV. mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche zerfiel, lebte und wirkte Welf IV., ein Zeitgenosse des Grafen Friedrichs von Eppan, welcher von den Bischöfen von Trient aus Botzen auf seine Stammburg verdrängt worden war, und des Grafen Garung von Tirol. Er hielt es anfangs mit dem Kaiser, und erhielt im Jahre 1071 von ihm zur Belohnung seiner Dienste das Herzogthum Baiern. Als er aber später auf die Seite des Papstes übertrat, und dem Gegenkaiser Rudolph von Schwaben anhing, verlor er nicht bloß das obengenannte Herzogthum, sondern insbesonders auch seine Besitzungen in Passeier. Kaiser Heinrich schenkte sie seinem treuen Freunde und Günstling, dem Bischof Altwin von Brixen. Es blieb jedoch einstweilen bei dieser Verschreibung, da dem Kaiser die Macht fehlte, seinen Willen zu Gunsten des Bischofs geltend zu machen. Und als sich Welf später mit dem erstern wieder aussöhnte und das Herzogthum zurückerhielt, behauptete er auch seine Besitzungen in Passeier, wahrscheinlich indem er sie nach damahls gewöhnlicher Art von den Fürstbischöfen zu

Lehen nahm. Aus den über diesen Gegenstand vorhandenen Urkunden ersehen wir, daß dieselben sehr ansehnlich waren, und in weitläufigen Grundstücken, Alpen und Bergmähdern mit halseigenen Leuten bestanden. Das übrige Thalgebieth an der Ostseite der Passer besaßen die Grafen von Eppan, theils als Stammgenossen der Welfen, theils als gewesene Grafen von Botzen.

Als sich ihre Grafschaft in zwei Linien theilte, wovon die ältere auf Hocheppan, die jüngere auf Greifenstein saß, so erhielt die letztere den Güterantheil in Passeier nebst Sarnthal, Villanders und Trostburg. Arnold II. von Greifenstein heirathete Adelheid, die Erbtochter des Grafen Konrad von Mareit, und wurde dadurch zugleich Graf im Norithal. Seines Vaters Schwester Adelheid wurde die Gemahlin des Grafen Albrecht, der sich zuerst von Tirol nannte, und gebar ihm die Söhne Albrecht IV. und Perchtold. Aus dieser Ehe erwuchsen den Grafen von Tirol Ansprüche auf das Erbe der Grafen von Mareit und Greifenstein. Deßhalb erbten sie, als Arnold II. im Jahre 1170 starb, den größten Theil seiner Güter in Passeier, nicht ohne Beeinträchtigung der Grafen von Eppan, der nächsten Blutsverwandten des Verstorbenen. Da zu gleicher Zeit die Westseite des Thales ohnehin schon größtentheils zu ihrem Hause gehörte, so wurden sie bald die alleingebiethenden Herren im Thale. Das Geschlecht der fränkisch-allemannischen Welfen erlosch im Jahre 1191 mit Welf VII., der zu Memmingen starb. Ihre Besitzungen in Tirol, namentlich die in Passeier, kamen durch eine letztwillige Anordnung an die Hohenstaufen. Von diesen fielen sie später an die Grafen von Tirol zurück. Meinhard II. heirathete nämlich im Jahre 1259 Elisabeth, Witwe des hohenstaufischen Kaisers Konrad IV., eine Tochter des Herzogs Otto von Baiern, und diese brachte ihm alles welfische Gut vom Lech bis nach Botzen als Aussteuer zu. Was die Grafen von Eppan und Ulten noch im Thale besaßen, schenkten sie theils an das neugegründete Kloster Marienberg in Vintschgau,

dessen sechster Abt ein Sprosse ihres Hauses war, theils kam es nach dem baldigen Erlöschen ihres Stammes an ihre natürlichen Feinde und Erben, die Grafen von Tirol. So finden wir die letztern gegen das Jahr 1280 im ausschließlichen Besitze von Passeier, und von diesem Zeitpunkt an beginnt auch die eigentliche Geschichte des Thales.

Die durch Kaiser Heinrich IV. an die Kirche von Brixen gekommenen Rechte wurden in so weit geachtet, daß die Grafen von Tirol sich von den Fürstbischöfen von Brixen mit ihrem Antheile daselbst belehnen ließen. Wenigstens läßt sich noch im Jahre 1438 Friedrich mit der leeren Tasche ausdrücklich damit belehnen. Ungeachtet dieser politischen Einigung blieb eine kirchliche, durch die Passer bezeichnete Trennung, als Folge älterer Eintheilung bis auf die neuesten Zeiten übrig. Das Ostgebieth am linken Ufer des Thalbaches gehörte zur Diözese Trient, welche sich über die ganze ehemahlige Grafschaft Botzen erstreckte, während der Westen des Thales am rechten Ufer zum Bisthume Chur gezogen war, dem von jeher die kirchliche Obmacht im Gebiethe des Gaues Vintschgau zugehört hatte.

Meinhard I., Graf von Görz, gelangte nach dem Tode seines Schwiegervaters Albrecht von Tirol, dessen Tochter Adelheid er geehlicht hatte, zum Besitze des Landes im Gebirge gegen das Jahr 1258. Sein Sohn Meinhard II. ist wie für ganz Tirol, so insbesonders für Passeier der Vater des geschriebenen Rechtes und eines geordneten Gemeindewesens. Da beim Nichtvorhandenseyn des Kuntersweges durch das Thal eine höchst bedeutsame Saumfracht aus Südtirol ins Innthal hinausging, war es natürlich, daß sich die Passeirer besonders damit abgaben. Die Landesfürsten suchten diesen Erwerbszweig auf alle mögliche Weise zu befördern. Meinhard II. gab ihnen im Anbetracht des steilen Jaufengebirges das Recht erst fünf Rosse mit Wein als ein Fuder an den Zollstätten des Landes zu bezahlen, während sonst vier Rosse ein Fuder ausmachten. Er erwähnt hiebei ausdrücklich der

Andacht, mit welcher die Passeirer von jeher an den Grafen von Tirol gehangen. Ferner durften sie an den Zöllen in Passeier und am Lug für Wein, Salz und andere Lebensbedürfnisse, die sie zu ihrem Gebrauche ins Haus führten, oder durch deren Verkauf sie sich Korn zum Lebensbedarf erhandelten, gar keinen Zoll erlegen. Meinhards Sohn, Otto, der nach dem Tode seines Vaters gemeinschaftlich mit seinen Brüdern die Regierung des Landes führte, bestätigte diese Freiheiten im vollen Umfange, mit der Bemerkung, daß sie dieselben schon aus alter Zeit her genossen hätten. Auf diese Durchzugs-Verhältnisse beziehen sich fast alle Gnadenerweise der nachfolgenden Landesfürsten, so wie die Dienste der Passeirer für den Landesfürsten größtentheils daraus hervorgingen.

Aus diesem Grunde finden wir um diese Zeit in Passeier ganz eigenthümliche Verhältnisse, einer nähern Betrachtung nicht unwerth. Die Grafen von Tirol betrachteten das hinter ihrer Stammburg zwischen Nord- und Südtirol ausgestreckte Thal als ein unmittelbar zu ihrem Hofstaate gehöriges Gebieth. Die bedeutendsten ursprünglichen Großhöfe des Thales, gemeinhin Schildhöfe genannt, standen mit dem Schlosse Tirol in allernächster Verbindung, theils als gräfliches Küchengut, theils als stets bereite Wache des landesfürstlichen Haushaltes, im Frieden als Festzier, im Kriege als Schutz der fürstlichen Heerfahrt. Als solche genossen sie dingliche Vorrechte, welche dem jedesmahligen Besitzer solcher Höfe zu einer Art Mittelstandschaft zwischen den eigentlichen Adel und dem gemeinen Volke machten. Sie wurden als landesfürstliche Erblehen an Edelherren oder Bauern ohne Unterschied je nach dem Willen der Grafen von Tirol verliehen. In der Regel waren es fast immer Adelige zweiten Ranges, welche sich damit belehnen ließen. Wenn daher heutzutage die gewöhnliche Meinung in den Besitzern der Schildhöfe von Passeier nur privilegirte Bauern sieht, so ist diese mehr neu, als den ehemahligen Verhältnissen angemessen. Sie dienten dem Landesfürsten zu Rosse, wenn er zu Felde lag, führten und hüteten

die landesfürstliche Kammer und Küche, das Bettgeräthe, und alle nächsten Leib- und Lagerbedürfnisse des Hofes. Als solche waren sie dem Landesfürsten immer am nächsten, seine natürlichen und gebornen Kämmerer. In Friedenszeiten führten sie der Kammer des Grafen von Tirol Wildpret, Wein und andere Küchen- und Tafelbedürfnisse zu, und hielten bei festlichen Aufzügen die Wache im Schlosse Tirol, oder auch an andern Orten im Lande, aber nie außerhalb desselben, weder im Kriege, noch im Frieden. Margareta Maultasche, Meinhards II. Enkelin, sagt im Bestätigungsbriefe dieser Vorrechte ausdrücklich, daß sie dieselben schon zu ihres Großvaters Meinhards Zeiten und seiner Vorfahrer genossen hätten. Somit fällt die Verdächtigung Hormayrs, welcher die Passeirer als eigens gewählte Diener der Wollust an dem Hofe dieser Fürstin bezeichnet, von selbst über den Haufen. Sie thaten unter Margareta nur, was sie schon unter ihren Voreltern von Rechtswegen gethan hatten. Dafür genossen sie mancherlei Vortheile. Sie steuerten mit dem Adel, aber nur auf den ausdrücklichen Befehl der Grafen von Tirol oder seines Hauptmannes. Der Richter in Passeier durfte von ihnen keine Auflage fordern außer unter der Vorzeigung des Briefes der tirolischen Grafen, welche es befahlen. Sie waren frei von allen Gemeinde-Aemtern, und konnten zum Gerichtsbothen und Fürsprecherdienste nicht gezwungen werden. Der Richter durfte mit ihnen gar nichts vornehmen, außer er war vom Schlosse Tirol dazu eigens ermächtiget, unter dessen Gerichtsbarkeit sie standen. Sie waren befugt in allen öffentlichen Zusammenkünften mit Schild und Speer zu erscheinen, und im Thalgebiethe für ihre Bedürfnisse zu jagen und zu fischen. Ihre Rosse, die sie im Dienste des Hofes so oft brauchten, konnten sie im Frühlinge von der Passermündung bis zum Einflusse des Eisaks an den Ufern der Etsch zu beiden Seiten vom Tage an, wo man das Vieh ausläßt, bis Pfingsten, sodann ihre Ochsen, Kühe und Schafe von Pfingsten bis zum Veitstage weiden, ohne daß eine Gemeinde im Besitze des Userge-

biethes sie daran pfänden oder hindern konnte. Man nannte dieses Ufergebieth zu den Zeiten der Margareta Maultasche Artlunge, was wohl so viel hieß als Ufer oder Rand vom älteren Ort=Ende.

Seltsamer Weise waren diese Höfe, an denen für die damahlige Zeit so große Vorrechte hafteten, nicht untheilbar, noch unveräußerlich. Sie konnten nach Belieben der Besitzer getheilt oder veräußert werden, wenn nur die ursprüngliche Hofverpflichtung auf dem Hauptsitze desselben fortdauerte. Die Belehnung beim Eintritte eines jedesmahligen Landesherrn kam nach und nach auch ganz aus der Uebung. Daher kamen sie frühzeitig in Verfall. Die davon getrennten Theile verloren so Recht als Verpflichtung der ursprünglichen Schildhöfe, und die Besitzer derselben zählten zu den übrigen gemeinen Thalbewohnern. Manche dieser Höfe, durch fortwährende Theilung geschwächt, gingen ganz ein, um so mehr, da die Landesfürsten geringe Aufsicht über dieselben führten, weil sie des Volkes in Passeier ohnehin in jedem Nothfall gewiß seyn konnten. Ein edler Kolber, der im sechszehnten Jahrhundert den Schildhof Happerg besaß, hinterließ eine Beschreibung dieser Schildhöfe und sagt ausdrücklich, daß ehemahls deren mehr gewesen, die aber allmählig in Verfall gerathen seyen. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestanden deren nur mehr eilf, die wir hier namentlich aufführen: Saltaus (Untersaltaus), Hauppold (Obersaltaus), Weingart (Granstein), in der Kalbe (Kalbbauer), Baumkirch (Untergereit), Greit (Obergereit), Steinhaus, Gomion (Kamion), Happerg (Endhof), Buchenegg und Erbion. Davon liegen die sieben größten und wichtigsten am rechten Ufer der Passer, die vier kleinern auf der linken Seite, was seinen Grund darin hat, daß die linke erst allmählig und viel später an Tirol gekommen ist. Dazu ward gerechnet die Feste Jaufenburg als Sitz des Hauptmanns, Widersicht genannt, von den Grafen Fuchs, die von hier aus ihrem schönen Landbesitz die Feste Lebenberg gerade gegenüber sehen konnten. Im

Jahre 1407 geschah die Aufrufung der Schildhöfe zum Kriege das letzte Mahl. Sie zogen unter ihrem Hauptmann Hilleprand von Passeier auf vierzehn Tage nach Trient, und halfen diese Stadt einnehmen.

Die Vortheile, welche mit dem Besitze dieser Schildhöfe verbunden waren, lockten viele Adelige zweiten Ranges ins Thal, auch fand der Hof auf Tirol es ganz gelegen, seine ausgedienten Beamten mit dem Rückzuge auf einen dieser Höfe zu belehnen. So erhielt Passeier frühzeitig einen so zahlreichen einheimischen Adel, wie ihn kein anderes Thal in Tirol aufzuweisen hat. Und es ist für die Grafen von Tirol und den Adel des Thales nur ein sehr günstiges Zeugniß, daß sich neben den adeligen Vorrechten so frühzeitig entschiedene Volksfreiheit entwickeln konnte. Wir verzeichnen hier die ältesten, größtentheils ganz unbekannten Adelsfamilien in Passeier, so wie sie uns daselbst urkundlich begegnet sind. Die Herren von Aur, deren Feste am Eingange ins Spronzerthal hinter Tirol steht, saßen auf dem Schildhofe Baumkirch ums Jahr 1347 unter der Margareta Maultasche, und versahen unter Ludwig dem Brandenburger die wichtige Pflegerstelle in Passeier, um die Verbindung mit Baiern in den Kämpfen mit dem luxemburgischen Hause aufrecht zu erhalten, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß er es außer seiner eigenen Thätigkeit vorzüglich der Haltung des Passeirervolkes zu verdanken hatte, daß Karl von Luxemburg nicht im Stande war, das Schloß Tirol zu nehmen. Ihn unterstützte der Richter Johann Heinrich der Schenk von Mez, der 1341 auf einem andern Schildhofe saß. Zu gleicher Zeit bewegten sich neben ihm die Edeln von Hurlach, im Jahre 1371 Bürger von Botzen, die sich ebenfalls später nach Passeier zogen, und deren letzter Sprosse Bernhard im Jahre 1371 daselbst ausgestorben ist. Die Edlen von Steinhaus hatten sich auf dem Schildhofe gleichen Namens ob St. Martin angesiedelt, und Niklaus der Steinhauser, welcher ums Jahr 1397 blühte, bekleidete das Amt eines Salzmayrs zu Hall, und hatte Dorotea Fieger

aus einem reichen Bergmannsgeschlechte zur Gemahlin. Heinrich Steinhauser, welcher 1426 lebte, und wahrscheinlich der letzte seines uralten Geschlechtes ist, stiftete viel zum Seelengeräthe in der Pfarrkirche zu St. Martin. Um die nämliche Zeit blühten die Edlen von Gereit auf dem gleichnamigen Schildhof an der sonnigsten Stelle des Thales, und erwiesen sich vom Jahre 1290 bis 1350 in allen Angelegenheiten der Gemeinde als Männer von Macht und Einfluß. Mit ihnen engeverbunden lebten die Herren von Haslach auf dem schönen Hofe gleichen Namens hinter St. Martin. Der fromme Albert von Haslach trug viel bei, die Pfarrkirche des letztgenannten Ortes mit geistlichen Stiftungen zu bereichern. Ueber ihnen auf den Sonnenhöfen von Mataz fand man die von Mataz und von Fablins im Besitze fast des ganzen Gebirges. Luitgarde, Gemahlin des Heinrich von Mataz, erbte als frühzeitige Witwe alle Habe ihres Ehemanns, und erschöpfte sie 1353 größtentheils durch Schenkungen an Kirchen und Klöster. Besonders stiftete sie ihrem Gemahl einen sehr kostspieligen Jahrtag in St. Martin. Kaspar von Fablins war zu seiner Zeit als galanter Ritter berühmt, und die Sage erzählt von ihm, daß er sich in seiner Jugend durch glückliche Entführung einer Nonne von Meran ausgezeichnet habe. Vielleicht sind seine Jahrtage zu St. Martin als Buße für diesen Frevel anzusehen. Diese Adelsfamilien finden wir fast zu gleicher Zeit in Passeier, und im fünfzehnten Jahrhundert verschwinden sie sämmtlich aus der Geschichte, was die Einwohner sagenhaft der Pest zuschreiben, vielleicht mit Unrecht, da dieses Schauspiel erlöschender Geschlechter in der Tirolergeschichte während dieser Periode auch im Großen wiederkehrt. Es war eine Abräumung der Schaubühne von ihren alten Spielern, um neuen Geschlechtern Platz zu machen.

Darunter zeichneten sich die Edlen von Kammerveit aus, welche im Jahre 1400 auftraten. Eine Vermuthung bezeichnet sie als natürliche Seitensprossen der berühmten Herren von Passeier; wenigstens ist gewiß, daß sie sich in einem Thurm

zu Kammerveit, dem ältesten Besitze der letztern, ansiedelten, und zu einem ansehnlichen Geschlechte erwuchsen. Gerlach von Kammerveit stiftete 1456 einen Jahrstag zu St. Martin, und schenkte dazu einen Weinberg zu Kumpatsch in Riffian. Im Jahre 1538 erschienen sie das letzte Mahl mit dem Mündel Hanns Gerlach von Kammerveit, der bald darauf als Junggesell gestorben zu seyn scheint. Gleichzeitig folgten den Herren von Aur auf Untergereit die Herren von Baumkirch, muthmaßlich die nämlichen, welche im Unterinnthale im Orte Baumkirchen Besitzungen hatten. Von ihnen schreibt sich der stolze Bau des Schildhofes her, der noch in seinen Ruinen überrascht. Der letzte Sprosse ihres Stammes, Gaudenz mit Namen, starb im Jahre 1509. Die edlen Kolben zu Kolbenthurn, ursprünglich schon im Jahre 1200 im Innthale begütert, zogen sich 1387 nach Gasteig im Thale der Gail hinter Sterzing, wo sie das damahls sehr einträgliche Wirthsgewerbe trieben. Von dort überstiegen sie den Jaufen, und waren in gleicher Weise auf dem Wirthshause zu Saltaus thätig, von wo aus sie sich später zu Endhof (Happerg) ankauften. Christoph Kolber bekleidete ums Jahr 1586 das Richteramt von St. Leonhard. Von ihm haben wir einen Aufsatz über die Schildhöfe in Passeier, der aus dem Archive des Stiftes Marienberg entwendet worden ist. Wenige Jahre darauf ist von ihnen in Passeier keine Spur mehr zu finden, aber die Gerüchte von ihrer Wohlhabenheit sind im Volke noch nicht erloschen. Nicht minder angesehen als diese waren ums Jahr 1500 die edlen Stolzen am Thurme zu St. Martin. Die Herren Hafner auf Buchenegg gehören der nämlichen Zeit an. Sie zogen sich später nach Meran, und bildeten daselbst eine der ehrenwerthesten Familien der Stadt bis in die neueste Zeit.

Die bei weiten wichtigsten Edelherren für die Geschichte des Thales und anerkannte Eingeborne, was bei den Stammvätern der meisten vorigen Geschlechter wenigstens zweifelhaft ist, waren die Herren von Passeier. Sie saßen ursprünglich auf dem Hofe Kammerveit, der wohl ohne Zweifel aus dem

Lateinischen camerale feudum verderbt ist, weßhalb er in ältern Urkunden Kamerfeud lautet. Er war einer der größten im ganzen Thale, und scheint für die Küche in Tirol die meiste Wichtigkeit gehabt zu haben. Hier saß der Pfleger des Grafen von Tirol, im Lateinischen praepositus comitis tirolensis. Hier wurde auch gewöhnlich Gericht gehalten, wie noch jetzt die unverwüstliche Ueberlieferung erzählt, wohl auch deßwegen, weil der Hof zwischen St. Martin und St. Leonhard in der Mitte lag. Der erste urkundlich gewisse Stammvater dieses Geschlechtes, Perchtold Probst von Passeier, tritt im Jahre 1233 als Zeuge in einer Rechtsangelegenheit auf. Sein Sohn Friedrich erschien im Jahre 1278 auf einem Rechtstage im Schlosse Tirol als Zeuge gegen Bischof Bruno von Brixen, und zeugte einen kräftigen Sohn Ruprecht, welcher die Größe seines Hauses begründete. Er war ein Vertrauter des Königs Heinrich von Böhmen, und begleitete ihn mit eben so viel Muth als Uneigennützigkeit auf allen seinen Zügen, sowohl ins Böhmen als ins deutsche Reich. Namentlich machte er im Kaisergefolge im Jahre 1312 Aufsehen, als er mit Heinrich im vollen Harnisch zu Rosse auf dem Reichstag zu Frankfurt erschien, um die Wahl Friedrich des Schönen zum deutschen Kaiser durchzusetzen. In der Schlacht bei Ampfing ward er mit Heinrich gefangen, und seine Treue für den unglücklichen Landesfürsten ward zum Sprichworte am Hofe zu Tirol und in Passeier. Man sagte bei Fällen solcher Art noch viele Jahre nachher: „Das ist Ruprechts Treue!“ Dafür erhielt er auch von Heinrich die Erlaubniß sich ein Schloß im Thale zu bauen. Es erhob sich gegen das Jahr 1325 die Burg Passeier, später Jaufenburg oder Widersicht genannt, als Lehen der Grafen von Tirol an die Herren von Passeier. Ruprechts Sohn, Perchtold II., gehörte unter der Herzogin Margareta, einer Tochter des Königs Heinrich von Böhmen, zu den einflußreichsten Hofherren im Schlosse Zenoberg, und betrieb die Uebergabe des Landes an Oesterreich im Jahre 1363 äußerst thätig. Er vergrößerte seine Stammbe-

sitzungen mit vielen neugekauften Rechten und Gütern. Unter ihm tauchten die Herren Gerlach von Kammerveit auf. Ihre nahe Beziehung zum mächtigsten Geschlechte des Thales wird von gleichzeitigen Urkunden eingestanden. Als Perchtold gegen das Jahr 1390 starb, hochbejahrt, und vom gemeinen Manne eben nicht sonderlich geliebt, traten seine Söhne Hillebrand und Hanns in seine Fußstapfen. Sie mehrten ihr Habe durch Ankäufe aller Art, und Friedrich mit der leeren Tasche mußte auch gegen sie die Verordnung ergehen lassen, ihre Unterthanen nicht höher zu treiben, als es bisher nach Gewohnheit und Recht üblich gewesen. Ja im Jahre 1411 mußten sie wirklich Höfe zurückstellen, über deren rechtmäßigen Besitz sie sich nicht ausweisen konnten. Sie standen mit den Starkenbergern Ulrich und Wilhelm auf Schönna in enger Verbindung, und nährten gleiche Bündnergesinnung gegen die Neuerungen Friedrichs. Hanns der ältere starb jedoch frühzeitig. Das gesammte Vermögen sammelte sich in Hillebrand, dem letzten männlichen Sprossen des Geschlechtes, welcher ebenfalls den in der Geschichte Tirols so oft wiederkehrenden Beweis liefert, daß die Adelsgeschlechter zur Zeit ihrer höchsten Blüthe am meisten zum gänzlichen Aussterben neigen. Er hatte eine einzige Tochter, Barbara, welche im Jahre 1418 den Christoph Fuchs von Fuchsberg heirathete, und alles Vermögen ihres Stammes an des letztern Haus brachte.

Die Herren von Passeier, anfangs bloße Pröbste der Grafen von Tirol, wurden durch Geschick mächtige Dynasten im Thale. Ihre Geldvorschüsse an die Kasse des Landesfürsten brachten oft das Gericht und das Urbar von Passeier als Pfandschaft in ihre Hände. Dadurch wurde das Volksrecht, welches bisher nur auf mündlicher Ueberlieferung, und unmittelbar auf dem anerkannt guten Willen der Grafen von Tirol beruhte, unsicher und schwankend, da die Gerichtsherren auf Erweiterung ihrer Befugnisse dachten. Es trat also das Bedürfniß ein, das Gewohnheitsrecht schriftlich festzustellen. Das ganze Gericht wurde in vier Probsteien ein-

getheilt. Die Probstei Walchl umfaßte Pfelders, Rabenstein, Moos, Stuls, Schlattach und Höfen, die Probstei Walten Glaiten, Walten und St. Leonhard, die Probstei St. Martin das Dorf gleiches Namens und die Höfe des Riederberges, und die Probstei Brantach die Gemeinde Brantach, Thal und Schweinsteg. Als später der eigentliche Probst von Passeier eine erbliche Adelswürde wurde, so nannte man auch die Vorsteher der vier Probsteien Pröbste, die man jedoch mit dem Amtsmanne des Grafen von Tirol nicht verwechseln darf. Der Probst des Landesfürsten verwaltete in der Regel auch die Richterstelle, hielt sich jedoch gewöhnlich für dieses Amt einen eigenen Aushelfer.

Alle Gerichtsentscheidungen geschahen nach uraltem Gewohnheitsrechte, das für die gemeinsten Bauern wichtige Freiheiten enthielt, wie man sie in so früher Zeit nur in Tirol antrifft. Es lebte im Bewußtseyn des Volkes, und die Urtheilssprüche wurden nach diesem öffentlichen Bewußtseyn gefällt ohne Rücksicht auf irgend ein geschriebenes Recht. Nach der ausdrücklichen Bemerkung der einschlägigen Urkunden war es im Ganzen den im Burggrafenamte geltenden Rechten und Gewohnheiten gemäß, aber durch die zutrauliche Stellung der Passeirer zum Landesfürsten wo möglich noch erweitert, so daß sie mit einer unverkennbaren Zärtlichkeit bei jeder Gelegenheit behandelt wurden. Dieses gab ihrem Charakter eine ganz eigene Empfindsamkeit für Böses und Gutes von des Fürsten Hofe. Um die aus den Uebergriffen der Adeligen gegen die armen Leute in Passeier, wie sie in Urkunden gewöhnlich hießen, entstandenen Klagen über Rechtsverletzungen zu beseitigen, wurde in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts unter Herzog Leopold eine öffentliche Versammlung auf dem Schlosse Tirol gehalten, auszumitteln, was von Alters her in Passeier Rechtens gewesen sey. An der Spitze derselben stand der Burggraf Gottfried Miller, ihm zu Seite die edlen Männer Hanns von Starkenberg, Rudolph von Ems, Heinrich der Kellner auf Tirol, Jakob

der Popp von Memmingen, Hanns Tollacher und Hanns Landmann von Meran. Diese luden 36 ehrbare Leute aus Passeier, dem Burggrafenamte, und der Stadt Meran vor, und forderten sie auf mit einem Eide zu Gott und den Heiligen die Rechte und Freiheiten des Gerichtes Passeier anzusagen, wie sie es von jeher gehört, geübt und genossen.

Diese bezeugten nun auf ihren Eid folgendes: „Alle Kriminalfälle, die nicht ausdrücklich als solche ausgenommen sind, gehören ins Burggrafenamt des Schlosses Tirol. Wer einen solchen verschuldet hat, wird vom Richter in Passeier gefangen, und nach Tirol ausgeliefert. Wer Jemanden im Thale todtgeschlagen, zahlt dem Richter daselbst 50 Pfund Berner, so wie seine Helfershelfer. Mit dem übrigen Leib und Gut sind sie dem Grafen von Tirol verfallen, und werden dahin ausgeliefert mit dem Leichnam des Erschlagenen. Für eine tiefe gefährliche Wunde zahlt der Thäter dem Gerichte 5 Pfund, für eine blutrünstige eben so viel. Kein Richter darf einen Passeirer fangen im Gerichtsgebiethe, der angesessen ist und eigenen Rauch hat, ausgenommen in Malefizsachen. Wohl aber kann er ihn auspfänden, und sein Gut um des Rechtes willen verkaufen lassen. Jede Streitigkeit in Alltagsangelegenheiten können und sollen die Thalbewohner unter sich abthun und austragen, so fern beide Theile damit einverstanden sind. Nur im Nichtvereinigungsfalle muß das Recht vor dem Richter gesucht werden. Alle Quatember, also viermahl im Jahre, ist Ehehafttheidigung. Auf derselben erscheinen alle Eidgeschwornen, deren Zahl stets voll erhalten werden muß durch die Wahl der Gemeinde, mit ihnen die Pröbste von Passeier, und jeder der letztern nimmt noch drei bis vier ehrbare Leute aus seinem Bezirke mit. Und hier sprechen die Geschwornen vor dem ordentlichen Richter des Thales über nicht vorsätzlichen Mord, Brand, Diebstahl und Verrückung der Marksteine. Außer diesen Gerichtszeiten, und über andere Kriminalgegenstände als die genannten sind die Eidgeschwornen nicht befugt irgend ein Urtheil abzugeben. Zu

diesen vier Jahreszeiten muß der Richter die Ehehafttheidigung berufen. Jeder Hofbesitzer ist verpflichtet, dabei zu erscheinen bei 5 Pfund Berner Strafe, wenn er nicht etwa krank ist. Der Richter sitzt bei diesen Volksversammlungen zu Gericht entweder zu St. Martin oder zu St. Leonhard, wo es ihm angemessen scheint, und während des Gerichtes darf kein Wein ausgeschenkt werden. Sowohl für St. Martin als für St. Leonhard wird ein eigener Fronbothe und ein eigener Redner durch die Wahl aller armen und reichen Gerichtsinsassen bestimmt. Ist der Richter zu strenge, so haben die Thalbewohner das Recht einen andern von der Herrschaft zu Tirol zu verlangen, der ein Thalmann ist, aus dem Volke gewählt. Die Passeirer können Messer und Spieße tragen wie von Alters her, außer zur Kirche und zum Rechte. In den zwei letztern Fällen kanns der Richter verbiethen, indem er dem Träger den Spieß abnimmt. Weiter ist ihm nichts zu thun erlaubt. Können die Zinsleute ihre Gebühren nach Tirol nicht in wirklichen Erzeugnissen abführen, so muß der Richter sie in Geld annehmen zu festgesetzten Preisen. Ehevor der Zinsprobst einen Nichtzahler pfändet, muß er es dreimahl fordern. Die Zahl der Eidgeschwornen muß immer voll bleiben. Fällt daher einer aus, so ist sogleich in den nächsten 14 Tagen ein Ersatzmann zu wählen. Jeder Holzmayr, welcher eine Trift Holz aus dem Gerichte treibt, muß demselben 100 Stämme Gemeinholz geben, weil er den Gerichtsschutz nöthig hat. Jeder Eingeborne hat das Recht vom Holze, das aus dem Gerichte geht, so viel käuflich an sich zu bringen als er braucht nach der Schätzung von vier ehrbaren Nachbarn. Auf gleiche Weise mag jeder sich das auf seinem oder dem Gemeindegrunde angeschwemmte Holz zueignen, aber nur 14 Tage nach der Trift des Holzmayrs, und nicht länger. Die Jagd ist den Leuten in Passeier ganz frei, damit sie desto besser zinsen können."

Mit diesen Satzungen eilte Heinrich ob dem Thurn in St. Martin, und Hanns der Stuechs von Buchenegg als

Gemeindevertreter im Jahre 1395 nach Wien, und erhielten vom Herzog Albrecht die volle Bestätigung aller Aussagen über ihre Rechte und Freiheiten. Aber die Herren von Passeier, Hillebrand und Hanns, Inhaber des Gerichtes von wegen des Landesfürsten fanden sich in einigen Punkten beschwert, im Einverständnisse mit vielen andern Edelleuten des Thales. Sie eilten nach Innsbruck, und bathen den Herzog Leopold, einige Punkte der Thalordnung zu erläutern und näher zu bestimmen. Der letztere willigte ein. Die nähern Bestimmungen liefen ungefähr auf folgendes hinaus: „Hat Jemand nicht so viel zu eigen, als er Zins und Bann zahlen soll, so mag der Richter ihn bei sich bleiben lassen, bis er Bürgschaft leistet für die schuldige Zahlung. Durch die letztere wird er persönlich frei. Bei Gerichtsverhandlungen sollen die Aussagen der Eidgeschwornen und die Anzahl der Zeugen Punkt für Punkt, und Mann für Mann genau nach der Wahrheit niedergeschrieben werden. Alle Passeirer mögen Schwerter tragen zu Feld und zur Gasse, ausgenommen in die Kirche und zu den Rechten. Nur die Edlen und Schildhofleute sind auch in den beiden letztern Fällen befugt Waffen zu tragen. Was die freie Jagd betrifft, so kann der Richter den gemeinen Thalleuten das Jagen und Fischen verbiethen. Sie müssen sich jedenfalls vorher bei ihm anfragen. Nur Edle und Schildhofbesitzer können für ihre Bedürfnisse jagen und fischen. Dagegen ist die Jagd der Bären, Wölfe, Füchse, der weißen Hasen, der Schneehühner, der Auerhühner und der kleinen Vögel ganz frei. Wenn ein Baumann stirbt, so sind seine Erben nicht gezwungen, den Hof zu empfangen. Wird aber ein Hof verkauft oder vertauscht, so muß man für den ganzen Hof 5, für den halben 3 Pfund Berner zahlen. Schildhofleute und Edelherren, und insbesonders die Dienstmannen von Tirol können nicht zu Fronbothen oder Fürsprecher bei den Eheschafttheidigungen gewählt werden, außer mit ihrer eigenen Einwilligung, und sind überhaupt nicht gehalten, an den Gerichtssitzungen persönlich theilzunehmen. Wollte jemand an-

derer diese Freiheit ansprechen, so ist er mit 50 Pfund Berner dem Gerichte verfallen. Nur als gerufener Zeuge muß jeder thalgesessene Mann erscheinen. Eine Sache, die in Klage gekommen ist, muß geendet werden, wenn auch die Sonne über das Haus im Holz gegangen ist, welches letztere sonst das Ende der Gerichtshandlung anzeigt. Der Richter ist befugt, den Gemeindeleuten zu gebiethen, daß sie Wege und Stege herstellen. Auf gleiche Weise kann er Gemeindewälder in Bann setzen, so daß ohne den Willen der Gemeinde Niemand Holz schlagen darf. Dagegen ist das Holzschlagen in den Eigenwäldern der Hofinhaber frei, nur sollen sie dieselben schonen, wenn Federspiel darinnen steht. Der Richter bestimmt ferner Maß, Wage und Gewicht, und den Weinpreis für die Wirthe mit Beiziehung verständiger Männer. Jeder unklagbare Mann ziehe aus dem Gerichte nach Willkür, aber der klagbare richte zuvor seine Sache vor dem Richter aus. Jeder schädliche Mann muß auf des Richters Befehl durch Edle und Unedle eingefangen werden, wo er sich findet." Aus vielen Bestimmungen dieser Rechtsnachträge geht unläugbar hervor, daß zu Gunsten des Adels einige Milderungen in den früheren Aussagen der geschwornen Zeugen über Passeierersatzung beliebt worden sind, die jedoch im Ganzen den Rechten des Thales unschädlich waren, und durch günstige Zusätze und größere Bestimmtheit des ältern Gewohnheitsrechtes aufgewogen wurden. Es ist ferner bei genauer Erwägung der Rechte des Adels und des Volkes in Passeier eine in so früher Zeit beispiellose Liberalität des erstern gegen das letztere durchweg ersichtlich. Wir gewahren einen vor Gericht völlig unabhängigen, durch sich selbst vertretenen Baumannsstand, wie er selbst in unserer Zeit in manchen Staaten nicht anzutreffen ist. Aus dieser Freiheit der Passeirer floß ihr Muth im Kampfe für gutes Recht, sie fochten für Angelebtes, heilsam Empfundenes, denn trotz aller Veränderungen der Zeit sind noch tiefe Spuren des ältern Rechtes im Leben der Thalbewohner übrig, wie wir im Verlaufe unserer Reise mit Befriedigung sehen

werden. Selbst die Hauptfehler der Passeirer, ein ewiges Keifen mit ihren Richtern, ein streitlustiges Nichtsthun in Gemeindeversammlungen, ihr stetes unmittelbares Angehen des Landesfürsten, ihr Wandern und Ziehen Land aus und ein stammt aus ihren uralten Rechten und Thalfreiheiten. Man kann mit Fug behaupten, ihr größtes Glück und schlimmstes Unglück war das freie, einheimische Volksrichterthum. Nur aus solchen Verhältnissen konnte ein Andreas Hofer hervorgehen, mit allen Tugenden und Fehlern seines Stammes. Und die schöne Begeisterung, die er im Lande für Altangeerbtes anzufachen wußte, seine Herzensgüte bei so viel frischer, birgischer Empfindung, sein Zartgefühl in derber Schale, selbst sein Wankelmuth im Rathe ohrgefälliger Einflüsterer stammen aus dem innersten, lange Jahrhunderte durch freie Volksthümlichkeit ausgebildeten Leben in Passeier.

Nebst dieser Feststellung der Rechtsverhältnisse war unter den alten Herren von Passeier noch folgendes für die Geschichte des Thales merkwürdig. König Heinrich von Böhmen, ein Sohn des Grafen Meinhard II., heirathete 1306 Anna, eine Schwester des Königs Wenzel III. von Böhmen. Da der letztere ohne männliche Nachkommenschaft zu Ollmütz ermordet ward, so erlosch mit ihm der alte, einheimische Königsstamm, und das Erbrecht auf Böhmen ging auf seine zwei Schwestern über. Die böhmischen Stände beriefen anfangs Heinrichen von Tirol als Gemahl der ältern Königstochter. Er konnte sich aber nicht behaupten gegen Kaiser Heirich VII. von Luxemburg, welcher die junge Prinzessin des alten Königsstamms seinem Sohne Johann zur Gemahlin gewonnen hatte, und mußte nach mehrmahligen Versuchen ganz verzichten auf Böhmens Krone. In den Restaurationsversuchen, die er zur Behauptung Böhmens unternahm, dienten die Herren von Passeier stets um Heinrich mit der erblichen Treue dieser Thalbewohner für die Grafen von Tirol. Namentlich waren stets erlesene Passeirer-Bogenschützen um die Person des Fürsten, und ihren aushältigen Diensten ist es zuzuschreiben, daß Heinrich

aus vielen Lebensgefahren, die er in diesem Kampfe bestehen mußte, glücklich gerettet wurde. Man erzählt, er sey von Passeirern mehrmahl im eigentlichen Sinne auf den Rücken getragen worden, als er zu schwach war, auf dem Pferde sich zu halten. Daraus erklärt sich die Vorliebe der Grafen von Tirol für die Leute dieses Thales. Unter seiner Regierung richtete eine Ueberschwemmung der Gewässer große Schäden im Thale an. Insbesonders ward das alte Archiv am Waltenbache von den Wogen zerstört. Heinrich erneuerte daher ihre Rechte und Freiheiten nach der Ueberlieferung kundiger Greise, und vermehrte sie durch sogenannte Handwerksfreiheiten, die nahezu zunftmäßig waren. Heinrichs Tochter, Margareta, belohnte die Passeirer mit der Bestätigung alter und neuer Freiheiten, und gewann sie vorzüglich durch die Erklärung, daß sie im Falle der Unzufriedenheit mit den von Tirol gesetzten Richtern aus ihrem eigenen Mittel den erwählen könnten, der ihnen am liebsten wäre. Daher traten sie auch mit ganzer Seele auf ihre Seite, und vertrieben ihren ersten Gemahl Johann von Mähren aus dem Schlosse Tirol, als ihre Herrin ihre Abneigung dagegen erklärt hatte. Eine Urkunde erwähnt dieser Dienste der Passeirer im Jahre 1341 ausdrücklich.

Die Edelherren von Tirol erwählten Ludwig von Brandenburg, des Kaisers Ludwigs Sohn, zum zweiten Gemahl der Landesfürstin Margareta. Er zog 1342 über den Jaufen nach Meran, und feierte daselbst am 10. Februar seine Hochzeit mit derselben. Passeirer waren von Sterzing bis Meran seine unzertrennlichen Begleiter. Als sein Gefolge auf dem Heimwege abermahls den Jaufen überstieg, brach sich daselbst der Bischof von Freysing, ein Herr von Chamstein, durch einen Fall vom Pferde den Hals. Unter Ludwig von Brandenburg gewann das Thal eine besondere Wichtigkeit als kürzeste Verbindungslinie zwischen Baiern und Südtirol. Otto von Aur und Heinrich Schenk von Mez, getreue Anhänger Ludwigs und der Herzogin, übernahmen, wie bereits erzählt

worden, das Richter- und Pflegamt daselbst, da den Herren von Passeier nicht zu trauen war. Dieser Umstand begünstigte die Volksfreiheiten in Passeier sehr. Ludwig von Brandenburg war im gleichen Maße bemüht, die Rechte der Bauern zu erweitern, und ihre ganze Anhänglichkeit zu gewinnen, als die der Hinneigung zur luxemburgischen Partei verdächtiger Herren von Passeier zu schwächen. Diese mehrere Jahre fortdauernde Reibung brachte die Bauern des Thales erst zum Bewußtseyn ihrer Kraft, und dadurch wurde am Ende des vierzehnten Jahrhunderts ihr einheimisches Thalrecht auf seine oben geschilderten vortheilhaften Grundlagen gestellt. Im Jahre 1348 richteten Erdbeben großes Unheil im Thale an. Sowohl St. Martin als St. Leonhard wurden durch Bergstürze beinahe verschüttet, und überhaupt die ganze Gegend verändert. Besondere landesfürstliche Sorgfalt half den Verarmten und Beschädigten wieder auf. Margarete Maultasche verpfändete in den letzten zehn Tagen ihrer Regierung das Gericht Passeier ihrem besonderen Lieblinge Perchtold von Passeier um 300 Mark Berner. Aber Erzherzog Rudolph löste es im nämlichen Jahre wieder ein, und überließ die Einkünfte desselben auf Lebens lang der Maultasche zur Bezahlung der Schulden. Beim Aussterben des Geschlechtes der Herren von Passeier unter Friedrich mit der leeren Tasche fielen auch einzelne Pfandstücke, die zum Gerichtsurbar gehörten, an die Landesregierung zurück.

Um diese Zeit trat eine völlige Veränderung der Verhältnisse in Passeier ein. Durch die Abtretung des Landes an Oesterreich hörte die ständige Residenz der Landesfürsten im Schlosse Tirol auf. Somit hatten auch die unmittelbaren Dienste, welche die Schildhöfe um die Person desselben geleistet, größtentheils ein Ende, mit allen jenen Vortheilen, welche die Fürstennähe stets gewährt. Der Kuntersweg war glücklich aufgethan worden, und leitete den Waarenzug zwischen Deutschland und Italien an der Eisak bis zum Brenner hinaus. Die bisher in Meran bestandenen, stark besuchten Jahres-

märkte wurden nach Botzen versetzt. So verlor sich auf einmahl der Zug von Menschen und Waaren durch Passeier. Dafür erhielten sie durch die Gunst der Landesfürsten einigen Ersatz durch anderweitige Beschäftigung. Nicht nur der Hof, sondern auch die Hof- und Regierungsbeamten bezogen einen großen Theil ihrer Weinbedürfnisse aus dem landesfürstlichen Kelleramte zu Meran. Die Lieferungen derselben ins Innthal wurde den Passeirern übertragen. Sie säumten jährlich vertragsmäßig 400 Yhren hinaus, und erhielten dafür 400 Gulden Lohn. Was darüber zu liefern war, wurde zu höhern Preisen bezahlt. Ein Passeirersaum betrug den fünften Theil eines Fuders, während auf den übrigen Straßen des Landes vier Säume ein Fuder ausmachten, und zu zwölf Sporkozentnern angeschlagen waren. Auch Wirthe und andere Abnehmer im Innthale bezogen durch diese Säumer aus Passeier Wein von Meran, Marling, Lana, Nals. Dafür zahlten die letztern am Zoll zu Lueg für jeden Zentner 1 Kreuzer, und für jedes Pferd 9 Kreuzer Zoll. Heimwärts führten sie Salz. So gewannen sie trotz ihrer niedrigen Lieferungspreise einen leidlichen Säumerlohn, der es ihnen möglich machte aus den Gegenden der obern Etsch mit den Fuhrleuten auf dem Kunterswege zu wetteifern. Ihre Rosse gingen das ganze Jahr über den Jaufen, ausgenommen im Frühjahre von Ostern bis Pfingsten wegen des Schnees, der um diese Zeit schmolz, und keinen festen Tritt gestattete. Für das Vorrecht der Hofweinlieferung mußten sie 10 Gulden ans Kelleramt in Meran zahlen, und diese Last dauert noch heutzutage fort, nachdem der Vortheil des Rechtes selbst längst aufgehört hat.

Der Bergbau auf dem Schneeberg, welcher in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Blüthe kam, nahm ihre Rosse gleichfalls in Anspruch. Die ersten Aufbrüche, welche im Jahre 1479 schon sehr bedeutende Ausbeute lieferten, geschahen auf der Seite von Passeier, und die Knappen standen unter der Seelsorge von Moos. Daher wurde der Schneeberg auch allgemein zum Etschland gerechnet. Erst später kam er der

Bequemlichkeit wegen unter das Berggericht von Gossensaß. Die Passeirer säumten den dort angestellten Knappen alle Lebensbedürfnisse aus dem Etschlande zu. Ueberdieß hatten zehn Höfe daselbst vertragsmäßig die Verbindlichkeit alljährlich zu festgesetzten Preisen 200 Klafter Brennholz, 75 Zöchenstempel, 1925 Kostenstempel, 4100 Stollenstempel, 4000 Pfähle, 20 Wasserröhren, 40 Wasserrinnen, 20 Durchzüge, 20 Seile, 80 Schießer- und Hammerschäfte, 746 Klafter Holz zu Gestängen, 246 Bodenflecken, 597 Dachflecken, und 44 Polsterläden auf den Schneeberg zu liefern. Sie nahmen alle Säumer des Thales zu dieser Lieferung in Anspruch, und nachdem diese bezahlt waren, erhielt noch jeder Hof 36 Gulden für seine Thätigkeit an diesem Geschäfte, das Thal also jährlich 360 Gulden. Die Säumer selbst wurden zu diesem Zwecke alljährlich verzeichnet, damit sie auf den Ruf des Bergrichters zu Sterzing sogleich aufgebothen werden konnten. Der Vertrag, der ihnen dieses Geschäft auflud, wurde von fünf zu fünf Jahren stets wieder erneuert. Als die Hofweinlieferung unter der Erzherzog Klaudia zu den alten niedrigen Preisen nicht mehr geschehen konnte, so hörte sie durch freiwilligen Verzicht der Passeirer ganz auf. Dafür erhielten sie das Recht, die gewonnenen Erze des Schneeberges mit den Bewohnern von Ridnaun und Sterzing nach der letzten Stadt zu säumen. Man theilte die letztern jährlich in drei Haufen, deren einer gewöhnlich zu $^{32}/_{9}$ Theilen den Passeirern zur Lieferung anheim fiel. Man zählte im Durchschnitte 20 angesessene Säumer im Thale, deren jeder mehrere Pferde hatte. Die Zahl der letztern wechselte jedes Jahr, stieg jedoch durchschnittlich nicht höher als auf 300. Dieses Saumgeschäft übte ebenfalls großen Einfluß auf den Charakter der Passeirer, und nährte ihren Trieb ins Weite, der noch ungestillt fortglüht, nachdem das ganze Säumerwesen längst erloschen ist.

Von diesem Vorgriffe in der Geschichte kehren wir wieder zu Friedrich mit der leeren Tasche zurück. Er war anfangs nicht gesonnen, das Gericht Passeier als Pfandschaft

einem Edelgeschlechte zu überlassen. Aber Noth und besondere Verhältnisse zwangen ihn dazu. Die von Fuchs, denen ohnehin schon ein großes Gut in Passeier gehörte, wußten bald das Gericht als Pfandschaft für dargeliehene Gelder in ihre Gewalt zu bringen, und behielten es bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Dadurch war das Geschick des Thales größtentheils an die Schicksale dieses Hauses gebunden. Die Fuchse waren ursprünglich Dienstmannen der Grafen von Eppan, denen sie ihr erstes Emporkommen verdanken. Wenn daher Graf Maximilian von Mohr ihren ursprünglichen Ansitz nach Ulten verlegt, so deutet er damit auf ihre Pflegerschaft im letztgenannten Thale auf den weitläufigen Besitzungen der Grafen von Eschenloh, eines Nebenzweiges der Grafen von Eppan und Greifenstein. Später siedelten sie nach Eppan über und erbauten das Schloß Fuchsberg nach einer gleichnamigen Behausung in Ulten auf den lieblichen Hügeln von St. Pauls, unter Hocheppan. Nach dem Aussterben ihrer ursprünglichen Lehensherren an die Grafen von Tirol übergegangen, wuchsen sie schnell an Macht und Reichthum. Als der älteste des Geschlechtes wird Georg Fuchs aufgeführt, der 1165 auf dem Turnier zu Zürch sich einfand. Ulrich Fuchs erscheint im Jahre 1267 als unbezweifelter Lehensträger der Feste Fuchsberg, der urkundlich gewisse Stammvater der nachherigen Grafen Fuchs. Sein Urenkel gleiches Namens zeugte gegen das Jahr 1350 mit Osanna von Rottenburg den berühmten Christoph Fuchs, welcher sich unter Friedrich mit der leeren Tasche sammt seinem Sohne Wolfart als besonders eifriger Adelsbündner ausgezeichnet hatte. Er vermählte sich, wie bereits gemeldet worden, mit Barbara von Jaufenburg, einer Tochter Hildebrands von Passeier, und gewann dadurch und durch die Gunst der Landesfürsten alle Güter der Herren von Passeier zu Jaufenburg. Sein Sohn Wolfart erwarb durch seine Gemahlin Dorotea, eine Tochter Petermanns von Lebenberg und Erbin seines Bruders Leonhard, Adelshauptmannes an der

Etsch, das Schloß gleiches Namens ob Marling. Auf gleiche Weise kamen sie durch glückliche Heirathen zum Besitze der Schlösser St. Valentin, Korb, Freudenstein und Hocheppan. Das letzte kam in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an ihr Haus durch Barbara von Gföll, die sich mit Werner Fuchs ehelich verbunden hatte. Sie theilten sich in drei Hauptzweige. Einer derselben saß auf Jaufenburg, der andere auf Lebenberg, der dritte auf Fuchsberg oder Korb. Der letztere starb frühzeitig aus, und sein Vermögen fiel durch Elisabeth, die einzige Tochter und Erbin des Georg Fuchs an ihren Gemahl und Vetter Johann Fuchs zu Lebenberg, Wolfarts Enkel. Die zwei noch übrigen Geschlechtszweige hatten zwar die eigentlichen Lehensgüter unter einander getheilt, besaßen aber die Pfandschaften mit einander gemeinschaftlich, ohne daß jemahls eine völlige Ausscheidung zu Stande kam.

Die Jaufenburg mit vielen angränzenden Gütern, und mancherlei durch das ganze Thal zerstreuten Grundrechten war als rechtes Lehen der Grafen von Tirol ein Besitzthum der ältern Linie der Fuchse, die uns hier zunächst beschäftigt. Das Gericht mit dem dazu gehörigen Urbar kam erst nach und nach an ihr Haus. Unter Herzog Leopold dem Jüngern, einem Bruder Friedrichs mit der leeren Tasche, liehen sie der Landesregierung 180 Dukaten, welche im Laufe mehrerer Jahre durch ausständige Zinse sich verdoppelten. Dafür erhielten sie ein Pfandrecht auf Passeier für ihren Zinsantheil. Hillebrand von Passeier, der sich mit seiner Tochter Barbara in ihr Geschlecht verflocht, besaß Schloß und Gericht Altenburg als Pfand für ein Darlehen von 1960 Mark Berner Meranermünze, womit er in schwierigen Zeiten den Herzogen Friedrich mit der leeren Tasche und seinem Bruder Ernst ausgeholfen. Dieses Pfandrecht ging nach Hildebrands Tode an die Fuchse über. Die Brüder Thomas und Wolfart Fuchs und ihr Vetter Degen schossen dem Erzherzog Sigmund noch 1000 Mark Berner vor. So schuldete die Landesregierung den letztern in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts mit

Hauptstock und Zinsen 5360 Mark Berner. Dafür erhielten sie im Jahre 1479 vom genannten Landesfürsten die Herrschaft Passeier mit Gericht und Urbar zum Pfande, und gaben dafür ihre Ansprüche auf Altenburg auf. Dabei wurde ihnen aber zur Pflicht gemacht, die alte Gewohnheit des Thales zu achten, und die Volksfreiheiten ungeschmälert zu lassen. Erzherzog Leopold V. bestätigte dieses Uebereinkommen das letzte Mahl im Jahre 1628. Das Schloß hatte einen eigenen Burgfrieden, welcher die Höfe an der Ecke, unter der Ecke, in Tal, Uebelstein und Aichach begriff. In dem Schlosse stand eine uralte Margaretenkapelle älter als das Schloß selbst aus jenen dunkeln Zeiten, wo in Tirol die Jungfrau Margareta von der Volkspoesie als die Heilige des Tages gefeiert wurde. Daraus entstand eine Heldin, die jetzt in keiner Legende wieder zu finden ist. Daran diente ein ständiger Priester, schon 1426 zu den Zeiten Friedrichs mit der leeren Tasche reichlich besoldet mit Höfen und halseigenen Leuten, die zum Theil erst im siebzehnten Jahrhundert erbliche Bauleute wurden, daher unabhängig von den Grafen Fuchs. Sie mußten beim Antritte derselben versprechen, das Gottesgut heilig zu bewahren und zu verwalten, und namentlich alle Simonie zu vermeiden. Daraus geht unzweideutig hervor, daß die Margaretenkapelle älter ist als das Schloß, und beim spätern Baue mit in den Bereich desselben gezogen wurde. Eine Urkunde sagt ausdrücklich, daß die Herren von Passeier die Ausstifter derselben gewesen. Sie gehört also zu den ältesten Kapellen des Thales.

Die heutige Kreuzkapelle, welche unter dem Schlosse am Jaufenwege steht, stammt erst aus dem sechszehnten Jahrhundert. Hildebrand Fuchs, Wolfarts Enkel, Hauptmann in Kufstein, wallfahrtete nach Jerusalem, heimreisend kam er in Gefahr, Schiffbruch zu leiden, und machte ein Gelübde, eine Kirche zu bauen, wo ihm sein Roß ein Zeichen geben würde. Es fiel bei seiner Heimkunft an der Stelle der Kreuzkirche auf die Knie, und so kam noch im Jahre 1531 die letztere zu

Stande. Kreuzgänge wandern alle Jahre zwei Mahl dahin zur Verehrung des Kreuzes Christi. Christoph Fuchs der Jüngere zu Jaufenburg, der sich mit der letzten Sprosse der Herren von Passeier verbunden, hinterließ als Haupterben seinen Sohn Hildebrand, der sich unter Sigmund dem Münzreichen durch treue Anhänglichkeit und Theilnahme an den Lieblingsunterhaltungen dieses Fürsten große Hofgunst gewann. Sein Enkel Tegen I. reichte bis ins Zeitalter der Reformation herauf, und that sich im Staatsdienste unter Maximilian und seinem unmittelbaren Nachfolger Karl V. sehr hervor.

Dessen Sohn war Christoph, ein Mann der neuern Zeit, voll Ehrgeiz und Talent, mit der Kraft und Gewandtheit es geltend zu machen. Er zeugte mit seiner Gemahlin Katharina von Marelrein schöne Töchter, die sich mit den edelsten Landesherren vermählten, und reiche Schwagerschaften für die Besitzer von Jaufenburg begründeten. Durch seine Kenntniß und Thätigkeit schwang er sich zur ersten Beamtenstelle im Lande empor. Er wirkte unter Ferdinand I. als fürstlicher Rath und Statthalter in Innsbruck, und genoß das ganze Zutrauen seines kaiserlichen Gönners. Als seine Gattin im Jahre 1536 starb, und seine Töchter versorgt waren, trat er vom Staatsdienste zurück, und ließ sich zum Priester weihen. Durch landesfürstliche Empfehlung erhielt er bald darauf ein Kanonikat zu Brixen, und wurde im Jahre 1539 zum Bischofe daselbst erwählt. Er gründete hier eine Adelsschule, und eiferte zeitgemäß für wissenschaftliche Erneuerung des Adels und der Geistlichkeit. Zur Reform der letztern, als dem dringendsten Bedürfnisse der damahligen Zeit, machte er ernstliche Anstalt, und setzte auf einer Synode Verordnungen durch, deren Ausführung leider durch seinen frühzeitigen Tod am 9. Dezember des Jahres 1542 unterblieb. Mit ihm ging die beste Kraft seines Stammes zu Grabe. Keiner seiner Nachkommen erreichte die Thatkraft, womit er seinen Zeitgenossen unbedingte Achtung abgewonnen hatte. Da sein gleichnamiger und einziger Sohn schon vor ihm gestorben war, so trat sein

Bruder Tegen II. in den Besitz der Herrschaft in Passeier, ums Jahr 1583 Hauptmann an der Etsch, ein fester Hort gegen die Wühlereien des Lutherthums. Dessen Urenkel Karl der ältere, ein Mann von gutem Willen und noch größerem Reichthum, starb ohne männliche Nachkommen. Deßhalb übernahm Karl Fuchs der jüngere, durch seine Frömmigkeit und die Sorge für einen freien Bauernstand rühmlich ausgezeichnet, die Herrschaft Passeier. Er stammte aus der lebenbergischen Linie von Wolfart ab, der zu Friedrichs Zeiten als trotziger Adelsbündner bekannt war. Er war ein besonderer Liebling Maximilian des Deutschmeisters, und stimmte mit demselben besonders in der andächtigen Zeitrichtung überein, welche damahls so viel beitrug, das verwahrloste Volk zur Sittlichkeit und Tugend anzuleiten. Er überlebte aber seinen fürstlichen Gönner weit, und erstreckte seine Thätigkeit bis in die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, und genoß das besondere Zutrauen der Herzogin Claudia und ihres Sohnes Franz Karl. Er lebte gerade bis zum Eintritt des Kaisers Leopold nach dem Aussterben der tirolisch-österreichischen Herrscherlinie. Er ertheilte im Einverständnisse mit seinen Stammvettern den Pächtern auf den vielen Urbarhöfen in Passeier aus religiösen Gründen zum Heile seiner Seele und um Gott den Urheber aller Menschen zu ehren das ewige Erbrecht, und führte diese Maßregel mit größtem Ernste trotz aller Hindernisse glücklich durch. Dadurch wurde er ein wahrhaftiger Wohlthäter des Thales, und fast wie ein Heiliger schon im Leben verehrt. Die Bauern fanden bei ihm stets eine volle Kasse, und viele Urkunden weisen nach, daß er mit großer Liebe Darlehen machte zu sehr mäßigen Zinsen, um ihr Hauswesen und ihre Handelsgeschäfte zu erleichtern. Vielen erließ er die Zinse für Kapitalien ganz, und sah ihnen besonders zur Zeit des Mißwachses ihre Grundreichnisse nach. Er hieß deßhalb gewöhnlich „der gute Herr auf Jaufenburg.“ Die Gottesdienste in der Pfarrkirche besuchte er nicht bloß selbst sehr fleißig, sondern stiftete deren wohl selbst mit beträchtlichem Aufwande,

so unter andern die Erzbruderschaft des heiligen Rosenkranzes im Jahre 1652 mit 10 Yhren Vergerner an den Pfarrer, 5 Gulden an den Organisten, und 10 Gulden an die Kirche. Deßhalb wandte die Priesterschaft auf ihn den bekannten Spruch des heiligen Bernard an: „Ein wahrer Diener Mariens wird kaum zu Grunde gehen.“ (Verus Mariae cultor vix peribit.) Er starb am 8. Juni 1664, und wurde im fuchsischen Familienbegräbnisse unter dem Kirchenboden zu St. Leonhard beigesetzt. Im Jahre 1794 wurde sein Grab geöffnet, und da fand man seinen Leib noch ganz unverwesen. Die zweite Untersuchung seines Leichnams fiel in die Jahre 1820—1830 unter dem Landrichter von Strolz. Da war alles Fleisch verzehrt bis auf einen Fuß. Dieser war noch ganz weich, fleischig und feucht. Seine Gemahlin war eine Freiin von Bemmelberg.

Die Fuchse wurden im Jahre 1603 durch landesfürstliche Gunst Freiherren, und im Jahre 1634 Grafen und zugleich Kämmerer der Grafschaft Tirol. Zu ihren Besitzungen in Passeier gehörte zunächst das Schloß Jaufenburg mit dem Rechte, 4 Fuder Mueß-Salz jährlich in Hall unentgeltlich zu beziehen. Unter dem Schlosse lag ein schöner Garten mit köstlichen Weihern, die von Forellen wimmelten mit den Jäger- und Fischerhütten am Waltenbache in mahlerischer Gegend. Dazu kamen zwei Alpen, Fistrad (Pfistrad) und Umbls im höhern Gebirge. Man schätzte das ganze Besitzthum im mäßigen Anschlage auf 10,000 Gulden. Damit waren überdieß Allodialgrundgüter zu 5847, Waiseten zu 399, der große und der St. Pölten Zechente zu 807 Gulden verbunden. Somit betrug das gesammte fuchsische Vermögen in Passeier 17,053 Gulden. Nebst dem besaßen sie im übrigen Burggrafenamte und Vintschgau 12,546 Gulden in Gülten, Zinsen und andern Gefällen. Ihr Urbar in Eppan, Tramin und Botzen belief sich im Kapitalswerthe auf 2439 Gulden. Im Ganzen stieg ihr Vermögen mit Einrechnung aller zerstreuten Gefälle auf 44,014 Gulden. Dazu zählten ihre Pfandschaften und

Gerichtserträgnisse, die für die damahlige Zeit auch von Bedeutung waren. Sie lebten besonders nach dem Tode Karl des jüngern prachtvoll und verschwenderisch. Ein Fest folgte dem andern. Und wenn die Gesundheit auf Jaufenburg getrunken wurde, gaben sie mit der Fahne vom Schloßthurm ein Zeichen für Lebenberg, das mit einiger Aufmerksamkeit die Fahne sehen, und den Wiederhall der Pöller vernehmen konnte, und zugleich die gefüllten Humpen leerte. Viele fremde Edelherren von der tiefern Etsch fanden sich regelmäßig zumahl im Sommer auf Jaufenburg ein. Das Scheibenschießen war eine gewöhnliche Unterhaltung. Die Schützen schossen von der Burg aus über das Thal an das ferne Ziel am jenseitigen Berge. Fischer und Jäger sorgten im theokritischen Jammer für die Festküche. Das Volk wurde gezwungen nach alter Thalordnung die Wege fahrmäßig einzuhalten. Man konnte von Walten bis Meran mit vier Pferden fahren. Wenn die Grafen zu Lande fuhren, ritt ein Dienstmann mit der Peitsche voraus, und trieb die Leute aus dem Weg, und wenn sie im Herbst in Eppan zur Weinlese ankamen, begrüßte sie die große Glocke von St. Pauls. Die jungen Gräfinnen ließen sich von muthigen Rossen in zweispännigen Wagen in die Alpe Fistrad fahren, wo sie sich mit Milch wuschen, und öfter in Milch badeten, um ihre Schönheit zu erhalten. Solchen Lebensgenuß konnte das Stammvermögen nicht bezahlen. Sie machten Schulden, namentlich auf die Pfandschaft in Passeier, und zogen das Geld der Witwen und Waisen an sich unter der Vorspiegelung ihres unermeßlichen Vermögens, das größtentheils in unveräußerlichen Lehen bestand. Es lasteten auf demselben 30,000 Gulden Schulden.

Karls des jüngern ältester Sohn und Erbe der Güter in Passeier, Ernst Franz Graf von Fuchs, wollte sich auf unrechtmäßige Weise aus dem Verfalle seines Vermögens herauswinden, und das Gericht in Passeier durch allerlei Neuerungen einträglich machen. Deßhalb focht er durch kostspielige Prozesse die Gerichtsfreiheiten und Gewohnheiten des

Thales an, und erregte eine Bitterkeit unter den Bauern, die von beiden Seiten Gewaltthaten zur Folge hatte. Es wurde eine Ordnung in Bezug auf die Gerichtskosten im Jahre 1673 scheinbar mit wechselseitiger Uebereinstimmung entworfen. Darin waren dieselben auf folgende Weise bemessen. Der Richter erhielt in ganzen Tagsatzungen 1 Gulden 40 Kreuzer, der Gerichtsschreiber 1 Gulden 30 Kreuzer, der Gerichtsanwalt 1 Gulden, für halbe Tage je 50, 45, 30 Kreuzer, und damit mußten sie auch ihre Mahlzeiten zahlen. Die Schadloshaltung der Beistände betrug je nach der Größe und Länge ihres Dienstes 30, 12, 9, 6 Kreuzer, und 18 Kreuzer für ihre Verpflegung in Speise und Trank. Die Gerichtsgeschwornen waren zum unentgeltlichen Dienste verpflichtet. Nur die Kost und die ersten drei Tage 12 Kreuzer täglich durften sie ansprechen. Die Gerichtsdiener bekamen je nach der Zeitlänge ihres Dienstes 18, 9, 6 Kreuzer, und 18, 15, 12 Kreuzer für das Essen. Ihre Ganggelder waren nach der Länge des Weges auf 3, 6, 10, 15 Kreuzer für jede Person, die es betraf, festgesetzt. Das Siegelgeld für wichtige Urkunden stieg auf 1 Gulden, das Rechnungsgeld nach dem Umfange der Arbeit auf 12, 18, 24 Kreuzer. Noch genauer waren die Verfachgelder ausgemessen, sie wechselten zwischen 4 bis 45 Kreuzern, je nach dem Eintrage, der gemacht werden mußte. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Feststellung der Gerichtspreise für das siebenzehnte Jahrhundert schon ziemlich hoch waren. Aber die Gerichtsherren wurden durch diese Feststellung nur desto mehr erbittert, und suchten sich auf andere Weise zu entschädigen. Es kam im Jahre 1683 zu einem förmlichen Aufstande ob den Bedrückungen, die sich das Gericht erlaubte. Die Regierung in Innsbruck mußte einschreiten. Der Regierungsrath Johann Anton Rossi de sancto Juliano erschien zum Versuche einer Ausgleichung am 12. November dieses Jahres beim Oberwirth in St. Martin. Der Gerichtsherr nahm daran Theil, und es kam zum folgenden Vergleich: 1. Der Gerichtsherr ist nicht befugt, die Unterthanen mit Schlägen und Stößen

zu mißhandeln, sondern er soll sie väterlich halten. 2. Die Strafe gegen die Missethaten der Unterthanen darf nicht nach Willkür diktirt, sondern muß vom Gerichte erkannt werden mit dem Rechte des Vergleiches und der Appellation zu Gunsten der Verurtheilten. 3. Die Gerichtsherren dürfen Verkaufsgegenstände nicht gewaltsam pfänden zu ihrem Gebrauche, sondern müssen es um ordentlichen Preis kaufen, und wo sie dieses nicht thun wollen, den Verkauf aus dem Thale ungehindert gestatten. 4. Sie sind ferner gehalten, die ausständigen Zinse für schuldige Kapitalien an Kirchen, Bruderschaften und Gemeinden nachzuzahlen. 5. Die maßlose Zerstückelung der Güter soll nicht wieder gestattet werden, damit der Gemeindegenuß nicht zu stark beschränkt wird.

Dieser Vertrag entfernte allerdings einige Beschwerdepunkte, aber an guten Willen zur Eintracht fehlte es fortwährend auf beiden Seiten. Nach dem frühzeitigen Tode des Grafen Ernst Franz wurde seine Gemahlin Eleonora Beatrix, eine geborne Gräfin Saurin, Gerichtsfrau in Passeier. Ihre Regierung fiel gerade ins stürmische Jahr 1703. Als ihr Richter und Gerichtsschreiber in einer Person wirkte um diese Zeit Johann Reimprecht von Elzenbaum, und beschwerte die Leute mit unrechtmäßigen Auflagen und Strafgeldern ungemein. Deßhalb ward er als Fremder doppelt gehaßt. Auf eine kräftige Vorstellung der Passeirer wurde er zwar entfernt, aber an seine Statt wieder ein Fremder berufen, Doktor Georg Falger. Dieser änderte im Ganzen nichts, und ließ die gegründeten Klagen der Unterthanen unberücksichtigt.

So kam das bedrohliche Jahr 1703. Der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern war im Einverständnisse mit den Franzosen, die im spanischen Erbfolgekriege bekanntlich gegen Oesterreich standen, im Juni dieses Jahres mit 16,000 Mann ins Tirol eingefallen, und hatte mit unglaublicher Leichtigkeit das Innthal gewonnen. Seine Absicht war, sich mit den Franzosen im italienischen Südtirol unter dem Generale Vendome zu vereinigen, und auf diese Weise die

wichtige Verbindung Oesterreichs mit Deutschland und Italien durch Tirol abzuschneiden. Da wurde das Thal Passeier auf einmahl lebendig. Es galt die Baiern von Vintschgau und vom Brenner aus zu gleicher Zeit anzugreifen. Die Uebergänge über den Jaufen und den Tümbls wurden sogleich durch Verhaue für einen feindlichen Angriff unwegsam gemacht. Winnebacher, der uns später als Dichter und Seelsorger in Moos näher bekannt werden wird, machte den Späher, und bewegte sich mit seinen Kundschaftern einerseits über Sterzing nach dem Brenner, andererseits durch das Oetzthal nach Stams, wo der Zisterzienser-Abt mit ihm einverstanden war. Christoph Hafner, Bürger von Meran, leitete in Passeier selbst die Vorkehrungen für einen Angriff auf den Brenner, wo die ersten baierischen Vorposten standen. Das Gericht Passeier stellte ihm 300 schöne kräftige Männer zur Nothwehre. Mit denselben zog er über den Jaufen nach Sterzing. Mittlerer Weile griffen die Passeirer ihren Richter Falger an, und wollten ihn strafen für alle Ungebühr, die er mit ihnen getrieben. Er mußte sich flüchtig aus dem Thale stehlen, um mit dem Leben davon zu kommen. Die Gerichtsfrau Eleonora Beatrix versprach in großen Aengsten allen Beschwerden abzuhelfen. Einstweilen übernahmen die Passeirer das Richteramt selbst. Der nachfolgende Landsturm zog von der Etsch durch Passeier nach den Jaufen, unter den Befehlen des Oberstwachtmeisters Dominikus Hohenhauser von Meran. In Saltaus sammelten sich die einzelnen Scharen am 28. Juni, und rückten gegen den Jaufen vor. Mit dem Landsturm vereinigten sich 50 österreichische Soldaten von Negrellischer Mannschaft, darunter besonders treffliche Offiziere, die des Kriegswesens ganz kundig waren. Hohenhauser folgte langsam nach, höchst zweideutig in seinem Benehmen, doppelsinnig in seinen Befehlen. Daher wachte der Verdacht auf, er stehe als Verräther mit den Baiern im Einverständnisse. Als die Vorhut schon den Jaufen hinanstieg, verbreitete sich die falsche Nachricht, der Jaufen sey bereits erstürmt von den

Baiern, diese würden nächstens mit gesammter Macht ins Passeier hinunterbrechen. Da warf sich der Landsturm in regelloser Flucht auf St. Martin zurück. Der Argwohn gegen Hohenhauser stieg. Zum Unglücke hatte er kein Pulver und Blei auszutheilen. Böse Zungen erzählten überdieß, er habe unter das wenige vorräthige Pulver Sand und Salz gemischt, um das Schießen und Treffen unmöglich zu machen, er gehe mit der Absicht um, alle Landesvertheidiger den Baiern auf die Schlachtbank zu liefern. Als daher die Flüchtigen auf Hohenhauser stießen, rissen sie ihn vom Pferde, und mißhandelten ihn auf das gröblichste. Man schleppte ihn nach St. Martin, daselbst erhielt er drei Hiebe, und fing stark zu bluten an. Dessen ungeachtet ward er zu Rosse nach Saltaus geliefert, und unweit vom letztgenannten Wirthshause grausam gemordet. Drei Schüsse machten seinem Leben ein Ende am 29. Juli gegen 9—10 Uhr Vormittags.

In Meran ward auf diese Nachricht das Haus des Hohenhausers geplündert, und seine Witwe mit Hohn mißhandelt. Leider zeigte es sich, daß der Stadtrath nicht gesonnen war sich gegen die Baiern zu vertheidigen. Er hatte bereits die Unterwerfungsurkunde bereit. Daher erschien die blinde Wuth der Bauern wo nicht gerechtfertigt, doch zu entschuldigen. Sie wählten den Herrn Andreas Flugi von Aspermont, seßhaft zu Knillenberg in Obermais, zu ihrem Anführer. Das Gerücht von der Erstürmung des Jaufens durch die Baiern erwies sich als falsch. Am 1. Juli zogen die Landesvertheidiger über den Jaufen bis Gasteig, und stießen hier auf einzelne baierische Husaren, die als Kundschafter sich so weit vorgewagt hatten. Aber noch in derselben Nacht räumten die Feinde Sterzing, und zogen sich hinter den Brenner zurück. In Folge dieses Rückzuges beschränkte man sich diesseits auf die Besetzung des Jaufens und Tümbls, bis die Baiern, vom innthalischen Landsturm genöthigt, Tirol wieder räumen mußten.

Durch diese stürmischen Erlebnisse mürbe gemacht, be-

willigte Eleonora Beatrix den Passeirern endlich einen Thalmann zum Richter. Er hieß Heinrich Haller. Aber Zwiespalt zwischen der Herrschaft und den Bauern hörte darum nicht auf. Im Jahre 1729 wurden von Seiten der Thalgemeinden der Mooserwirth Michael Hofer, und Michael Theiß und Hans Tschöll von St. Leonhard ausgewählt, einen gerichtlichen Prozeß gegen den Gerichtsherrn Johann Jakob Fuchs einzuleiten. Sie erschienen zu Innsbruck, und brachten ihre Klagen vor, die auf Folgendes hinausliefen: „Nach vorgelegten unzweifelhaften Urkunden habe der Gerichtsherr Johann Jakob Fuchs unmäßige Gebühren für gerichtlich abgefaßte Verkäufe erhoben; Krämer und Gewerbsleute seyen um Geld ohne Anfrage bei der Gemeinde ins Thal aufgenommen worden; das Flintentragen und Vogelschießen werde mit schweren Bußen gestraft. Es bestehe von Seiten der Gerichtsherren eine fühlbare Erbitterung gegen Michael Hofer und Johann Tschöll, auf welche die Gemeinde großes Vertrauen setze, und als man sie zum Gerichtsprobst und Anwalt ernannt habe, sey die Bestätigung derselben ohne Angabe von Gründen versagt worden."

Von diesen Klagen gingen sie auf bestimmte Forderungen über, welche sich in folgenden Punkten formuliren lassen: 1. Als Ablösungspreis für Naturalgaben an den Gerichtsherren solle falls man im Gelde bezahlen wolle der Kelleramtspreis in Meran zum Maßstabe genommen werden. 2. Der Gerichtsherr soll verhüten, daß nicht zu viel fremde Leute und Monopolisten im Gerichte zugelassen werden. 3. Der Gerichtsherr verbiethe den Unterthanen Jagd und Fischerei gegen die Privilegien vom Jahre 1396, das müsse der Landesfürst untersuchen, und nach Recht und Gewohnheit des Thales entscheiden. 4. In allen Rechtsfällen habe die Rossi'sche Vergleichordnung zu gelten, und überhaupt sey mehr auf Leibes- als Geldstrafe anzutragen. 5. Der Anwalt und Richter sollen wie bisher nach altem Gebrauche gewählt und aller Eigendünkel der Gerichtsherren beseitiget werden. 6. Durch die

Gewährung dieser Forderungen sey alles abgethan und vergessen, was sich zwischen beiden Theilen verlaufen habe, und die Unkosten des bisheriges Streites hätten beide Theile gleichmäßig zu tragen.

Die Regierung in Innsbruck rieth beiden Theilen zu einem gütlichen Vergleiche. Die Passeirer weigerten sich dessen entschieden, und drohten im Nothfalle eine Gesandtschaft an den allerhöchsten Hof in Wien zu senden. Da man auf ihre Meinung nicht einging, so wanderten Michael Hofer und Johann Tschöll wirklich 1731 nach Wien, und verlangten, daß die Pfandschaft Passeier der Gemeinde selbst überlassen werde, da mit den bisherigen Gerichtsherren nicht auszukommen sey. Man stützte sich hiebei auf das Beispiel von Nauders, Pfunds, Laudeck und Landeck, wo die Gerichte ebenfalls den Gemeinden überantwortet seyen zur Belohnung für ihre treuen Dienste im Jahre 1703. Passeier habe sich im genannten Jahre gewiß eben so wacker gehalten als jede andere Gemeinde in Tirol. Der Wienerhof ging jedoch in diese Forderung nicht ein, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die Passeirer bei aller Wahrhaftigkeit einzelner Beschwerden doch nach ihrer Art im Ganzen Uebertriebenes verlangten, und der Obrigkeit gegenüber einen allzu zuversichtlichen Bauernton anstimmten. Der Hader dauerte fort bis ins Jahr 1741. Um diese Zeit ging abermahls eine Gesandtschaft aus Passeier nach Wien, und trug der Kaiserin Maria Theresia die Beschwerden des Thales gegen den Gerichtsherrn vor. Ein neuer Grund des Mißvergnügens hatte diesen Schritt veranlaßt. Im Jahre 1738 starb der Graf Karl Maria Joseph Fuchs. Seine zurückgelassene Witwe Lucretia Antonia, eine geborne Marchetti, ließ es zu einem Bruche des Fuchsischen Vermögens, so weit es nicht Lehen war, kommen, bereits der zweite Versuch dieser Art, um sich eine unbequeme Schuldenlast abzuwälzen. Der Verlust, den Kirchen und Stiftungen dabei erlitten, stieg auf 6106 Gulden. Dieser in der That wenig ehrenwerthe Vorfall wurde hastig benützt, um das Ziel

zu erreichen, welches kein anderes war, als ein förmlicher Rechtskrieg der Bauern gegen die Herren, um die letztern aus dem Besitze des Richteramtes zu verdrängen, wie es der damahlige Geist des Volkes unverhohlen darlegte. In 40 Beschwerdeschriften wurde gegen die Grafen Fuchs geklagt. Diese wehrten sich jedoch mit solchem Nachdruck, daß die Regierung einen Vergleich vorschlug und auch wirklich zu Stande brachte. Da aber nach demselben die Grafen Fuchs Gerichtsherren blieben, so war nichts erreicht. Der Unwillen machte sich auf beiden Seiten Luft mit unaufhörlichen Prozessen. Die Bauern und die Gerichtsherrschaft verarmten ohne Aussicht auf einen friedlichen Zustand.

So kam es wenige Jahre darauf wirklich so weit, daß die Grafen Fuchs auf die Pfandschaft Passeier Verzicht leisten mußten, die ihnen den größten Theil ihres Vermögens gekostet hatte. Alle Versuche der Gerichtsgemeinde in den Besitz der Pfandschaft zu kommen, mißlangen. Die Regierung gab dieselbe dem Freiherrn Hieronymus von Battaglia, der ursprünglich aus Trient stammte, aber auch zu Meran einen Ansitz mit Garten und Gewächshaus besaß. Er wurde am 21. April 1745 als Pfandbesitzer unter folgenden Bedingungen eingesetzt: „Der neue Gerichtsherr erhält Gericht und Urbar mit allen anklebenden Rechten, Gefällen, Taxen, Bußen, und in Erbschaftsfällen mit dem Rechte des Erstgeburtseinkommens. Er kann die Gerichtsbarkeit entweder selbst oder durch tüchtige Beamte ausüben, mit der Verpflichtung von seiner Seite keine unrechtmäßige Sporteln zu erheben, sich mit dem Gerichtszwange nicht zu übereilen, Waisen, Witwen und arme Leute in Schutz zu nehmen, gute Polizei zu halten, Kirchen bei Ehren und Würden zu schirmen, und nicht zu viele Handwerker zuzulassen. Er errichtet kein neues Wirthshaus, und schenket auch selbst weder Wein noch Bier noch Branntwein aus. Er bestreitet die Gerichtskosten und Urbarverwaltung aus seinen eigenen Mitteln ohne deßhalb eine Umlage auf die Gemeinde zu machen. Er baut ein Gerichtshaus auf

eigene Kosten ohne Mitleidenschaft des Thales. Er bestellt einen rechtskundigen Richter, und darf ihn ohne genügende Gründe nicht absetzen. Der Einheimische hat bei der Wahl den Vorzug. Er zahlt der Fuchsischen Masse die Pfandsumme von 12,760 und dem Landesfürsten 5000 Gulden vor aus, jedoch so, daß auch die erstere zu Handen der Regierung kommt. Die letztere kauft damit alles zurück, was die Grafen Fuchs ohne Recht vom Urbar veräußert haben. Falls nach solchem Verfahren ein Rest von der Pfandsumme übrig bleibt, so wird er den Fuchsen oder ihren Gläubigern verabreicht."

So ging es kurze Zeit erträglich. Battaglia machte großen Aufwand, und hielt sein Geld wenig zu Rathe. Das gefiel den Bauern. Der Richter Johann Tschöll trug seinerseits durch Unbestechlichkeit und Rechtssinn viel zur Beschwichtigung der Gemüther bei. Als er jedoch im Jahre 1749 starb, brach der alte Streit wieder los. Die Passeirer schlugen dem Gerichtsherrn drei eingeborne Männer für die Richterstelle vor und forderten, daß einer davon gewählt werden müsse. Dagegen sträubte sich Battaglia, es entstand ein kostspieliger Prozeß, den die Gerichtsgemeinde verlor. Darüber erschreckt appellirte sie an die Kaiserin mit der Bitte, diese leidige Sache zu vermitteln. Diese nahm sich derselben an, und so kam nach verwickelten und erbitterten Fehden ein Vergleich mit folgenden Bestimmungen zu Stande: „1. Die Gemeinde begibt sich ein für alle Mahl des Vorschlags oder der Ernennung eines Richters, und stellt dieses Recht dem Gerichtsherrn anheim. 2. Dagegen ernennt Battaglia den Jakob Holzknecht zum Richter, und verpflichtet sich hinfort stets einen Thalmann zu diesem Amte zu wählen, dessen Vater und Mutter zur Zeit der Erwählung im Thale ansässig ist. Dieser hat kein Recht auf Pension, und ist im Bezug auf Gehalt von der Gemeinde lediglich auf die Gerichtstaxen angewiesen." Maria Theresia bestätigte dieses Uebereinkommen am 17. Dezember 1753. Hieronymus Battaglia wurde nach

dem Tode seiner Frau Priester, und hatte überhaupt mehr guten Willen als tiefe Einsicht in seinen Haushalt. Er gerieth in große Schulden. Sein Sohn Johann Freiherr von Battaglia, Besitzer des Fideikommißgutes seiner Familie in Trient, mußte sich im Bezug auf sein Vermögen in Passeier für zahlungsunfähig erklären. Nach gehöriger Untersuchung fand sich in Passeier für die Battaglias ein Vermögen von 34,794 Gulden, worauf 34,150 Gulden Schulden lagen. Noch weitere Ansprüche wurden gemacht ohne rechtsgültige Nachweise. Nach geschehener Ausgleichung blieben für den Freiherrn von Battaglia 75 Gulden übrig. Ein eigener Regierungsbeamter, Ferdinand Müller, erschien zu St. Leonhard, um das Urbar zu ergänzen, und in die pfandschaftlichen Verhältnisse Licht und Ordnung zu bringen, während die Passeirer alle Mittel aufbothen den Eintritt eines neuen adeligen Pfandherrn zu verhindern. Und in der That zeigte sich die Regierung geneigt, ihnen die Pfandschaft um 30,600 Gulden zu überlassen. Davon sollten 12,000 Gulden an die landesfürstliche Kammer, und der Rest an die Masse des Freiherrn von Battaglia abgeführt werden. Zugleich ward festgestellt, daß die Thalbewohner bei Erledigung der Richterstelle der Regierung drei taugliche Mitglieder zur Auswahl vorschlagen sollten. So fand die Einsetzung der Gemeinde in den Besitz des Gerichtes und der Pfandschaft am 3. Dezember 1764 durch den Kreishauptmann Freiherrn von Voglmayr statt, angeblich nur auf 25 Jahre. Aber diese Beschränkung fiel später durch stillschweigende Uebereinkunft weg.

Um die Pfandsumme aufzubringen, wurden die Kapitalien der Kirchen und freiwillige Beträge der Besitzer hergenommen und auf die Pfandschaft versichert, leider mit mehr Gutmüthigkeit als Vorsicht, indem die Pfandschaft keineswegs hinreichte durch innern Werth das Pfanddarlehen zu decken. Das letztere stieg durch die Kosten der Urbarsbereitung und eines neuen Gerichtshauses auf 37,920 Gulden 58 Kreuzer. Somit hatte die Gerichtsgemeinde jährlich 1896 Gulden 3 Kreuzer

Zinsen zu zahlen zu fünf Prozenten. Rechnete man die Verwaltungskosten dazu, so stieg die jährliche Auslage auf 2217 Gulden 50 Kreuzer. Davon deckte das Urbarialgefälle nach zwanzigjährigem Durchschnitte nur 1729 Gulden 47 Kreuzer. Das übrige war durch Umlage zu decken. Gemeine Passeirer, im Handel und Wandel allerdings nicht unbewandert, bekleideten die Richterstellen, und ein formkundiger Gerichtsschreiber stand ihnen zur Seite. Die ganze Weisheit der Gerichtsverwaltung lief dahin aus, daß man bei der Regierung nicht anstoße, und dem Volke nichts auflege, was Geld kostete, wenn es auch noch so nützlich wäre, übrigens alles gehen lasse wie es wollte und konnte. Ein eigentliches Volksregiment von der schlechtesten Art für den Nutzen der Gemeinde! Die gänzliche Verarmung des Thales floß vorzüglich aus dieser Quelle. Daher stehen die Kirchen, das Schul- und Armenwesen, das Gemeindespital zu St. Martin, und die Gemeindegenüsse fast durchweg auf der untersten Stufe, und ohne Hoffnung des Besserwerdens, weil man fast immer die Henne geschlachtet, um des Eierstockes mit einem Mahle habhaft zu werden. Die ganze Gemeinde redete in die Verwaltung ein ohne Einsicht ins Recht, und oft ohne Willen und Sinn fürs Rechte. Daher unsinnige Prozesse ohne Ende, denn der erste Gerichtsakt war stets nur das Protestiren oft gegen handgreiflichen Nutzen der Gemeinde. Kundige haben berechnet, daß die Prozesse, welche die Passeirer in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verloren, wenigstens 80,000 Gulden gekostet haben, ungerechnet den Verlust der Sache.

Ein Beispiel dieser Art kann nur sehr lehrreich seyn. Wie bereits gemeldet hatte Passeier aus uralter Zeit das Recht der Roßweide im Frühling an den Ufern der Etsch von der Marlingerbrücke bis an den Eisak mit einziger Ausnahme der Aecker und Weinberge. Das erklärte noch der Erzherzog Sigmund Franz, welcher 1665 starb, in seinem Freibriefe zu Gunsten der Passeirer. Frühzeitig fand jedoch dieses Weiderecht Hindernisse von Seiten der Gemeinden Terlan

und Eppan, weil dadurch alle Urbarmachung der Etschmoose fast unmöglich gemacht war. Der erste Vergleich, welcher von den Betheiligten darüber abgeschlossen wurde, kam im Jahre 1524 zu Stande ohne jedoch den Anlaß zu weitern Streitigkeiten ganz zu entfernen. Diese erreichten den höchsten Grad der Erbitterung im Jahre 1790, und selbst der ruhigste Beobachter kann die Passeirer von schädlichem Eigensinn, diesem Flecken in ihrem sonst so edelmüthigen Charakter, nicht freisprechen. Nach den Messungen des Johann Anton Jordan von Meran enthielt das den Passeirern zur Frühlingsweide offen stehende Moos 1104 neue Tagmahd, und der Wunsch von diesem großen Flächenraum einiges zum geregelten Feldbau zu gewinnen, war von Seiten der Terlaner und Eppaner nicht bloß verzeihlich, sondern für die Gesundheit der Gegend sogar nothwendig. Die Zahl der Passeirerpferde, welche im Jahre 1794 aufgetrieben wurden, stieg auf fast 200 unter der Hut von drei Hirten für den Zeitraum von fast zwei Monaten. Am 26. März geschah der Aufbruch von Passeier. Die Pferde erreichten die Weide noch am nämlichen Tage ohne alle Fütterung unterweges, und blieben bis Ende Mai. Jeder der drei Hirten bezog als Lohn für ein Bauernpferd 13, und für ein Saumpferd 18 Kreuzer, und mußte sich damit selbst verpflegen. Der Heimzug erfolgte ebenfalls in einem Tage und ohne Futter und Rast. Mit den Passeirern trieben auch die Sarnthaler nach uralten Rechten ihre Rosse auf 14 Tage ins Eppanermoos außerhalb der Weinberge und Zinsgüter. Um sich gewisse Stücke des Mooses zu sichern, zahlten die Terlaner schon von jeher Geldentschädigungen an Passeier und Sarnthal in gütlichen, aber oft sehr drückenden Uebereinkünften.

Bereits 1790 machten die betheiligten Gemeinden ernstlich Anstalt einen Theil des Mooses einzuzäunen, und die Passeirer dafür zu entschädigen. Da sich die letztern nach ihrer stereotypen Art dagegen erklärten, wandten sich die Terlaner an die Regierung nach Wien. Diese entschied, daß

sich Passeier entweder auf einen kleinen Weideraum beschränken, oder durch eine Ablösungssumme entschädigen lassen müsse. Insbesonders wurde den Terlanern die Bewilligung ertheilt 4800 Klafter des Mooses urbar zu machen, wobei den Passeirern noch immer zehnmahl mehr zur Frühweide übrig blieb. Von allen Seiten gedrängt, wollten sich die Passeirer eine Abfindungssumme gefallen lassen. Die zur Bestimmung derselben gewählten Thalbewohner verlangten nicht weniger als 32,500 Gulden mit jener Ueberschätzung, die ein Volkszug in Passeier geworden ist, und noch jetzt bei ähnlichen Gelegenheiten immer zu Tage tritt. Eine von Terlan und Eppan veranstaltete Schätzung setzte diese Forderung auf 16,250 Gulden herab, und zog auch von dieser Summe 4925 Gulden als bisher aufgewendete Prozeßkosten ab, so daß die Passeirer 11,225 Gulden für ihre Ansprüche erhalten sollten. Ein Hofdekret bestätigte diese Anordnung. Sogleich ward diese Summe von Eppan und Terlan beim Kreisamte in Botzen hinterlegt, und später in landesständischen Papieren zinsträchtig gemacht.

Passeier widerstrebte aus allen Kräften gegen diese Art der Ablösung. Die Kriegsjahre, welche nun folgten, unterbrachen jede weitere Unterhandlung. Erst mit dem Eintritte der österreichischen Regierung im Jahre 1814 wachten die alten Ansprüche wieder auf, für Passeier um so nachtheiliger, da die Saumfracht über den Jaufen, somit die Nothwendigkeit vieler Pferde für das Thal fast ganz aufgehört hatte. Ueberdieß waren die Gemeinden Terlan und Eppan während der Kriegsjahre in der Benützung des Mooses immer weiter gegangen, so daß an eine Herstellung des alten Zustandes nicht mehr zu denken war. Da an einer Verständigung umsonst gearbeitet worden, so kam es gegen 1817 zum förmlichen Prozesse. Doktor Widmann in Botzen vertrat die Passeirer. Alle auf diesen Streit bezüglichen Schriften wurden ihm zu Handen gestellt, und auf diese Weise förmlich verloren, da Widmann nichts mehr zurückgab. Die Erledigung erfolgte

in allerneuester Zeit. Die Passeirer mußten sich mit der Summe von 12,000 Gulden begnügen. Die Erstattung der Zinse vom Jahre 1798 und der Prozeßkosten wurde vergeblich angestrebt. Daß die Passeirer während dieses langwierigen Streites wenigstens eben so viel Kosten hatten als diese Ablösungssumme betrug, scheint nach dem Urtheile der verständigsten Männer außer allem Zweifel. Daß sie diese Summe noch glücklich erzielt hatten, erschien als Glück, da beim gänzlichen Eingehen der Saumfracht die Haltung von Pferden im Thale unmöglich geworden, und die Hofdienste, wofür die Roßweide an der Etsch eine Entschädigung war, längst eingegangen waren.

Fast gleicher Art war der Streit der Passeirer mit den Einwohnern von Meran über die Holzlieferung, von welchem weiter unten die Rede seyn wird.

II. Topographie.

Meteorologisches. — Die Passer. — Lawinen. — Wege. — Saltaus. — Niederberg. — Schweinsteg. — Brenn. — Kalmthal. — Mörre. — Grafeisthal. — Kellerlahn. — St. Martin. — Brantach. — Der Sandhof. — St. Leonhard. — Walten. — Moos. — Stuls. — Platt. — Pfelders. — Rabenstein. — Schneeberg.

Passeier liegt tief im Schiefergebirge, einem Triangel vergleichbar, der Sonnenhitze vom Mittag her offen, während die Gebirge den Nordwind über dasselbe hinausführen, daß er den Thalgrund nie ausfegen kann. Die Sonne geht daselbst spät auf und früh unter. Daher trotz der Sonnengluth bei Tage feuchte Nächte, selbst im Hochsommer naßkalte Schwüle zur Nachtszeit. Es regnet darin viel und gußweise. Jeder Wolkenzug der mittleren Gebirgskette Tirols läßt wenigstens hier einige Tropfen fallen. Anhaltende Herbstregen machen den Boden schwammig, und lästige Dämpfe entwickeln sich aus demselben. Der Südwind, besonders der Scirocco fällt mit Gewalt ins Thal ein, und prallt schneekühl vom Gebirge in dasselbe nieder. Der Druck des Nordwindes von oben, des Südwindes von unten dämmt die Luft schwer ein. Daraus entstehen in Passeier beherzigenswerthe Erscheinungen mit großem Einfluß auf die Natur und die Menschen. Die vorherrschende Feuchtigkeit zeigt sich besonders in steinern Wohngebäuden, aus denen sie selbst im Sommer nicht entweicht, und nur gar zu leicht allerwärts Schimmel ansetzt. Aepfel, in ein Zimmer der Schattenseite gebracht, aber nach

einigen Tagen wieder entfernt, ließen den Geruch auf ein ganzes Halbjahr zurück und mit besonderer Schärfe des Duftes an feuchten Tagen. Ein Hemde, im nämlichen Zimmer feucht von Schweiße aufgehängt, wurde einen ganzen Monat nicht trocken. Durchnäßte Stiefel wurden im geheitzten Zimmer mit Schimmel überzogen. Papier bekam Schmutzflecken, der Staub auf demselben blieb fleckartig hangen. Solche Erfahrungen macht man allenthalben. Die Menge von Männern und Frauen, welche in Passeier schwer hören, fällt allgemein auf, und wird von Aerzten der Luftfeuchtigkeit zugeschrieben. Aus der nämlichen Quelle fließen die Nervenkrankheiten, wovon besonders das zarte Geschlecht heimgesucht wird. Katarrhe, Steckflüsse, Brusthusten, gastrige Fieber sind im Winter gewöhnliche Krankheitserscheinungen in solcher Stärke, wie man es anderwärts auf dem Lande kaum antrifft. Das Nachtwandern wird aus diesem Grunde den rüstigsten Naturen verderblich. Es entstehen aus diesen Verkühlungen leicht Brustweh und Schwindsucht. Selbst die Zartheit der leiblichen Bildung bei Weib und Mann wird dieser feuchten, gedrückt warmen Luftmasse zugeschrieben. Nur einzelne Höfe in Hinterpasseier genießen reinigender Winde in hochsonniger Lage.

Die Vegetation des Pflanzenreiches gedeiht in solchen Umständen auf das üppigste. Das satteste Grün liegt wie ausgegossenes Oehl auf dem dunkeln Grunde von Nadelholzwaldungen, und gibt dem Frühlinge die selige Trunkenheit eines erwachenden Jünglings. Birken äugeln zuerst mit ihrem matten Blick an tieferen Waldabhängen. Höher hinauf regt sich die Lärche wie verschämt aus finsterer Fichtennacht. Unzählige Kirschbäume schimmern dazwischen mit dem blendendsten Weiß, und ziehen geisterhaft allmählig hinan an den Rand der Gebirge, wo sie als zierlicher Kranz verschwimmen in die benachbarten Schneeberge. Großblumige Aepfelbäume, weißgefiederte Birnstämme eilen ihnen blühend nach mit so schwachen Laubspitzen, daß man die letztern kaum gewahrt.

Hat die letzte Blüthe den Saum der Alpen erreicht, so ist der Schnee von den Bergen verschwunden, und die Sonne des heißen Sommers kocht im Thale. Diese Blüthenwanderung im unaufhörlichen Wechsel, von allen Farben und Tinten der grünen Berglandschaft belebt, hat etwas ungemein Liebliches, und die träumerische Phantasie des Volkes erzählt, junge Berggeister schlüpften allnächtlich aus dem Geklüft empor, und steckten überall ihre Farben und Fähnlein auf. Fettgewächse, Kaktus, Aloen und dergleichen wachsen in Gärten langsam, und kommen selten zur Blüthe. Die glühendste Sonne der Hundstage kann sie nicht wecken aus dem Traume der Passeirerluft. Selbst Holzarten sterben aus, die in viel kälterer Zone noch fröhlich gedeihen. Auffallend bleibt bei allen Früchten der geringe Saftgehalt im Verhältnisse zum Umfang. Das Grün hält im Herbste lange aus, an geschützteren Stellen wohl bis Weihnachten. Der Winter siegt langsam und mühvoll über die zählebigen Sprossen des Thales, und am Ende des Novembers leuchtet noch ein stolzes Todtengekränze aus den Laubwäldern in die Tiefe.

Die strömenden Regen des Herbstes im engen Thalrisse machen die Wende des Jahres oft fürchterlich. Von allen Bergen Wassergüsse, abrollende Steine, Aeckerabstürze, Bergbrüche oft mit ganzen Waldstrecken; das Thal mit einem Nebelmeere ausgefüllt, überall zerstörte Brücken, der Verkehr von der einen zur andern Thalseite oft Tagelang gehemmt, oder durch weite Umwege erschwert. Um so heiterer strahlt die Verklärung nach langer Regennacht empor. Alle Bergesgipfel stehen im Schneekleide blendendweiß, darunter blickt das frischeste Alpengrün wie Inbrunst der Liebe hervor, Häuschen darauf wie Lilienkelche, aus allen Ecken und Winkeln des Gebirges nachrieselnde, stürzende Wasserschlangen ins Thal, darüber fliegende Wolken, mit Lichtblicken, ein wanderndes Heer von Glänzen über dem reingespülten Bilde der Alpenlandschaft. Die Aufheiterung selbst biethet ein unbeschreiblich schönes Bild von wundersamen Nebelgestaltungen. Auf der

Sohle des Thales liegt eine umgestürzte Nebelsäule je tiefer hin, desto dichter, einem Lindwurme vergleichbar, der im Begriffe ist, die Jaufenburg zu verschlingen. Allmählig ziehen sich die zerrissenen Wolken an den Bergabhängen empor an die Bergeskanten, und werden weiß und kraus wie Wollflocken, die einen Kranz um die Alpengipfel bilden, oft lange Zeit unbeweglich und wie erwartungsvoll. Da greift ein frischer Wind wie eine unsichtbare Hand ins Nebelmeer, und hebt es leise von den Bergesspitzen empor ins Blau des Himmels. Die letztern haben ein täppisches Aussehen, wie eben erst Ausgenüchterte, die sich den nichtigen Dunst aus den Augen wischen, bis sie von der glänzenden Heitre des Himmels über ihnen geküßt, in alter Frische und Reinheit herniederblicken.

An jedem heitern Morgen wiederhohlt sich ein geistreiches Dunst- und Nebelspiel. Der Himmel ist in der ersten Morgendämmerung ganz rein, und die Bergesgipfel leuchten in blanker Klarheit. Die Freude wie der Schmerz wird davon geisterhaft angesprochen und aufgeregt. Beim Annahen des Tages schwebt auf der Thalsohle eine dunkele Färbung, der Rauch aus den Fängen der Häuser mit Erddünsten, unbeweglich über den Baumgruppen wie geronnen, eine Reihe von riesenhaften blauen Blumen auf mattgrünem Grunde. Der erste Sonnenstrahl entfaltet die Dunstblüthen, und rollt sie immer weißer und glänzender wie Kraushaar an den Bergeshalden empor, bis sie in tausend lustigen Spielen und Bildern zerfließen ins reinste Blau. Den prachtvollsten Anblick von Passeier genießt man in kalten Wintertagen. Da sieht man keinen Nebel, keinen leisen Dunst, alles ist gebohnt und blank, wie in einem Tempel von carrarischen Marmor nach riesenhaftem Maßstabe. Nur der schneefreie Tiefgrund des Thales erinnert an die dunklere Färbung menschlicher Angelegenheiten.

Die brütende eingepreßte Luft der guten Jahreszeit löst eine ungeheure Menge schwärmender Insekten und anderer Thierchen ins Leben. Zahllose Schmetterlinge bedecken die

blühenden Wiesen, größtentheils von weißer Farbe und größer als gewöhnlich. Scharen von Mücken und Fliegen tanzen selbst im Winter an jedem sonnenheitern Tag an geschützten Stellen in der Luft, wie ich selbst genau beobachtet habe. An Regentagen wimmelt es auf der östlichen Bergesseite von Tattermännlein, einer Art schwarzgelber Eidechsen. Merkwürdiger Weise hat man in den Zimmern von Fliegen selbst im heißesten Sommer nichts zu leiden. Sie fliehen die Stubenluft wie ein ihnen nicht angemessenes Element.

Der Passeirer prophezeit sich das Wetter an den Erscheinungen im Thale mit ziemlicher Gewißheit. Ist der Tag bewölkt, so wird nur dann schönes Wetter, wenn die Wolken auswärts, das heißt nach Süden ziehen. Der Wolkenzug nach Norden verkündet selbst beim schönsten Wetter einen regnerischen Morgen. Der Wolkenhut auf den Laugenspitzen ob Völlan gegen das Nonsthal muß frühzeitig zerfließen, wenn ein schöner Tag auch schön enden soll. Das allmählige Anwachsen desselben deutet auf Unwetter. Im Winter erscheinen Raben als Wetterpropheten. Sie hausen eigentlich auf den Auen an der Etsch. Des Morgens ziehen sie schaarenweise über Obermais an den Thaleingang, und prüfen daselbst einige Zeit das Wetter. Ist es verläßlich, so eilen sie nach St. Martin und St. Leonhard, und weiden auf den gedüngten schneelosen Wiesengründen. Ihr Einzug geschieht um 9 Uhr Morgens, ihr Abzug um 3 Uhr nach Mittag genau nach der italienischen Uhr früher oder später je nach dem Ab- oder Zunehmen des Tages. Sind sie in der Frühe wählerisch, und ziehen nicht ins Thal, so steht sicher schlechtes Wetter oder böser Wind zu erwarten. Bei schlechtem Wetter kann man im nebelvollen Thale das Begegnen zweier Gegenwinde leicht merken. Ungeheure Wolkenberge häufen sich bei St. Leonhard zusammen, wo das gewöhnliche Wetterschlachtfeld ist. Steigen die Wolken von zwei Seiten angegriffen in langen Säulen aufwärts, so ist der Sieg des guten Wetters entschieden.

Der Hauptstrom des Thales ist die Passer, welche dasselbe in einer Länge von zwölf guten Stunden durchfließt. Sie entspringt aus dem Schwarzsee in den Tümblser-Alpen, und wird wenigstens aus 50 kleinen Thalungen mit Zuwassern verstärkt. Ihr Lauf war in älteren Zeiten keineswegs so verheerend wie heutzutage. Unermeßliche Wälder bedeckten die Bergeshänge, und verhinderten die Erdstürze, welche sie heutzutage so verderblich machen. Durch einen Bergsturz unweit Rabenstein entstand im Jahre 1401 ein Hochsee, der die Fernerwasser sammelte, und den Lauf des Stromes selbst ebenfalls milderte. Zwar brach er öfter aus, und richtete große Verheerungen in Passeier und in der Gegend von Meran an. Aber diese Ausbrüche blieben oft sehr lange aus, das Thal hatte Zeit sich von den erlittenen Verlusten zu erhohlen. Noch in den achtziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts war die Passer im äußeren Thale in enge Ufer eingeschlossen, und mit so hochstämmigen Erlenbüschen eingefaßt, daß sich die Knaben an denselben von einem Ufer an das andere schwangen. Als jedoch der See im Jahre 1774 den völligen Durchbruch erzwang und gänzlich verschwand, gewann der Thalbach freieren Spielraum, und verwüstet fast alle Jahre mehr oder minder die nächste Umgebung ihres Bettes. Da zu gleicher Zeit die Entwaldung der Berghöhen immer mehr zunimmt, und häufige Bergstürze zur Folge hat, so ist die ganze Sohle in der Gewalt der entzügelten Passer, ein unaufhörliches Feld der Zerstörung, allem ständigen Anbau widerstrebend, zum Verderben aller Wege in der Tiefe. Die Schwelle der Passer beginnt bei anhaltend warmem Regen im Sommer oder Herbste, seltener im Frühjahre, stets unter solchen Witterungsverhältnissen, welche das Schmelzen der Eisberge begünstigen. Platzregen im äußeren Thal wird nie bedeutend gefährlich. Laue Hauche vom Süden her ziehen durch das Thal, eine drückende Schwüle legt sich auf das Gefühl des Menschen, und schwefelartige Regen füllen das ganze Thal im leisen unaufhörlichen Geriesel. Da fallen leicht ganze Fernerberge ein, und die

Passer gewinnt schnell ein furchtbares Leben. Sie gleicht einer Riesenschlange, die pfeilschnell mit den größten Felsenstücken durchs Thal schießt, mit einem Getöse, das dem Rollen des Donners gleicht, und besonders bei Nacht schrecklich ist. Da alle Gründe aus losen Sandschichten und Steingeröllen bestehen, so leckt die Woge mit Leichtigkeit so lange unter sie hinein, bis die größten Hügel zusammen stürzen in unglaublich kurzer Zeit. Alle Brücken werden zertrümmert oder fortgeführt, wenn die vorsichtigen Bewohner sie nicht zuvor abgetragen haben. So lange die Trübheit des Wassers nicht aufhört, ist an keinen Stillstand des Hochganges zu denken, und jede Ueberschwemmung wiederhohlt sich gern, so daß auf die erste fast immer eine zweite noch ärgere folgt. Daher das Schrüchwort: „Der Vater ist hinaus, der Sohn muß auch nach.“

Bei solchen Zuständen ist das Thal thatsächlich in zwei Hälften geschieden, ohne Brücke und Wechselverkehr, und wer von der einen Seite zur andern kommen will, muß nach Meran heraus, wo der steinerne Steg die unzerstörbare Verbindung ist, oder manchmahl nach Platt, wo zwischen Felsen ein schwindelnder Steg die Ufer vermittelt. Selbst Geistliche, zu Kranken ins Gebirge gerufen, kommen oft nicht mehr nach Haus. Sobald sich Schneeanflug auf den höchsten Bergfirsten zeigt, hört das Steigen des Wassers sogleich auf, und alle Gefahr verschwindet schnell. Märkte stellen dann die Brücken für den Viehtrieb zur Noth am schnellsten wieder her. Es ist ein tief ins Herz greifender Kontrast, wenn der erste ruhige Sonnentag auf die Zerstörung fällt. Die Sohle von einem Berge bis zum andern mit Sand und Steinmassen bedeckt, und darüber zu beiden Seiten die üppigste Natur voll Gesundheit und tiefer Stille. Wäre es erlaubt, Vergleichungen anzustellen, so gäbe es nach unserer Ansicht kein treffenderes Bild als diesen Gegensatz, um die Ernüchterung einer großen Menschenseele zu versinnlichen über dem schaurigen Bette der Leidenschaft, die sich müde gerast hat. Die Passeirer sind hierauf mit unermüdlicher Geduld hinter der Zerstörung her, räu-

men die Steine auf die Seite, und leiten die Passerwasser, die äußerst fruchtbar sind, über die wüsten Strecken. Diese berasen sich wieder schnell, und aus dem Wiesengrün heben sich die Steinhügel wie Garbenbüschel eines Erntefeldes. Alles, was bisher Wasserbaukünstler gerathen und versucht haben, die Passer einzudämmen, war nicht bloß gänzlich erfolglos, sondern mehrte noch den Unglauben des Volkes an alle Wirksamkeit künstlicher Abwehr. Herr Vorhauser, ein eben so erfahrener als muthiger Baumeister gegen die Wuth der Gewässer, machte den annehmbarsten, und selbst für die Thalbewohner erschwinglichen Bauplan, welcher aus gründlichen Untersuchungen hervorgegangen ist. Nach demselben sollten drei Stromschwellen angelegt werden, eine bei Moos, die zweite bei St. Leonhard, und die dritte bei Zenoberg unweit Meran, unstreitig das einzige Mittel, den gänzlichen Ruin des Thales abzuwenden, und um so leichter auszuführen, da die Meranergegend auch ins Mitleid gezogen wird.

Das ganze Thal ist mehr oder minder den Lawinen (Lahnen) ausgesetzt, besonders der hintere Theil desselben. Man unterscheidet Murrbrüche und eigentliche Lawinen. Die ersteren kommen von entwaldeten Bergflächen, und finden sich überall im Thale. Aus unvorsichtigen Entholzungen entstanden, greifen sie allmählig auch den bewaldeten Grund an, besonders bei anhaltendem Regen. Nirgends ist eine Spur des Menschenfleißes zu sehen, um den Verheerungen dieser Art Einhalt zu thun, was anfangs oft sehr leicht wäre. Die eigentlichen Lawinen werden in Passeier in Wind- und Kronlahnen eingetheilt. Die ersteren entstehen vom angehäuften Schnee im Spätherbste, welchen der Höhenwind auf dem gefrornen und frühbeeisten Boden in Thalschluchten und Niederungen zusammenwirft. Der stürmende Wind drückt auf das mit jedem Tage steigende Gewicht der Masse. So brechen sie im Windesbrausen auf einmahl los, erzeugen im Absturze noch heftigeren Wind, und beflügeln sich selbst mit solcher Schnelligkeit, daß ihnen Niemand entrinnen kann. Die

stärksten Bäume werden wie leichte Röhren zerknittert. Die Kronlahnen, auch Bodenlahnen genannt, entstehen gewöhnlich im Frühjahre aus wasserreichem Schnee, welcher durch Regen und eigene Schwere losbricht. Sie bewegen sich in Ballen, die durch die Bewegung auf schneeigem Grunde immer größer werden. Ein behender Mensch kann ihnen mit reger Umsicht und Gewandtheit entrinnen. Ein furchtbares Geräusch verkündet sie schon von weiten. Die Verwüstung ist übrigens weit größer als bei den Windlahnen wegen ihrer ungeheuren Schwere. Nicht nur zerquetscht sie alles ihr Widerstrebende, sie nimmt auch den Boden bis auf das nackte Gestein mit sich fort. Einzelne Lawinenausbrüche werden wir im Verlaufe dieser Schrift des mehreren kennen lernen. Im Jahre 1816 am 10. Februar brachen alle Lawinen in Passeier auf einmahl los, wahrscheinlich in Folge einer Erderschütterung.

Die Wege sind überall im elenden Zustande, am schlechtesten vielleicht der Thalweg selbst, da er fast alle Jahre durch die Passer verwüstet wird. Für die Einhaltung guter Wege ist kein Sinn im Volke. Der Passeirer hält jedes Künsteln am Wege für verlorne Mühe. Wo ihre Füße über Stock und Stein und durch Wassergüsse zur Noth durchkommen, brauche es keiner Wegaufräumerdienste, meinen die Thalleute. In der Thalsohle einen fahrbaren Weg anzulegen, und einzuhalten ist kaum möglich so lange die Passer nicht gebändiget ist. Dagegen ließe sich dem Berg entlang ein guter Weg anlegen, wenn er mit Umsicht und Festigkeit eingeleitet würde. Es gibt Fälle, wo die Geistlichen von der Kanzel durch angedrohte Verweigerung des Krankendienstes die Herstellung der Wege in gewissen Bezirken erzwingen müssen, da sie ohne Lebensgefahr bei Nachtszeit nicht gemacht werden können.

Die Südgränze von Passeier beginnt am Mesulbache, 1 Stunde hinter Meran. Von hier bis zur Jaufenhöhe zählt man 7, von der Drengspitze im Spronserthal bis zur Schwarzwand am Tümbls 9, von der Etschspitze in Wans bis zum hohen Fürst in Pfelders 10 Stunden. Der Flächenraum des

Thales umfaßt 5½ Quadratmeilen, die von 54 Wildbächen durchbraust werden. Es zerfällt in 8 Gemeindeabtheilungen, Ried, St. Martin, Platt und Pfelders, Rabenstein, Moos mit Pill und Stuls, Glaiten und Walten, St. Leonhard mit Höfen und Brantach, Schweinsteg und Tall. Darin zählt man ungefähr 300 Höfe mit 568 Häusern und 5850 Seelen. Für die geistlichen Angelegenheiten bestehen 2 Pfarrer und 7 Kuratien mit 21 Priestern. Die öffentlichen Gemeindeangelegenheiten werden von 8 Vorständen, 6 Ausschußmännern und 6 geschwornen Schätzmännern durch die Wahl der Thalbesitzer verwaltet. Der Mesulbach, an dem wir stehen, kommt mit seinen wilden Wassern aus dem Thale gleiches Namens, an dessen Oeffnung der Weiler Mesul (Mosul) mit 4 Häusern liegt in einsamer Birkenwaldung, die sich über die Verwüstungen des Baches ausbreitet. Das Mesulthal, zum Theil noch zur Gemeinde Schönna gehörig, klafft schaurig und öde, nur theilweise mit tiefer Nadelholzwaldung bedeckt, gabelförmig ins höhere Gebirge ausgeästet, hier an den Ifinger, dort an den Hirzer. Auf der Scheide beider Ausläufer stockt sich eine Hochfläche ab, Videgg genannt, mit 4 Berghöfen im Beginn der Alpen von Schönna und Tall. Der Ifinger mit 8057.22′ Fuß Meereshöhe in 2 gewaltigen Kuppen aufragend, bildete einst die Marke zwischen den Gerichten Schönna, Passeier, Mölten, Kampidell und Sarnthein. Er kann mit großer Anstrengung bestiegen werden, und beherrscht das ganze Etschthal bis Salurn. Von ihm gelangt man auf einem schwindeligen Grad zwischen Passeier und Sarnthal zum Hirzer, auf den Landkarten gewöhnlich Brennspitze genannt von der Gemeinde Brenn zu seinen Füßen, 10,000 Fuß über dem Meere, der höchste Berg an der Ostseite von Passeier, selbst im Sommer oft schneebedeckt, die Zuflucht der seltenen Gemsen und Rehe in dieser Gegend, von rüstigen Männern leicht zu besteigen. Spaßhaft nennt der Passeirer den fast menschenleeren Bezirk des Mesulthales das Landgericht Mesul, welches das einzige Empfehlenswerthe habe, daß man an

demselben unter allen Landgerichten von Tirol am wenigsten schreibe. Daher könne der Richter alle Tage auf die Jagd der Schneehühner ausgehen, und dieses Federwild stärke ihm dergestalt den Magen, daß er die Parteien nie anroche (anfahre), sondern stets höflich und manierlich sey. Im Thale streckt sich eine grüne Ebene vom Mesulbach bis nach Saltaus an den Ufern der Passer hin, welche hier an den Riffianerberg angedrängt, und von der Tschen, dem einzigen unzerstörbaren Fahrwege ins Thal, beherrscht wird. Die Schandlahn, ein furchtbarer Krater, durch welchen sich beim Regenwetter das höhere Gebirge in die Passer ablagert, macht uns ein Vorüberkommen auf dieser Thalseite wo nicht unmöglich, doch sehr unbequem.

Daher wendet sich der Thalweg vermittelst eines Steges hinauf nach Saltaus, dem ersten Orte von Passeier auf dem linken Ufer des Baches. Dieses, auf einer Erdablagerung des Saltausbaches gelegen, war ursprünglich der erste Schildhof im Thale, ein uraltes Wirthshaus mit einem weitläufigen Bauerngute im steten Kampfe mit den empörten Wogen der Passer, die schon seit Jahrhunderten seinen Bestand anfeindet. Seine einsame, und in gewisser Beleuchtung unheimliche Lage gab dem Volke Veranlassung zum Reime: „Saltaus ist ein Mörderhaus.“ Es zogen nämlich nach der Sage zwei Wanderer des Innthals durch das Passeier ins Etschland. In Saltaus machten sie bei einem Glase Wein Verlaß, sich hier an einem bestimmten Tage heimkehrend wieder zu treffen. Hierauf trennten sie sich, der eine fortwandernd nach Schönna, der andere nach Meran. Der letztere kam am Vorabende des für ihre Zusammenkunft bestimmten Tages richtig in Saltaus an, und ward in ein Schlafzimmer geführt, dessen Geruch ihn erschreckte. Mit Grausen wurde er eines Leichnams gewahr mit zerschmettertem Kopfe unter dem Bette. Schnell begriff er das Gefährliche seiner Lage. Mit Fassung richtete er dem Todten die Kopfsplitter wieder zurecht, und legte ihn ins Bett mit dem Leintuche über den

Kopf, während er selbst seine Stelle unter dem Bette einnahm. Um Mitternacht erschien der Wirth mit einem Beil, seine Tochter hinterdrein mit einem Stumpfen matten Kerzenlichtes. Ohne viele Umstände schlug er dem Manne im Bette die Hirnschale ein, und entfernte sich wieder ohne die List zu merken. „Vater!“ bemerkte die Tochter, „der heutige war auf den ersten Schlag todt ohne Grimassen zu machen wie der gestrige.“ „Ich habe ihn gut getroffen,“ sagte der Wirth kalt, und warf die Thür zu. Am andern Morgen kam der Wandergenosse von Schönna zurück, und pfiff verabredeter Massen vor dem Wirthshause. Nun wagte sich der Versteckte hervor, und enthüllte die nächtlichen Frevel.

Wichtiger ist für uns die Vermuthung der Gelehrten, daß Saltaus, als uralte Rast, schon im eilften Jahrhundert bekannt, wahrscheinlich auf der Stätte einer römischen Ansiedelung steht. Gegen das Jahr 1240 wurde die schöne Besitzung getheilt in Ober- und Untersaltaus. Obersaltaus liegt darüber im Gebirge, und ist unter dem Namen des Hauppolderhofes bekannt. Untersaltaus, oder Saltaus schlechtweg, ging frühzeitig in den Besitz adeliger Herren über, welche die Gunst der Grafen von Tirol genossen. Die ersten Besitzer dieser Art, welche urkundlich feststehen, waren gegen das Jahr 1500 die edlen Kolben. Konrad von Kolb versah hier im Jahre 1507 das Amt eines Wirthes. Hierauf folgten die edeln Lingen, welche den Ertrag ihrer Weingüter in Terlan hier in Geld umsetzten. Von diesen erbten es die Herren von Schneeburg, früher Schneeberger genannt, und vom Dorfe Mils im Unterinnthale stammend. Sie nannten sich Herren von Platten und Saltaus. Auch die Lingenäcker in Terlan gingen auf sie über. Unter ihnen wurde der Ansitz umgebaut, und zu einer Sommerfrischwohnung hergestellt mit einer Kapelle, die heutzutage ein freundliches Kirchlein ist. Später wurde Saltaus an die Haller verkauft, welche von Sterzing nach Passeier eingewandert sind. Jetzt besitzt es Joseph Valentin Haller, Bürgermeister in Meran, der es erneuert und

verschönert hat. Saltaus bezeichnet die Gränze des eigentlichen Weinbaues. Was darüber hinaus wächst, ist unbedeutend. Die Nachtigall singt noch aus allen Büschen um den Saltauserbach, aber tiefer ins Passeier geht sie nicht, was auffallend erscheint, da sie in viel kälteren Bezirken nistet. Zur Zeit des Kaisers Joseph wurde hier ein eigener Kaplan aufgestellt, und aus dem Stifte Marienberg besoldet, da Saltaus zur Pfarre St. Martin gehört. Er kam später wieder ab ohne das vom Volke einmahl erlangte Recht zu schwächen. Der Saltauserbach strömt aus einer tiefen Schlucht voll südlichen Laubholzes, welche ins höhere Alpengebirge ausläuft, und aus dem Hochsee Abisell den Ursprung ihrer Wasser bezieht.

Der letztere liegt am Fuße der Drengspitze, welche zwischen dem Spronser- und Kalmthale 9000 Fuß über dem Meere steht. Von ihr zieht sich eine scharfmarkirte Bergeskante zur Tschigatspitze hinüber, welche die Gränze zwischen Allgund, Partschins, Sprons und Pfelders bildet, mit 10,000 Fuß Meereshöhe, die Westgränze von Passeier. Sie ist wegen des unermeßlichen Steinabfalls schwer zu besteigen, gewährt aber die prachtvollste Aussicht einerseits auf die unermeßliche Saat der Gebirge im tieferen Südtirole, andererseits nach den Eisbergen des Oetzthales. Eine ungeheure Gebirgswand umschließt von hier aus die nordwestliche Gränze von Passeier. An derselben sehen wir zunächst die Alplatspitze, dann das Schweinferjoch von 11840.04′, die Wildspitze von 11911.68′, den Hohenfürst von 10752.78′, und das Tümblserjoch von 8000.9 Fuß Höhe, zum Theil mit Absenkern der Oetzthalergletscher in den Hohlgründen der tieferen Alpen.

Ziehen wir im Thalgrunde von Saltaus weiter, so ruht unser Auge mit Vergnügen auf dem Riederberg, dessen schwellende Heiterkeit die Glanzparthie der Landschaft bildet. Er streckt sich von hier bis an den Kalmbach, wohl eine gute Stunde, aus, und trägt in 55 zerstreuten Häusern die Gemeinde Ried, die wohlhabendste im ganzen Thale mit 271

Familiengliedern und 91 Dienstbothen. Riesige Bäume wurzeln in den Niederungen der Thaleinschnitte, und säumen die üppigen smaragdgrünen Wiesen ein, damit sie nicht abstürzend in die Tiefe sinken. Hasen, Eichhörnchen, Vögel aller Art halten sich hier am liebsten und zahlreichsten auf. Das Volk auf diesen Höhen zeigt sich in den erlesensten Formen des Menschenbildes, in Kindern von zartester Bildung und hellblonden Locken kraus um die Stirn, besonders in Mädchen von mackelloser Schönheit, wie man wohl kaum sonst im bäurischen Leben, gewiß aber ihre Abbilder in italienischen Gallerien bewundert hat. Die volle kräftige Nahrung ließ an ihnen nichts verkümmern, die schwere Last des Tragens hat sie noch nicht breit gedrückt, sie sind stolze Berglilien, unbekannt mit ihren eigenen Reitzen. Die einsamen Winterabende geben Veranlassungen zum Spiel und Scherz der mannigfaltigsten Art, wo sich der Volksgeist in Lied und Reim, namentlich in satyrischen Stichgesängen Luft macht, die man unter vielem Lachen gemeinschaftlich zusammen dichtet, und wozu jeder Hausgenosse seinen Beitrag an Witz und Gedanken liefert. Scharfe Beobachtung des nächsten Nachbars in seinem ganzen Thun und Lassen, und die unverkennbare Neigung auf Kosten Anderer gutmüthig zu scherzen leuchtet aus allen diesen Trutzliedern hervor. Dagegen fehlt ihnen der eigentliche Ton des Volksliedes, und in der Regel auch die tiefere Poesie ganz. Die bebauten Anlagen von Gütern, wovon die höchsten, 1 Stunde über der Thalsohle, gern an Dürre leiden, verlieren sich in magere Berge, wie man hier die Hochweiden für das Rind- und Kleinvieh nennt, wo die Steinhühner und Auerhennen brüten, und dem Jäger viele Unterhaltung gewähren. Füchse wohnen in der Mittelhöhe mehrere, derartig mit doppeltem und dreifachem Ausgange in die Steinganden (Steingerölle) eingelagert, daß sie äußerst schwer zu schießen sind, und daher dem Hasen- und Vögelgeschlecht verderblich werden. Selbst angeschossen, schlüpfen sie noch fast immer in ihre Steinhöhlen, und entziehen ihren Leichnam den Verfolgern.

Am Fuße dieses Niederberges, etwa eine halbe Stunde hinter Saltaus, wühlt sich der Lahnbach durch dunkle Waldungen vom Gebirge herunter, und die aus seinem Schutt gebildeten Hügel sind mit lieblichen Einzelhöfen bedeckt. Der ansehnlichste darunter ist der Schildhof Granstein, durch einen mächtigen Thurm weithin sichtbar, und mit Saltaus offenbar in perspektivischer Verbindung. Diesem Niederberge gegenüber sehen wir in einförmiger Landschaft den Tallerberg mit den Gemeinden Schweinsteg und Tall, welche letztere auch Brenn genannt wird, auf steilen Abhängen. Die Höfe sind hier durch mächtige Bannwälder von einander geschieden, und durch Bergesrisse oft sehr vereinzelt. Schweinsteg, eine halbe Stunde über dem Grunde des Thalbaches, ist durch eine Hügelkirche bezeichnet, die weitum sichtbar ist. Die Grafen Fuchs bauten dieselbe den armen Leuten dieser Anhöhe mit einem unverhältnißmäßig großen Thurm, der vielleicht als älterer Rest eines Burgstalls betrachtet werden muß. Man zählt ungefähr 298 Kirchenangehörige, die ihre Todten noch immer zur Zeit von Ueberschwemmungen sogar mit Lebensgefahr nach St. Leonhard zum Begräbniß liefern müssen. Das Getreide brauchen sie auch in guten Jahren größtentheils selbst, und was von einzelnen Arten veräußert werden kann, ist durch Ankauf von Mais und Mehl von der Etsch her zu decken. Selbst die Wälder liefern nur Holz zum eigenen Gebrauche. Bloß einiges Rebholz wird verkauft. Man findet in den Forsten kein Gras, sondern nur Heidrich, Moose und Farrenkraut. Sie haben mitunter auch deßhalb ein düsteres Aussehen, und eine Art von Schauer befällt den Wanderer unter diesen mit Baumbart überwucherten schlanksten Stämmen, die aus nacktem Gestein aufschießen. Sie taugen daher nicht zur Schafweide, ja selbst Ziegen können darin nicht gehegt werden. Daher überwintert man nur wenig Kleinvieh aus Mangel an Gras, denn wenn es nur mit Laub gefüttert wird, so bekommt es den Laubdüsel, eine Krankheit, die dasselbe der Milch beraubt und abmagert. Auch

Alpen fehlen. Das Vieh muß daher in fremde Berge getrieben werden. Kühe, deren Milch bald aufhört, finden in der Brenneralpe umsonst Aufnahme, da die wenige Milch des Viehes in der ersten Hälfte der Alpenzeit für das Grasgeld genommen wird. Um Wolle zur Kleidung zu gewinnen, kaufen die Bauern im Herbste Schafe, mästen und scheren sie, und führen sie beim Beginne des Winters zum Abstechen auf die Märkte von Meran. Auch Schweine wandern auf die Meranermärkte, 1—2 aus jedem Hause, und bilden die beste Einnahmsquelle der Gemeinde. Die hier besonders häufigen Kirschbäume liefern Kirschbranntwein, vom Volke Kirschenwasser genannt.

Eine Stunde höher liegt Tall oder Brenn, eine zum Landgericht Meran gehörige Gemeinde, die aber in Sitte und Neigung ganz zu den Passeirern zählt. Im Sommer leben hier oft einzelne Sommerfrischgäste von Meran und der Umgegend, welche die Bergesfrische und das treffliche Trinkwasser anzieht. Die Bewohner dieser Berghöhe sind noch ärmer an Getreide als die Schweinsteger, haben aber größeren Alpennutzen, und daher Gelegenheit Vieh für die Märkte in Meran zu mästen. Beide Gemeinden dieses Thalflügels sind tiefer hinein durch den Sixtenbach von der sogenannten Mörre getrennt. Die letztere ist ein Bergesabhang mit zerstreuten Häusern, und erhielt ihren Namen vom provinziellen Murre, welches eine Erdablagerung bedeutet. Man findet hier bei einem Bauernhofe eine kleine Kapelle, die einen merkwürdigen Ursprung nahm. Im Jahre 1700 war auf dem damahls noch ungetheilten Gut auf der Mörre der Bauer Valentin Pichler ansässig. Von vielen Schulden gedrängt, trat er gegen das Jahr 1739 sein Besitzthum an seinen Sohn Matheus ab, der gemeinhin der Mörderer (wohl Mörrer) Huiß genannt wurde. Dieser konnte weder lesen noch schreiben, rühmte sich aber, im Besitze von geheimen Arzneimitteln zu seyn. Seine Frau war seine Arzneigehülfin. Sie hielten stets zwei Fässer mit Kräutersäften bereit. Hülfesuchende erhielten

daraus zwei Flaschen voll. Half die eine nicht, so mußte die andere gebraucht werden. Viele Leute fanden sich dadurch ihrer Krankheiten erledigt und erfrischt zu neuem Leben. Eines Tages arbeitete nun der Mörderer Huiß vor seinem Hause. Da kam ein schöner weißgekleideter Jüngling auf einem Bergpfade zu ihm herunter mit zwei Bildern, wovon das eine die heilige Jungfrau, das andere Jesus im Elend vorstellte, und both sie ihm zu kaufen. Nur mit Mühe ließ sich Hueß zum Ankaufe der Madonna bewegen. Der Jüngling entfernte sich wieder und begegnete im Walde seinem Sohne. Dieser fand das noch unverkaufte Bild in seinen Händen so schön, daß er heimeilte, und den Vater beredete auch dieses zweite Bild zu kaufen. Aber umsonst! Der Jüngling war spurlos verschwunden. Daraus schloß man, daß er ein Engel des Himmels gewesen seyn müsse, und faßte eine große Andacht zur gekauften Madonna. Anfangs hängte Huiß dieselbe in sein Schlafzimmer, und empfahl sich jeden Abend der Mutter Gottes. Sein Haussegen mehrte sich, und die Ernten wurden reicher als je zuvor. Er stellte hierauf das Bild in der Gemeindestube zur Hausandacht auf. Die Kranken fühlten sich an dieser Stätte gestärkt, und die Armen in ihrer Noth getröstet. Der Zulauf wurde immer größer. Huiß baute auf das Zureden frommer Wallfahrter und mit ihren Geldopfern im Jahre 1750 eine kleine Kapelle, die er mit dem Wunderbilde zierte. Von weiten Gegenden wanderte man zur heiligen Jungfrau auf der Mörre, und unter einem zu den zwei Arzneifässern des Mörderer Huiß.

Unter den Pilgern befand sich auch ein Einsiedler, der in der kleinen Kapelle von allen Krankheitswehen frei wurde, und zog zum Danke im Lande umher, Beiträge für dieselbe zu sammeln. Durch dieselben konnte die Kapelle 1752 erweitert werden. Im Jahre 1775 wurden die Stationsbilder vom Franziskaner Paschasius Kastner mit großer Feierlichkeit eingesetzt. Der Pfarrer Siebenfercher von St. Leonhard, und der Pfarrer Benedikt Partold von St. Martin, der letztere

mit seinem Kooperator Emilian Neuner, erschienen dabei, und Neuner hielt eine feurige Rede zum Lobe Mariens, die großen Eindruck auf das versammelte Volk machte. Von dieser Zeit an erhielt Niemand mehr Arznei, außer er hatte vorher beim Marienbilde eifrig gebethet. Die Einhaltung dieser Kapelle überband Huiß auf seinen Sohn, indem er ihm das Gut um 950 Gulden überließ, das wohl 1800 Gulden unter Brüdern werth war. Sein Enkel Michael Pichler, jetzt in St. Martin angesiedelt, übt noch immer die von seinem Großvater ererbte Heilart aus, nach welcher den Kranken der Absud gewisser Kräuter zu trinken verordnet wird, wenn sie an Auszehrung leiden. Wir waren in dieser Sache deßhalb so ausführlich, weil sie einen tiefen Blick in die Volksdenkweise von Passeier werfen läßt. Es wurde eine gemischte Heilanstalt gegründet, um mit geistlichen und weltlichen Mitteln auf die Kranken einzuwirken. Man müßte die Natur dieser reitzbaren Gebirgsbewohner nicht kennen, wenn man sich über den unbestreitbar oft stattgefundenen guten Erfolg der Kurart wundern sollte. Da Niemand dagegen einschritt, so nahm diese Wallfahrt auch mit jedem Jahre ab, und jetzt ist sie nur dem Namen nach bekannt, während die Kräutersäfte noch viele Gäste der tieferen Etsch anzieht.

Auf dieser Seite des Thales findet man auch tiefer an der Thalsohle den Schildhof Erbion (Ebion), eine elende Bauernhütte, an der nichts schön ist als die grünen Reben, die sich an den Wänden empor und über das Dach hinausschlingen. Höher hinauf gelangt man auf den steilsten Pfaden nach Kofel, einer Berghalde mit zierlichen Feldern, die jedoch von Sumpfwassern beschwert sind, und mit einer der besten Ansichten des großartigen Thales. Von hier gelangt der Bergsteiger durch Waldverstecke nach dem Weiler Straub en, dem höchsten in der ganzen Gegend. Trotz der freien Lage sind hier die Nervenkrankheiten besonders für Frauen hartnäckig zu Hause. Der Hochwald darüber verliert sich in die rauhen Bergstürze des Hirzers, welcher diese Gegenden

mit seinen Schneewinden sehr abkühlt. Diese oft schnellen und gewaltsamen Abkühlungen sind der Gesundheit besonders nachtheilig.

Während dieser Betrachtung der beiden Seitenflügel des Thales sind wir zur Stelle gekommen, wo von zwei entgegengesetzten Seiten zerstörende Wildbäche in die Passer niederbrausen, links der Grafeisbach aus dem Thale Grafeis, rechts der Kalmbach aus dem Kalmthale. Beide schließen hier die Gemeinde Schweinsteg, dort die Gemeinde Ried als Gränzen gegen das tiefere Hauptthal ab. Das unbewohnte Grafeisthal zieht sich an den Hirzer, und bildet eine tiefklaffende Felsenenge zur Sammlung der Gewässer, die ungeheuren Schutt der Ebene zuführen. Am Eingange in dasselbe liegt die Häusergruppe Grafeis. Die Schlucht dahinter ist steilabschüssig zu beiden Seiten, tiefer mit Waldungen, die man in neuerer Zeit sehr zu lichten angefangen hat, zuhöchst von Schieferfelsen mit abrollenden Steinen zur Regenzeit, welche oft wagehalsige Holzarbeiter tödten. Ein Mann von mittlerem Alter denkt schon 5 Menschen, welche darin den Tod gefunden. Meines Denkens wagte sich zur Regenzeit ein Holzarbeiter tiefer hinein. Er fällte einen Baum, der Fall desselben löste einen Stein vom Gebirge, und dieser schlug den Holzhauer eine tiefe Querwunde in den Kopf, woran er nach wenigen Stunden starb.

Weit interessanter und größer öffnet sich diesem gegenüber das Kalmthal, das größte Seitenthal von Passeier. Man unterscheidet den Vordergrund oder die Gegend in der Kalbe, und den Hintergrund oder das Kalmthal im engeren Sinne. An der Mündung des Kalmbaches in die Passer haben sich unter einem Baumdickicht Säger, Müller und Schmiede angesiedelt, in deren nächsten Umgebung Kohlenbrennlager, Streuhaufen und Holzwerften zu sehen sind, umrieselt von schäumenden Sprudeln des zum Kleingebrauche mannigfaltig getheilten Baches. Zu beiden Seiten dieser Höhlung erheben sich Erdhügel mit fruchtbaren Feldern, auf denen rechts der

Schildhof des Kalbbauers, links der Hof des Passeirers steht, letzterer vielleicht der älteste Ansitz im ganzen Thale, dessen Name ins tiefste Alterthum hinaufreicht, mit mächtigen Resten alter Thürme, die auf weitläufige Schloßanlagen schließen lassen. Dahinter steigt das Thal auf einmahl steil ins höhere Gebirge empor, zunächst mit üppigem Strauchwerk überflattert, höher von dunkeln Waldungen eingefaßt, aus denen der Kalmbach unter dem Glamitzhofe in einer mahlerischen Kascade hervorschießt. Diese kann nur von der entgegengesetzten Thalseite gut gesehen werden. Während darüber rechts einförmige Waldnacht dämmert, sehen wir links vom Bache herrliche Bergesabhänge mit den Höfen von Gruba und Kalbl ins schroffe Nordgebirge auslaufen, reich mit Obstbäumen besetzt, in windgeschützter Lage, im Frühlinge mit dem ersten Grün, im Herbste mit der längsten Sonnenheiterkeit ohne Schnee und Sturm. Selbst im Winter sind die sprudelnden Quellen fast immer mit hoffnungsgrünen Rändern eingefaßt. Bienen halten sich hier am liebsten auf, und der Blüthenreichthum des Frühjahrs setzt jeden Wanderer in Erstaunen. Das Obst dieser Anhöhen ist besonders süß, und das Gebüsch der liebste Aufenthalt brütender Vögel. Aber allenthalben hangen die Gründe sehr steil. Die Eyer verlegender Hennen rollen oft unmittelbar von der Mutterwärme in die Tiefe des Kalmbaches, und die Kinder, welche an der Hausschwelle krabbeln, sind in Lebensgefahr. Darüber bildet die Bergeswand einen pyramidalen Felsenkopf, die Kalblspitze genannt, eine Fortsetzung der Matatzspitze, welche ins Strizonjoch ausgeht. Auf der höchsten Anhöhe des fast senkrechten Riesenfelsens ragt ein krummausgezweigter Baum horizontal in die Thalöffnung hinaus, und schießt dann wieder gerade in die Höhe. Hirten klettern daran hinaus, und schweben in unermeßlicher Luftfreiheit, selbst vom Thalwege aus sichtbar, eines der herrlichsten Bilder in den Alpen von Passer.

Gegenüber vom Kalblhof sehen wir den Riedersattel, den Eingang vom Riederberg aus ins hintere Kalmthal. Dieser

hebt sich mit mehreren Häusergruppen steil empor, und endet in der Nase, eine Bergeshöhe, welche mit der Kalblspitze korrespondirt, und den Eintritt ins tiefere Kalmthal bezeichnet. Hinter dem Kalblhof gegen den Hintergrund des Thales hangt auf schwindliger Bergflur über unermeßlichen Felswänden, die steil abfallen ins Felsenbett des Kalmbaches, der Steinhof im wilden Bereiche der Jochgeier und den Verheerungen der Steinlahn ausgesetzt. Im Jahre 1756 am 7. September brach unerwartet ein heftiges Gewitter los mit vielem Hagel und großem Platzregen. Dadurch ging die Lahn, ein Schlamm- und Steinbezirk, über dem Hause los, und warf Haus, Stadel, Stall, Menschen und Vieh im wüthenden Ansturz in den Kalmbach hinunter. Am andern Morgen sah man an der Stelle des Hauses nichts mehr als ausgewühlten öden Grund. Alle Hausbewohner waren zu todt geschleudert, und man hatte Mühe ihre Leichname zu finden. Nur eine Tochter, welche zur Zeit des Lahnausbruches ins Nachbarhaus gegangen war, um sich zopfen zu lassen, blieb als einzige Erbin des Gutes am Leben. Mit leichtem Passeirersinne stellte man wieder ein Häuschen auf der nämlichen Stelle her, in welches sich die Tochter mit einem rüstigen Bauer einheirathete. Bis zum Jahre 1806 blieb die Lahn ruhig, und ließ das Ehepaar sterben mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, welche das Schicksal ihrer Großmutter haben sollte. Am 9. Februar 1806 war der Himmel mit schweren Wolken bedeckt, aus denen ein lauwarmer Regen rieselte. Die Bäurin bereitete gerade das Mittagsessen in der Küche, zwei Töchter fütterten das Vieh im Stalle. Der Sohn saß bei einem stockblinden Geiger, der so eben von Sterzing gekommen, in der Wohnstube, um die edle Tonkunst in kühnen Walzern zu lernen. Da brach die Lawine mit Steingeröll und Wasserfluth herunter, und schleuderte Haus, Stadel, Stall und Mühle stäubend über die Felsen hinaus in den Abgrund des Kalmbaches. Die Bäurin ertrank im Bache, und ihr Leichnam ward erst beim Beginne des Frühlings gefunden. Der Geiger, sein

Spielwerkzeug noch fest in der Hand, wurde am nächsten Tage todt aus dem Schnee herausgegraben, der sich auf einem Felsenvorsprunge des Kalmbaches zusammengeballt. Der Sohn lag in unermeßlicher Entfernung jenseits des Baches in Schnee und Erdanhäufung tief eingerammt, aber im Ganzen nicht schwer verletzt, und fast wunderähnlich gerettet. Er arbeitete sich noch selbst so weit heraus, daß er um Hülfe rufen konnte. Die herzu eilenden Bauern zogen ihn glücklich heraus. Eine Tochter fand man todt von einem Balken des Dachstuhles erdrückt, die andere noch lebendig, aber erst nach 48 Stunden. Sie wurde jedoch am Leben erhalten. Ein Baum lag über ihrem Schenkel; man mußte ihn abhauen, um das Mädchen zu erledigen. Nun gab man den Gedanken auf, auf dieser Stelle wieder ein Haus zu bauen. Das Gut ward zerstückt, und unter die anwohnenden Nachbarn theilweise verkauft. Während meiner Anwesenheit in Passeier fiel in dieser Gegend ein Knabe die Felsen hinunter, und ward zerschmettert und todt aufgehoben. Er wagte sich in einem Alter von 11 Jahren auf einen Vorsprung des Berges hinaus gegen die Meinung seiner Mutter, und das Volk nahm davon Anlaß zu sagen, das „Derscheuppen“ (Zerfallen) sey ihm von Gott beschieden gewesen. Die Steinhühner kommen hier oben oft an die Dachrinnen heran, und legen ihre Eyer darunter hinein. Im Winter macht man außerhalb der Häuser keinen Tritt ohne Fußeisen, und selbst das Heu im Sommer wird auf den hangenden Bergflächen von den Bauern mit Fußeisen gemäht.

Von Stein gelangt man auf gefährlichen Pfaden ins hintere Kalmthal, schlägt aber lieber den gefahrloseren Weg über den Kalmbach ein, welcher vom Kalblhof nieder in die Schlucht führt. An thurmhohen Abgründen vorüber schlängelt sich derselbe zum gehöhlten Schieferbette hinab, in welches sich der stäubende Bach eingelagert hat. Eine schwebende Holzbrücke, mit dünnen Aesten beweglich gebaut, schlägt sich von hier ans jenseitige Ufer. Wer um Mitternacht auf dieser

Brücke steht, allein im heulenden Abgrund, über seinem Haupte das wilde Durcheinander von Felsen, Bäumen und zischenden Wassern, den Mond im Kampfe mit zerrissenen Wolkenbildern, die am Himmel hastig hineilen, genießt ein Schauerbild, das nie aus der Seele weicht. Ich habe in diesen aufregenden Momenten die namenlose Holzbrücke Seufzerbrücke benahmt. Im Winter ist der Abstieg zu derselben mit Eis bedeckt, selbst der mit Fußeisen gut bewehrte geht mit großer Vorsicht, und braucht seine Hände so gut als möglich, um rutschend und streifend an den Bach zu gelangen. Und doch ist es der ordentliche Kirchweg für einen großen Theil der Bergbewohner. Von der Brücke geht es auf weitgedehnten Halden empor nach Magdfeld und Walda. Die erstere dieser Häusergruppen enthält 4, die letztere 8 Höfe, welche zwar nach Riffian eingepfarrt sind, sich aber kirchlich nach St. Martin in Passeier halten, örtlich von der bereits genannten Nase beherrscht. Nun haben wir das eigentliche Kalmthal vor uns, einen ausgewitterten Felsenkessel mit wenigen Höfen auf kärglichen Gründen, die mit schwerer Arbeit dem Walde und den Steinmassen abgerungen sind. Am Wege erblicken wir Seba und Bach, das erstere wahrscheinlich einst die Gränze eines Hochsees, der sich im allmähligen Verlauf der Gewässer den Durchbruch durch die Felsen erzwungen hat, das letztere mit der Ortsschule auf einem Hügel mit glänzender Fernsicht. Jenseits desselben prangen hellgrüne Wiesen mit einer Riesensaat isolirter Steinblöcke, die Agassiz erratisch nennen würde als Beweis, daß die Eisberge des Oetzthales auch über die nächsten Passeirerberge gereicht hätten. Darauf liegen die 4 Steinwandhöfe, sicher vor der nahen Steinwandlahn, welche nur den Vorübergehenden gefährlich ist. Nun wird der Thalgrund fast eben, eine Hochlandschaft mit allen Reitzen der Bergwelt, von unzähligen Silberfäden niederrauschender Sprudel durchglitzert. Kümmerlich hangt am Sonnenberg der letzte Hof Luimes, größtentheils nur mit Grasnutzen und nach Saltaus gehörig, dessen Alpe er

einst gewesen seyn mag. Die hier einheimische Wassersucht ist das gewöhnliche Lebensende der armseligen Bewohner.

Dahinter breitet sich in westlicher Richtung die milchreiche Valseralpe aus, welche frühzeitig durch leichtsinnigen Verkauf aus der Hand der Passeirer an die Gemeinde Riffian gekommen ist. Die letztern rächen sich mit Volksdichtungen an den glücklichen Käufern. Nach denselben liehen die Riffianer den Kalmthalern eine Summe Geldes, und ließen sich die Valseralpe dafür verschreiben. Als die Schuldner zur bestimmten Stunde nicht zahlen konnten, trieben sie das Pfand gewaltsam ein. Der Fluch der Uebervortheilten belastete die Eindringlinge. Daher herrscht daselbst aus Gottes Verhängniß eine böse Viehkrankheit, hierlandes Rausch genannt. Sie befällt das Vieh zur Nachtzeit, es wird davon krumm und starr in allen Gliedern, und kann nicht mehr auf die Weide gehen. Oft bleibt es plötzlich todt liegen. Das Fleisch desselben ist, wenn es nicht gleich beim ersten Zeichen der Krankheit getödtet worden, ganz schwarz. Sie waltet mehr auf der Schattenseite als auf dem Sonnenberg, mehr unter den Rindern, als unter den Schafen und Kühen. Sie rührt nach dem Passeirerglauben vom Valserlorgg oder Nörgl her, welcher für Passeier günstiger gestimmt ist als für Riffian. Dieser naht im Dunkel der Nacht mit einem Licht in der Hand, die Hirten sehen ihn deutlich näher rücken. Er wischt unter geheimnißreichen Sprüchen über den Rücken des Viehes her, und davon wird es unheilbar angesteckt. Man darf über ihn nichts böses reden, sein Nachtwandeln nicht verlauten, sonst wird er noch zorniger, und das arme Vieh muß es durch verstärkte Heftigkeit der Krankheit büßen. Das wahre an dieser Valsersage ist nach neueren Forschungen, daß diese Krankheit in nassen Jahren vorherrscht, aber oft auch viele Jahre nach einander ausblieb. Einige schreiben sie der Nachtfeuchtigkeit zu, in welcher das Vieh unter freiem Himmel liegen muß, Andere einem Kraute, Rausch genannt, und das wirklich besteht und giftige Wirkungen äußern soll, wieder Andere der

allzu fetten hitzigen Nahrung, die Kundigsten jedoch dem Bisse eines schlangenartigen Wurmes, den wir in Hinterpasseier näher kennen lernen werden. Die Riffianer haben bis jetzt nichts dagegen gebraucht als den Segen des Priesters. Man zählt auf dieser Alpe im Durchschnitte 100 Rinder und 80 Melk-Kühe, das Kleinvieh ungerechnet.

In den hintersten Tiefgründen häuft sich alljährlich unermeßlicher Schnee an, welcher im Sommer den Kalmbach mit reichlichem Wasser speist. Ferner zeigt sich nirgend einer. Man kann aus der Alpe nach allen Seiten in Nachbarthäler wandern, in 6 Stunden durchs Thal Lazins nach Pfelders, in 4 Stunden in die Zielalpe ob Partschins, und in eben so viel Zeit zu den Seen im Spronserthal, deren Wasser durch den Finelebach in die Passer geht. Der Uebergang ins Zielthal und nach Partschins war einst viel betreten. Die Kalmthaler zogen an Sonntagen nicht ungern auf den Tanz im Schulhause zu Partschins, und zu anderen Festen, namentlich der Kirchweihe. Sie kamen am Nassereiderhofe vorüber, welcher am Eingange ins Zielthal liegt. Er gehörte nach Passeier an die Gerichtsherren von Fuchs. Die schönen Töchter des Hofbesitzers, welche goldene Schuhschnallen und silberne Nadeln in den blonden Haaren trugen, lockten oft Passeirerjünglinge herbei, und es ward auf den grünen Wiesen am Hause getanzt. Leider führte es aber oft zu Zank und Hader, und endigte mit Mißhandlung und Todtschlag. Deßhalb verkaufte Degen Fuchs der Aeltere diesen Zinshof im Jahre 1489 an die Gemeinde Partschins um 100 Mark Berner ein für alle Mahl, und 6 Gulden 24 Kreuzer ewigen Grundzinses. Von der Gemeinde kam der Hof um 600 Gulden an den Zöllner Senauer auf der Töll, und von diesen abermahls an die Gemeinde, welche im Jahre 1561 eine Alpe daraus machte, womit die Verbindung mit Passeier gänzlich aufhörte.

Das Kalmthal faßt 35 Häuser mit 42 Familien, darin 200 Familienglieder, 31 Dienstbothen, zusammen 231 Menschen. Sie sind fast die ärmsten in Passeier, besonders in

kalten Jahren, wo ihnen kein Getreide wächst, das Gras sparsam und der Alpennutzen unbedeutend ist. Sie stehen im Rufe der Rohheit im Wissen und in der Sitte. Selbst die Mundart und Aussprache wird daselbst am derbsten gefühlt. Landstreicherisches Gesindel findet dort leicht Unterkunft, und läßt sich in der Abgeschiedenheit unschwer verbergen. An eine Bedeutschung, wie man eine Verständigung zum Bessern nennt, arbeiten geistliche und weltliche Behörden oft vergebens. Der Kirchenbesuch ist erschwert durch böse Wege. Doch sind sie hierin in der Regel unausstellig, denn sie schlagen Wetter und Wege nicht an, „so lange sie Füße haben.“ Die Besserung des Wegverkehrs muß oft durch angedrohte Weigerung des Krankenbesuches von Seite der Geistlichen erzwungen werden. Sie kommen gern bei Nachtszeit zum Pfarrer, damit er ihre Kranken besuche, um bei Tage keine Zeit für ihre Arbeit zu verlieren, und in der Meinung, dem Priester sey für solche Leistungen der Nächsten-Liebe Tag und Nacht gleich genehm. Sie arbeiten überhaupt lieber als andere Passeirer, und halten die Zeit zu Rath. Betrachtet man die bisher durchwanderte Thalstrecke nach ihrer geografischen Ausdehnung genauer, so macht man die überraschende Bemerkung, daß das eigentliche Gericht Passeier wie ein spitzer Keil an die Etsch vorgeschoben ist. An den beiden Seitenflügeln hat einerseits das Gericht Schönna, andererseits das Burggrafenamt Tirol mit scharfer Hand hineingegriffen, und den Inhalt desselben beschnitten. Offenbar drängte die Bevölkerung des Burggrafenamtes gegen die von Passeier, und unvermögend dem Hauptstrome im Thale zu widerstehen, nahm sie doch an beiden Seiten im höheren Gebirge so viel des Thales in Besitz als anging auf Stellen, wo noch keine Menschenansiedelung stattgefunden hatte. Daher im Gebirge so tief noch Höfe, die nach Tirol oder Schönna eingepfarrt sind; daher die auffallende Aehnlichkeit der Bewohner auf diesen Höfen, wo sie noch ursprüngliches Gepräge aufweisen können, mit den Leuten in der Gegend von Meran. Auch dieser Umstand dient

uns als Beweis, daß die Passeirer von draußen, und zwar allgemach über den Tümbls und den Jaufen ins Thal eingewandert sind.

Ueberschreitet der Wanderer im Thalgrunde den Grafeisbach, so steht er bereits auf der Kellerlahn, die mit ihren Erd- und Steinmassen eine Viertelstunde breit das Thal verheert, und die Passer ans rechte Ufer hinüberdrängt, so daß die jenseitigen Höfe bald gezwungen seyn werden, ihre Häuser anderswo aufzubauen. Es bestand hier einst eine freundliche Ebene mit fruchtbaren Feldungen. Die Höfe Buchenegg, Keller, Haseneben und Buchach nahmen dieselbe ein. Aber im Jahre 1678 geschah darüber im Gebirge ein unvorsichtiger Holzschlag im Brantacherwalde, welcher einer Schneelawine von den Hochalpen den Durchgang öffnete. Diese kam nun öfter bei warmem Thauwetter, besonders im Jahre 1680, wo viel Schnee gefallen war. So riß sie den zufällig nicht gefrornen Boden mit allem Erdreich und Strauchwerk hinweg. Daraus entstand der Murrbruch, welcher nun bei allen Gußregen mehr oder minder herunterstrudelt. Merkwürdiger Weise ruht die Kellerlahn fast immer, wenn die Passer zerstört, dagegen ist sie am verheerendsten, wenn keine besondere Stromschwelle zu sehen ist. Es hat sich jetzt an dieser Thalseite ein ungeheurer Krater gebildet, einem Vulkane nicht unähnlich. Darin sammeln sich die Steine und Erdmassen oft längere Zeit ohne bedeutende Verheerung in der Thalsohle. Bei einem mächtigen Platzregen bricht dann die Ueberfülle zu unterst durch eine enge Klause zerstörend durch, und macht selbst den Thalweg unwegsam. Die Ablagerung ist die fruchtbarste Auflösung von Schiefer- und Porfyrgeschieben. Daher sammeln die Leute bloß die größten Steine in Haufen, der Boden begrast sich schnell wieder auf das üppigste. Der Kellerhof, welcher der Lahn den Namen gab, mit den drei übrigen genannten Höfen mußten auf die umliegenden Hügel flüchten, so daß jetzt Haseneben ein Witz auf seinen eigenen Namen ist. Wenn die Kellerlahn stark heruntergeht, so läßt sie ein don-

nerähnliches Getöse hören. Die Aussage, daß aus dem Krater Rauch aufsteige wie bei einem unterirdischen Feuer, hat sich bei näherer Untersuchung als ungegründet erwiesen. Die Schattenseite des Thales ist ohnehin feucht, die weiche Erdmasse ohne Schieferauflösung zieht sie noch mehr an, und so steigen des Morgens beim Sonnenaufgange allerdings nebelige Dämpfe auf, besonders nach längerem Regen, die jedoch nichts anderes sind als die natürlichen Ausdünstungen der Erde. An eine künstliche Schließung der Klause hat aus dem einfachen Grunde noch Niemand gedacht, weil sie mehr kosten würde, als der dreifache Werth aller dabei betheiligten Höfe.

Der Kellerlahn gegenüber erblicken wir vom Kalmbache bis ins Dorf St. Martin einen blühenden Bergessaum mit Höfen, die anmuthig gelegen sind, mit den ergiebigsten Aeckern des Thales. Dem Bache zunächst zeigt sich das bereits genannte Passeirergut, ins obere und untere abgetheilt. Hier gruben einst drei Männer einen Hügel ab, kamen jedoch mit der gewöhnlichen Sorglosigkeit der Thalbewohner bei solchen Gelegenheiten zu tief hinein, ohne den Ueberhang zu stützen. Dieser brach plötzlich ein, und begrub sie alle drei. Leider untersuchte man den Abfall der Erdmassen zu spät, alle drei wurden todt herausgezogen. Näher an St. Martin erheben sich die Schilthöfe Unter- und Obergereit aus einem Wald von Obstbäumen. Untergereit heißt auch Baumkirchen, von Edelherren dieses Namens, welche vom gleichnamigen Dorfe im Unterinnthale hieher eingewandert sind. In der Nähe des Hauses steht ein Hügel, Königssaal genannt, aus welchem in neuerer Zeit Reste von Säulen und Spuren alter Gebäude ausgegraben wurden, die auf weitläufige Prunkgemächer schließen lassen. Wir sind der Meinung, daß der Hof von Tirol hier eine Sommerwohnung hatte. Urkunden besagen, daß insbesonders König Heinrich von Böhmen sich oft hier aufhielt zur Zeit, als Otto von Auer damit belehnt war, und gern in Gesellschaft des edeln Waidwerks pflog. Daher auch die Sage in dieser Gegend, daß ein be-

rühmter Fürst im Schlosse Königssaal offene Tafel gab für seine treuen Bauern, denen er allerlei wichtige Freiheiten unter das Tafelgedeck legen ließ. Obergereit sitzt auf einem Hügel, von dem aus man die freieste Aussicht genießt, und namentlich die Laugenspitze ob Tisens in ihrer stolzen Größe beherrscht. Unweit davon liegt das Gut des Feldbauers, einst mit Greit vereinigt, auf einer sonnigen Wiesenfläche, unter schönen Bäumen wie versteckt. In der Nähe findet sich der Teufelsstein, auf welchem nach der Volkssage der Teufel rastete, als er im Hinterpasseier den meineidigen Schönner-Bauern hohlte, und mit ihm durch eine Felsenwand hindurch fuhr, wie wir später hören werden. Ueber diesen Schildhöfen dehnt sich dunkle Fichtenwaldung nach Gruba und Vorderaicha aus, lieblichen Häusergruppen in birgischer Waldeinsamkeit.

In einer halben Stunde hinter dem Grafeisbach liegt das Pfarrdorf St. Martin am rechten Ufer der Passer, der Kern der gleichnamigen Gemeinde, deren Höfe vom Kalmbache bis zum Innermatatzbache am Bergesrande angesiedelt sind. Der aufmerksame Geschichtsfreund hat ohne Zweifel in Tirol schon öfter wahrgenommen, daß die Dörfer, welche ihren Namen vom Kirchenheiligen angenommen, an der Stelle uralter Volksvereine liegen, und in der Regel alle unfürdenklichen Alters sind. Dazu gehört nun auch St. Martin. Schon um das Jahr 1000 stand hier eine besuchte Kirche zu Ehren des heiligen Martinus, deren Entstehung wahrscheinlich bald nach dem Tode dieses volksthümlichen Mannes stattgefunden hat, welcher von Landleuten schon in den ältesten Zeiten, wie noch heutzutage als Beschützer der Viehzucht verehrt wird. Es gab in dieser Gegend drei berühmte Wallfahrten des heiligen Martin, zu St. Martin in Passeier, zu Tschars in Vintschgau, und auf dem Kofel ebendaselbst unweit Latsch. Sie bildeten eine Art Trilogie, und wer seine Andacht vollständig machen wollte, mußte alle drei besuchen. Die Passeirer machen diesen Umzug noch mit bloßen Füßen, unaufhörlich bethend auf allen Wegen und Stegen. Man irrt kaum, wenn man den ersten

Bau der Kapelle des heiligen Martin in Passeier in die Zeiten hinaufsetzt, wo der heilige Korbinian in Kuens das vom heiligen Valentin in Mais begonnene Werk der Entwilderung des umwohnenden Bergvolkes mit Erfolg fortsetzte, und eine Kirche in Kuens begründete. Gegen das Jahr 1100 hatte sich um die Martinskapelle in Passeier bereits eine kleine Kirchengemeinde angesammelt, die von der Pfarre Tirols unabhängig einen so vortheilhaft gestellten Priester unterhielt, daß die Grafen von Tirol nicht ungern ihre Hofkapläne darauf beförderten. Im Jahre 1259 leitete der sanfte und menschenfreundliche Abt Bero den Benediktinerverein zu Marienberg in Vintschgau, und stand wegen seiner Tugend und Gelehrsamkeit beim Bischof Heinrich von Chur in großem Ansehen. Deßhalb erhielt er zur Belohnung seiner Verdienste um das Hochstift die Pfarre St. Martin zum Geschenke. Siebzig Jahre später wurde sie durch den Bischof Ulrich dem Stifte förmlich einverleibt. Endlich während der Minderjährigkeit des Erzherzogs Sigmund erhielt Marienberg das Recht, dieselbe mit Stiftspriestern aus seinem eigenen Mittel zu besetzen. Daß einst ein Zusammenhang des Seelsorgsposten St. Martin mit der Pfarre Tirol bestanden haben müsse, beweist der Umstand, daß als die Bischöfe von Trient im Jahre 1292 Ansprüche auf das Patronatsrecht der Pfarre Tirol machten, auch zugleich das über St. Martin ansprachen. Die in so früher Zeit von Tirol abgelöste Pfarre in St. Martin kann also mit Recht auf hohes Alter Anspruch machen. Das Stift Marienberg besaß in Passeier durch ein Vermächtniß Arnold II. von Mareit und Greifenstein einige Zinsgefälle auf Brantach im jährlichen Ertrage von 88 Gulden. Diese wurden nun zum Pfarrvermögen geschlagen, und dadurch die Anstellung eines zweiten Priesters möglich gemacht.

Bald nach dem Eintritte der Benediktiner in die Seelsorge wurde die Andacht zum heiligen Martinus durch eine zweite zum heiligen Blute Christi verstärkt. Nach der Volkssage hegte nämlich ein zu St. Martin Messe lesender Priester

Zweifel über die wirkliche Gegenwart Jesu Christi im geweihten Kelche. Doch dieser schäumte augenblicklich auf, und das Blut floß über den Rand hinaus auf das Altartuch. Ein Stück vom letztern mit den Blutspuren wurde nun aufbewahrt, und in einer Monstranze von sehr alterthümlicher Arbeit zur öffentlichen Verehrung auf einem Seitenaltare aufgestellt. Man trug es alljährlich am zweiten Sonntage im Mai in feierlicher Prozession durch das Dorf, und gab damit dem Volke den Segen. Vier Gemeinden des Etschthales, Riffian, Schönna, Mais und Marling, gelobten schon frühzeitig einen jährlichen Kreuzgang zum heiligen Blute in St. Martin, und Scharen frommer Pilger fanden sich eifrig ein. Die Andacht zu dieser Reliquie stieg besonders zur Zeit der Reformation, als die katholische Lehre vom Abendmahle angefochten wurde. Man erzählte sich um diese Zeit auffallende Wunder zur Bestätigung der alten Kirchenlehre, was wenigstens die Aufregung der in ihrem Glauben gefährdeten Katholiken in den außerordentlichen Zeitumständen beweist. Besonders ein Fall dieser Art wurde für St. Martin berühmt. Im Jahre 1609 kurz vor dem Ausbruche des 30jährigen Krieges kam Hieronymus Wild von Wildenburg von Sterzing, wo noch der Ansitz Wildenburg steht, über den Jaufen nach St. Martin, und kehrte andächtig beim heiligen Blute ein. Er war Offizier der Leibgarde des Erzherzogs Maximilian des Deutschmeisters, und trug rühmliche Wunden aus Türkenschlachten auf seiner Brust. Zu weiterem Kriegsdienste untauglich, lebte er auf seinen Gütern, ein Mann von altem Stahl, mit der schönen Kindlichkeit des Glaubens, der eine besondere Gottesgnade für ausgediente Krieger zu seyn scheint. Er sah bei seiner Anwesenheit in St. Martin am heiligen Blute die Gestalt eines Kindleins, das ganz roth und blutfarbig seine Hand zum Segen ausstreckte, und den rechten Fuß zum Fortgehen erhob. An der rechten Brustseite trug es eine frische Wunde von einer Lanze, aus welcher große Blutstropfen herabrannen. Bei einer anderen Gelegenheit sah

er den Rumpf eines erwachsenen Mannes, der ebenfalls ganz blutüberronnen war. Der damalige Pfarrer, Heinrich Lorrer aus Dudich, wegen des Priestermangels im Stifte Marienberg zufällig ein Weltpriester, ließ sich diese Gesichte in einer eigenen Urkunde ausfertigen.

Der Zulauf zum heiligen Blute nahm immer mehr überhand. Man opferte zur Einhaltung der heiligen Blutsandacht bedeutende Summen. So fand man im Opferstocke 1614, als er in Gegenwart des Gerichtsherrn Karl Fuchs eröffnet wurde, 19 Gulden, also mehr als das Kirchenopfer im ganzen Jahre eintrug. Die Bischöfe von Chur stimmten selbst in die Andacht des heiligen Blutes ein, und bestätigten durch die That den Glauben des Volkes. Die Passeirer betrachteten es als Unterpfand göttlicher Hilfe bei allgemeinen Landplagen, und nahmen vor demselben im Gebethe ihre Zuflucht zum Erlöser. Severin Landerer, ein eben so aufgeklärter als ruhiger Denker, im Jahre 1772 Pfarrer in St. Martin, erstattete einen Bericht nach Rom, und erhielt ohne Anstände einen vollkommenen Ablaß auf den zweiten Maiensonntag für alle reuigen Verehrer desselben. In den Kriegsjahren 1796, 1805 und 1809 entzündete sich am heiligen Blutsaltare zu St. Martin im Andenken an den Opfertod des Erlösers die Kraft des Passeirervolkes zum standhaften Widerstande gegen alle auswärtige Feinde. Selbst Hofer berief sich in seinen letzten Augenblicken zu Mantua auf das heilige Blut zu St. Martin, und das Andenken an dasselbe gab ihm Furchtlosigkeit im Tode.

Die Anzahl der an der Kirche zu Martin angestellten Pfarrer stieg seit der Einverleibung der Pfarre ins Stift Marienberg auf 43. Darunter befanden sich 8 Weltpriester, welche wegen des Priestermangels in Marienberg während des 17. Jahrhunderts an die Stelle der Benediktiner traten. Der erste uns bekannte Pfarrer erscheint im Jahre 1438 unter Friedrich mit der leeren Tasche, Heinrich Fraas genannt. Unter seinen Nachfolgern nennen wir den geistvollen Ulrich

von Pach, der lange Beichtvater bei einer pfälzischen Prinzessin gewesen, und mit ihr weite Reisen gemacht hatte, ein Sprosse der denkwürdigen Familie von Pach in Kaltern. Er diente in der Mitte des 17. Jahrhunderts in St. Martin, ein feingebildeter, sprachengewandter Kopf, besonders Freund der italienischen Literatur. Als Bruder des Franz von Pach, Abtes in Marienberg, hatte er freiere Hände, ordnete Vieles in Kirche und Widum, und stellte eine anständige Büchersammlung im letztern her, deren Mannigfaltigkeit auf eine freiere Auffassung der literarischen Bildung schließen läßt. Marjan Ritsch, früher Pfarrer in Fließ, bezog die Pfarre St. Martin im Jahre 1726. Er hatte ein besonderes Talent als Prediger, und stützte sich hierin auf einen reichen Fond von theologischen Kenntnissen. Alle übertraf jedoch Severin Landerer, welcher 1771 ins Amt eintrat. Nachdem er alle Würden seines Ordens, die eines Abtes allein ausgenommen, bekleidet, und zu Meran 18 Jahre Poesie und Rhetorik gelehrt hatte, zog er sich als Pfarrer nach St. Martin zurück, wo er noch 12 Jahre segenreich wirkte, und im Jahre 1783, 76 Jahre alt, zum allgemeinen Leidwesen starb. Tiefes Wissen, ungeheuchelte Frömmigkeit, umsichtige Klugheit und Milde zeichneten ihn aus. Er galt beim Volke, das er wie ein Vater liebte, als untrüglicher Spruchmann in allen Angelegenheiten der Gemeinde. Noch jetzt leben seine Mahnworte und Entscheidungen bei den älteren Leuten des Thales. Johann Baptist Murr, später Abt von Marienberg, diente hier als Kooperator, und trug viel bei zur Verbesserung der Seelsorge und des Bestandes der dabei angestellten Geistlichen.

Der allmälige Anwachs der Pfarrgemeinde biethet einige bemerkenswerthe Thatsachen. Im Jahre 1421 war sie noch klein selbst mit Einschluß dessen, was später davon getrennt und zu Platt geschlagen wurde. Man brauchte um Ostern nur 400 Hostien, die man von Meran hereinkaufte. Die Maß Opferwein galt 2 Kreuzer, was nach damaligem Geldfuße eben nicht wohlfeil war, da wir selbst schon die Maß

um 3 Kreuzer erlebt haben, und das Staar Roggen wurde dem Meßner um 24 Kreuzer vergütet. An der Kirchthür standen alle Sonntage Männer mit aufgehobenen Hüten, und sammelten jedes Mal 2—3 Kreuzer Opfergeld. Um das Fehlende zur Einhaltung des Gottesdienstes zu decken, wurden eigene Bauern zuerst im Thale, und sodann durch Stadt und Land ausgesendet. Die Sammlung im Thale trug 5 Gulden, und die außerhalb desselben eben soviel ein, daß hiemit 10 Gulden in die Kirchenkasse flossen. Im Jahre 1603 wurden im Einklange mit dem Wiedererwachen des kirchlichen Lebens zwei jährliche Kommuniontage eingeführt, nicht ohne Einspruch des Kirchprobstes, welcher dadurch das Kirchenvermögen übermäßig belastet glaubte. Denn der Speiswein betrug für diese zwei Tage 28 Maß, also über eine halbe Yhren, und die Hostien stiegen auf 1000, woraus bereits eine Zunahme der Bevölkerung oder ein größerer Eifer der Gläubigen abzunehmen ist. Am St. Martinstage warf das Sammelgeld an der Kirchenthür 37 Kreuzer ab, während bei der nämlichen Gelegenheit 1840 24 Gulden und eine beträchtliche Menge Schmalz für die Kirche geopfert wurden. Die gesammte Einnahme zum Unterhalt der Kirche, des Meßners, und des Antheils der Geistlichen erhob sich im letztgenannten Jahre auf 1728 Gulden. Gegenwärtig braucht man in St. Martin durchschnittlich 36,000 Hostien, 500 an jedem Sonntage. Zur Zeit der Choleraseuche und bei Jubiläen wurde der Verbrauch derselben wohl gar auf 40,000 gesteigert. Nimmt man nun für St. Martin eine Bevölkerung von 1800 Seelen an, wie sie 1824 wirklich bestand, so kamen für jedes Pfarrmitglied 20 Beicht- und Kommuniontage des Jahres, die sich nach Abzug der unbeichtfähigen Kinder gewiß auf 24 für die Person erhöhen lassen, also zwei auf jeden Monat.

Schon im Jahre 1660 wurde das Bedürfniß nach einer größern Kirche fühlbar. Man erweiterte die alte unregelmäßig nach einer Seite, und stellte einen neuen Gottesacker her. Der berühmte Orgelmacher Daniel Herz von Innsbruck

errichtete im Jahre 1661 daselbst eine Orgel um 200 Gulden Lohn. Die Einweihung der Kirche und des Gottesackers erfolgte im Jahre 1666 durch den Bischof Ulrich von Chur, welcher am Altare des heiligen Blutes seiner Andacht pflog. Die Bauangelegenheiten leitete der damalige Pfarrer Michael Pöck, ein Weltpriester, seeleneifrig bemüht, den religiösen Sinn seiner Pfarrkinder zu wecken. Zwanzig Jahre später ward die Bruderschaft zur Ehre Jesu, Mariä und Joseph gegründet, welche das Fest des heiligen Joseph noch alljährlich zu einem der feierlichsten im Jahre macht. Die Monatsonntagumgänge wurden eingeführt, und dadurch das Volk für das gemeinsame Bittgebeth eingenommen. Im Jahre 1717 setzte der Abt Johann Murr die Bruderschaft der unbefleckten Empfängniß Mariä ein, welche ebenfalls noch jetzt mit merkwürdigen Eigenthümlichkeiten besteht. Die Mitglieder derselben werden die Geschwornen genannt, und es bleibt eine beherzigenswerthe Erscheinung, daß die Kirche einen Schatten vom Geschwornengericht in Schutz nahm, als die neuern Gerichtsformen das uralte Gewohnheitsrecht des Geschwornenbeizugs bei gerichtlichen Verhandlungen auszuschließen anfingen. Wer in die Zahl dieser Geschwornen eintreten will, meldet sich beim Pfarrer zur Aufnahme, welcher den Bittsteller nach seinem Wandel prüft, und nur den probehältigen zuläßt. Dann erscheint jeder Einzelne vor dem Priester am Hochaltar der Pfarrkirche, geführt von bewährten Mitgliedern der Bruderschaft. Hier wirft er sich auf seine Kniee, und schwört in die Hand des Priesters: „Heilige Maria! Mutter Gottes und Jungfrau! ich erwähle dich heute und allzeit zu meiner Frau und Fürsprecherin, und will dich nie verlassen, und nie etwas gestatten, was deiner Ehre zuwider läuft. Ich bekenne laut, daß deine Empfängniß ganz unbefleckt gewesen ist. Nimm mich zu deinem Diener gnädig an, und verlaß mich in der letzten Sterbestunde nicht!“ Hierauf hängt ihm der Priester den Gnadenpfennig mit dem Bilde Mariens um, und spricht: „Liebster Bruder! nimm dieses Bild der unbefleckten Jungfrau

Mariä zum Schilde um die Ehre und Andacht derselben zu befördern und zu vermehren." Er reicht ihm die brennende Kerze, und fährt fort: „Nimm die brennende Fackel der marianischen Liebe, die du in den Herzen deiner Mitmenschen allzeit anzünden und vermehren sollst." Dann erhebt der Priester seine Augen zum Himmel, und bethet über dem Eingeweihten: „Heiligste Jungfrau Maria! ich empfehle dir diesen deinen Diener! Stehe ihm bei im Tode, und erlöse ihn aus allen Gefahren, daß er sicher gelange in die ewige Freude." Nach dieser Zeremonie ist der Geschworne fertig, nicht bloß für die Kirche, sondern auch für das Volk als Schätzmann und Sprecher in allen Gemeindeangelegenheiten, wo ein unbefleckter Spruch an Eides Statt gewünscht wird. Sechzehn Jahre nach der Einsetzung dieser Bruderschaft erschienen die ersten Jesuiten als Missionäre in Passeier, und hielten sich 8 Tage in jeder der 2 Pfarren des Thales auf. Sie predigten während dieser Zeit viermal des Tages, und hielten ihre gottesdienstlichen Versammlungen unter freiem Himmel. Sie schlugen nämlich da, wo jetzt das Haus des Arztes steht, eine Bühne, und dabei einen Altar auf. Sie hatten einen eigenen Koch und noch einen Laienbruder bei sich, welcher letztere allerlei Bücher, Bilder und andere geweihte Gegenstände verkaufte. Eine große Anzahl dieser Weihgeschenke wurde auch unentgeltlich unter das arme Volk vertheilt. Sie erhielten für ihre Mühe nichts als was im Klingelbeutel für sie gesammelt wurde. Sie stellten zum Abschiede ein großes Missionskreuz am Gottesacker auf, und der Bischof von Chur begnadete alle mit Ablaß, welche an demselben bethen würden. Im Jahre 1771 erschienen sie das letzte Mal. Pater Viktor, damals Pfarrer zu St. Martin, gibt ihnen ein sehr rühmliches Zeugniß zu Gunsten ihrer eindringlichen Wirksamkeit. Sie lehrten das Volk allerlei geistliche Gesänge, namentlich einige vom lieblichen Dichter Friedrich Spee, die zum Theil noch tröstend im Thale umgehen. Im Jahre 1740 ward um Pfingsten alljährlich auch das 40stündige Gebeth

eingeführt. Durch diese rastlose Thätigkeit der Kirche und ihrer Diener ward zum Vortheile guter Sitte Vieles in der Pfarre geändert, was als mißliche Gewahrheit aus früherer Zeit ins Volk gedrungen war.

Die Bevölkerung wuchs indessen sehr an. In der Mitte des 17. Jahrhunderts zählte man schon 800 Seelen, die im Jahre 1824 auf 1800 gestiegen waren. Seit dieser Zeit ist die Bevölkerung wieder im Sinken, denn 1842 betrug sie nur 1724, 1843 1711, 1844 1732. Darunter befanden sich im letzten Jahre 856 Männer, 876 Weiber in 433 Familien und 252 Häusern. Davon gehörten 1468 zur Familie durchs Blut, 264 waren Dienstbothen. In den Jahren 1839, 1840, 1841 starben zusammen 109 Menschen. Im mittleren Durchschnitt kann man 35 Gestorbene fürs Jahr annehmen, und fast eben so viel Geborne. Eine Bevölkerungsabnahme zeigt sich nicht bloß in St. Martin, sondern im ganzen Thale ungeachtet eines jährlichen außerordentlichen Zuwachses durch Kinder, die nicht dem Thale angehören. Die Gründe dieser Abnahme findet man in der Verminderung der Bodenerträgnisse durch fortwährende Zerstörungen der Elemente, im Aufhören vieler Erwerbsquellen, ohne daß neue dafür versucht oder möglich gemacht worden wären, und in der aus diesen Ursachen allerwärts einreißenden Armuth. Aus allen Zeichen der Zeit kann man in dieser Beziehung leider keine Aenderung erwarten, vielmehr Fortschritte zum Schlechtern fürchten. Das Alter reicht in der Pfarre St. Martin noch immer in einzelnen Fällen auf 80—90 Jahre. Im Jahre 1789 starb Andre Ilmer mit 90, 1793 Mathias Pichler mit 93, 1794 Bartlme Falk mit 82, 1800 Paul Pircher mit 90, 1801 Maria Spieß mit 92, und 1802 Maria Kofler mit 90 Jahren. Noch gegenwärtig leben einige alte Leute mit hoch 80 Jahren. Das hundertste Lebensjahr wird fast nur einmal jedes Jahrhundert erreicht.

Das Armenversorgungswesen ist eine drückende Last für die Gemeinden beim Mangel aller öffentlichen Fonds, bloß

vom guten Willen der Besitzenden abhängend, ohne Beiträge nach dem Steuerfuße. In der Pfarre St. Martin befinden sich 30 Arme oder Arbeitslose mit 15 Staar Mehl, 40 Pfund Schmalz, und 18 Maßel Salz monatlich zu betheilen. Dazu kommen 18 Kinder, für deren Versorgung 327 Gulden des Jahres bezahlt werden müssen, während 15 andere von Wohlthätern umsonst unterhalten werden. Der ganze jährliche Aufwand für die Armen beträgt ungefähr 1200 Gulden, die man in Geld oder Naturalien mit Mühe zusammen bringen muß. Eine solche Armenspende aus freiwilligem Antriebe ist nur durch die Thätigkeit einflußreicher Priester möglich. Besonders stiften Sterbenskranke viel zu diesem Zwecke.

Das eigentliche Dorf St. Martin, in welchem wir diese Betrachtungen anstellen, liegt größtentheils in einer Häusermasse am Thalwege, oder unweit davon mit schmutzigen Gassen und allen Zeichen der Dürftigkeit, bevölkert größtentheils von Trägern, Trägerinnen, Abgelebten, Näherinnen und Selbstlern, und begreift 66 Häuser mit 206 Familien, welche 473 Familienglieder und 51 Dienstbothen, zusammen 524 Einwohner enthalten. Es ist der volkreichste und verhältnißmäßig ärmste Gemeindetheil mit Zuflüssen der Bevölkerung von allen Seiten ohne Vermehrung des Vermögens und der Arbeit. Der eigentliche Brodträger von St. Martin verkauft alljährlich um 1500—2000 Gulden Brod, ungerechnet das durch zahlreiche andere Gelegenheit eingebrachte. Unter den Häusern bemerken wir das Eselhaus, das Mailänderhaus, das Pfandhaus, das Sperberhaus, das Wascherhaus, das Wachthaus, lauter Namen, die einst Sinn und Bedeutung hatten, jetzt aber leerer Klang sind. Im Eselhause wurden die Saumthiere zur Jaufenfracht eingestellt, im Mailänderhaus hatten sich Krämer aus Mailand niedergelassen, im Pfandhause kamen die auf unrechtmäßiger Weide begriffenen Thiere in Verwahrsam des Saltners, dem Sperberhause war die Hegung der Falken für die Gerichtsherren zur Edeljagd anvertraut, im Wascherhause ward die Wäsche im Großen besorgt, bis

dieser Betriebszweig in Passeier ganz einging, und jetzt ganz unbekannt ist. Man wäscht nämlich fast nur im kalten Wasser. Die Auslaugung versteht und betreibt Niemand. Im Wachthause wohnten die Nachtwächter und Gemeindeaufseher, wovon jetzt keine Spur mehr zu finden ist. Diese Ordnung der Dinge läßt auf einen ausgebildeten Dorfzustand schließen. Auch an jetzt ganz verwahrlosten Gebäuden bemerkt man noch thurmähnliche Ueberreste, in denen sich Edelherren eingelagert hatten. Darunter war besonders berühmt der schlechtweg sogenannte Thurm zu St. Martin, noch im Jahre 1500 Edelsitz der Stolzen. Auch die Grafen von Fuchs hatten hier ein Wohnhaus, und lebten häufig in der wohlthuenden Hut des heiligen Martinus. Sie stifteten deßhalb auch eine Frühmesse und andere Gottesdienste. Insbesonders scheinen sich die frühzeitigen Witwen ihres Hauses hier niedergelassen zu haben.

Aus uralten Zeiten bestand im hiesigen Dorf ein Zoll für alle Weinerzeugnisse, welche durch Träger oder Säumer über den Jaufen gingen, als Eigenthum der Grafen von Tirol, und dauerte bis zur Einführung der Verzehrungssteuer 1836. Im Jahre 1288 wird er das erste Mal erwähnt in einer Urkunde, wo Graf Albert von Görz seinem Bruder Meinhard II. seinen Antheil an demselben abtrat. Davon ist der Wegzoll wohl zu unterscheiden, der ebenfalls aus uralten Zeiten stammt, und zur Einhaltung des Thalweges noch jetzt erhoben wird. Er trägt im jährlichen Durchschnitte 600 Gulden. Der Einnehmer desselben bezieht 15 Prozente nebst Licht und freier Wohnung. Ein Reitpferd zahlt 6, 1 Kuppelpferd 9, 1 Stück Hornvieh auswärts 4, Kleinmarktvieh 2, Alpengroßvieh aus und ein 1, Kleinalpenvieh ½, und ein Alpenpferd 1½ Kreuzer. Jeder belastete Träger erlegt ½ Kreuzer. Im Jahre 1834, welches zu den mittelmäßigen gehörte, zogen vorbei großes Hornvieh zu Markt 5126 hinaus, Kleinvieh 6777, Kälber 1300, Kleinalpenvieh hinein 4345, Großalpenvieh 216, Schweine hinaus 149, Reitpferde 93, Kuppel-

pferde 22. Im Jahre 1835: Hornvieh zu Markt 4246, Kälber 1017, Reitpferde vorbei 51, Kuppelpferde 28, Kleinalpenvieh 2434, Kleinstechvieh 7309, Hornalpenvieh 184, Schweine 104, Zentner Speck 200. Dabei ist zu merken, daß das Marktvieh größtentheils hinausgeht, das Alpenvieh hinein und heraus, letzteres also auf die Hälfte zu beschränken ist. Das angekaufte Vieh kommt häufig über den Jaufen ins Thal. Die 7 Wirthe des vorderen Thales, 3 in St. Martin, 3 in St. Leonhard, und 1 auf dem Sande, übernehmen im Namen der Gemeinde die Aufsicht über Wege und Brücken, und verwenden die Zolleinnahme zu diesem Zwecke. Der Zoll ertrug im Jahre 1840 734, mit Abzug des Zöllnergehaltes 522 Gulden. Noch im Jahre 1833 warf er 900 Gulden ab. Er ist in fortwährender Abnahme begriffen wegen der Minderung des Verkehrs über den Jaufen. Auch die Schäfer fahren mit ihrem Vieh über die Spronseralpen nach Lazins, um den Zoll zu ersparen. Arme betteln sich vorbei, Andere fluchen sich durch, Vielen wird es aus besondern Rücksichten erlassen. So kommt es, daß bei der fast jährlichen Zerstörung der Wege und Brücken die Gemeinden fast immer die Hälfte der Jahreskosten zu tragen haben. Uns schien eine nähere Ausführung dieser Zollverhältnisse nicht uninteressant, weil man daraus nicht bloß die Menge des Alpenviehes in Passeier, sondern auch den Unterschied zwischen der Viehausfuhr des vorderen und hinteren Thales mit ziemlicher Sicherheit bestimmen kann.

Eine sehr bedeutende Auslage für das Dorf St. Martin bildet der jährliche Vorbau gegen die Passer, welche gerade auf das Dorf anstürmt, und die Tiefgründe zu verwüsten droht. Man nimmt mit Fug an, daß die „Dörfler“ mit den bisher verwendeten Vorbaugeldern ihr Dorf dreimal hätten aufbauen können, und doch ist der Bau selbst sehr mangelhaft. Aus den untersten Häusern müssen sich die Leute bei jeder Ueberfluthung des Stromes flüchten. Wenn die Gefahr am größten ist, sammelt sich die ganze Bevölkerung in der

Kirche, und zieht mit dem Priester, welcher das heilige Sakrament trägt, mit lautem Gebethe hinaus auf den meistbedrohten Punkt. Der Geistliche gibt mit dem Sakramente den Segen über das empörte Element. Es ist stets ein sehr feierlicher Augenblick, wenn das gesammte Volk bethend auf den Knieen liegt, und die Töne des Segenglöckleins die allgemeine Noth verkünden. Und tritt oft augenblickliches Fallen des Wassers ein, wie ich es zweimal selbst anwesend erlebt habe, so hat es wenigstens bei den Passeiern an Andacht und Gottvertrauen für diese Gnade des Himmels nicht gefehlt.

Ueber dem Dorfe erheben sich gutangebaute Hügel bis empor zum Saume höherer Waldnacht. Auf dem hervorspringendsten derselben ist der Schildhof Steinhaus zwischen hochstämmigen Nuß- und Kastanienbäumen im freien Ausblick einerseits auf die stolze Jaufenburg, andererseits durch das vordere Thal, besonders auf die Laugenspitzen ob Völlan, ursprünglich der Ansitz der edlen Herren von Steinhaus. Nikolaus von Steinhaus war noch im Jahre 1397 Salzmayr in Hall, und hatte eine Fräulein Dorotea von Fieger zur Gemahlin. Nach ihrem Aussterben besaßen es die Herren von Niederthor viele Jahre, und von ihnen ging es durch Erbschaft auf die Herren von Khuen über. Jakob von Khuen verkaufte es 1639 an Maximilian von Mohr den bekannten tirolischen Geschichtsforscher. Dieser fing nach seiner Art einen kostspieligen Bau an, den erst seine Nachfolger im Besitze die Freiherren von Zinnenberg vollendeten, so wie er noch jetzt im gänzlichen Verfalle zu erkennen ist, mit zierlichen Portalen von Nagelflühe und Fenstergesimsen von Porphyrsandstein. Der Baugeschmack ist übrigens, wie im 16. Jahrhundert allgemein, unzierlich geschnörkelt, ächtspannisch gleich den Gewanden, die man trug, den Gemählden, die man je unnatürlicher desto lieber hatte, wie die Baulust selbst, welche um diese Zeit an der Etsch überall rege ward. Mit dem Abfall von der alten Derbheit des Schloßbaues begann auch der Verfall des Vermögens und der Burgen. Die Burg-

herren verarmten über ihren Baugelüsten, so Engelhard Dietrich von Wolkenstein auf Trostburg, die Kaßler auf Boimont, die Freiherren von Völs, die Grafen von Mohr. Es lohnte der Mühe werth alle Denkmahle dieses geschmacklosen Schloßbaues unter uns zu sammeln, und damit die Parallele der Verkümmerung des Adels an Geist und Gut zu verbinden. Man entnähme daraus unschwer, daß die Geschmacklosigkeit und Vorliebe für fremde Unnatur nicht so gleichgültige Dinge sind für zeitliches und geistiges Glück, als man noch heutzutage hie und da wähnen mag. Von den Zinnenbergen, die mit jedem Jahre tiefer herabkamen, kaufte Marienberg Haus und Hof, und ließ es durch Pächter verwalten, die auf Kosten des Stiftes gediehen, während die letzten Reste adeliger Sommerfrische aus dem Hause und den Umgebungen verschwanden. Unter der baierischen Regierung, als das Stift Marienberg unterdrückt wurde, kaufte Sebastian Prünster, ein Bauer, Steinhaus, und ließ sich vieles kosten, um die verwahrlosten Güter in guten Stand zu setzen.

Zu diesem Ende unternahm er mit 6 andern Theilnehmern eine kunstreiche Wasserleitung aus dem Kalmthale 2 Stunden lang durch ein steiles Gebirge. Der Bau begann im Jahre 1820 am 18. Mai durch die Betheiligten selbst ohne Beiziehung der theuern und ewig nie fertig werdenden Wasserbaukünstler, wie Prünster stets bemerkte. Das Recht der Durchfahrt durch einige Güter erkauften sie durch geschickte Unterhandlung um 2 Gulden 32 Kreuzer jährlichen Bodenzinses. Alle Tagschichten der Theilnehmer waren zu 30 Kreuzer angesetzt. Am Ende des laufenden Jahres gewann man mit der Auslage von 800 Gulden einen hinlänglichen Strom zur Bewässerung der Felder. Er wurde zu 191 Wasserstunden ausgetheilt, und jede Stunde zu 3 Gulden 12 Kreuzer angeschlagen. Nach diesem Ausmaße war die Auslage größtentheils durch Wasserstunden an die Theilnehmer gedeckt, so daß sie nur wenig darauf zu zahlen durften. Diese mit der größten Einfachheit ausgeführte Wasserleitung wird auch durch

die überzähligen Wasserstunden, die an Nichttheilnehmer abgelassen werden, eingehalten. Dadurch sind die nächsten Güter über St. Martin um die Hälfte verbessert worden. Namentlich gehört der Hof Steinhaus zu den größten und besten im Thale, mit seiner gesammten Einrichtung wohl 10,000 Gulden werth. Ein Besuch dieses Hofes ist für jeden Bergwanderer sehr lohnend. Sebastian Prünster, einer der ehrenhaftesten Leute des Thales, eine lebendige Chronik der Vorfälle von 1809, ist leider im Jahre 1845 gestorben. Aber die herrliche Aussicht wird durch keinen Wechsel verkümmert. Man sieht von dort aus die hohe Wart, eine hohe Bergesspitze, gerade gegenüber, mit dem Hause des Pfandlers, wo Hofer längere Zeit verborgen gelegen, und die Alpenhütte darüber, worin er gefangen wurde. Die Lage von Steinhaus gilt als die gesündeste des Thales, und es ist sehr zu bedauern, daß der Vorschlag des Landrichters Strolz, hier das Gerichtshaus zu erbauen, nicht durchgegangen ist.

Von Steinhaus führt ein angenehmer Weg ins Mataz-thal, das ich stets mein Tivoli genannt, ein lieblicher Bergeinschnitt, allen Winden entzogen, mit der wärmsten Sonne, in welcher selbst im Winter Scharen von Mücken tanzen. Ein Wässerlein, im Sommer leicht zu überschreiten, plätschert von den Höhen herab durch mehrere Felsenbassins. Im Vordergrunde geben Kastanienbäume reichlichen Schatten, höher hinauf schauert an den Abhängen dunkle Nadelholzwaldung, und auf einer einsamen Stelle klappert eine Mühle, die ihr Wasser durch hohe Rinnen zugeführt erhält, in äußerst romantischer Umgebung. Das ansteigende Thal wird immer enger, lose Schiefermassen starren zu beiden Seiten herein, und lassen an manchen Stellen den tieferen Granit hervorschauen, von südlicher Laubholzung lustig überflattert. Wilde Brombeeren schlingen sich mit ihrer schwarzen Frucht an Fichten empor. Immer eingeengter wird die Bahn, das Gestein springt ganz in Granit um, und höhlt sich zur natürlichen Rinne des Wildbaches, der zuhinterst über eine Felsenwand in unzähli-

gen Kaskatellen herunter stäubt. Verlorne Waldvögel fahren schreiend unter den Füßen auf, und meckernde Ziegen tönen mit ihren Glöcklein am Halse aus weiter Ferne in die Schlucht. Ueber den Wassersprudeln lächelt der heiterste Himmel wie ein Kind in träumerischer Unschuld, und der neckische Wiederhall lallt um Fels und Busch wie das Geflüster von Seelen, die sich einander zärtlich suchen. Ist man seitwärts an den Kaskatellen vorübergekommen, so gelangt man in eine andere Thalung, rings mit hangenden Bergwiesen eingefaßt, in abgeschiedenster Stille der Bergwelt. Am höchsten Rande derselben arbeiten Leute auf schwindligen Aeckern wie Ameisen, und ihrer Kinder Rufen und Singen klingt wie leise langgedehnte Töne des Waldhorns.

Eine tiefe Kluft mit den stürzenden Wellen des Thalbaches beschließt die Höhlung, über welcher die Bergorte Außer- und Innermataz auf wasserarmen Steilhängen liegen. Die Wege zu denselben hinauf sind schlecht, und für kurzathmige lästig durch unaufhörliche Steigung. Zur Zeit anhaltender Regen kann man einzelne Pfade ohne Lebensgefahr nicht einmahl betreten. Ein rüstiger Jüngling verließ meines Denkens das Dorf St. Martin gegen Abend, und zog das so eben beschriebene Thal empor. Er gleitete aus, und fiel in den Matazbach, der oft bedrohlich anschwillt. Er war spurlos verschwunden. Erst nach einigen Tagen fand man Bruchstücke seiner Kleider im Matazbache, und bald darauf seinen Leichnahm hinter dem Holzrechen in Meran zur Lendezeit. Das Kleiderausziehen an den erhaschten Opfern ist eine besondere Eigenheit dieser ruhelosen Gewässer. Nicht selten fischt man bei Saltaus Birnen aus der Passer, die an den Holzhütten von Mataz vom Baume gefallen, durch Abrollen dem Bache zugeeilt, und mit ihm hinausgeschwommen sind. So entfiel einer Strickerin vor dem Hause in Außermataz der Knäuel, und wurde erst bei Zenoberg in Meran wieder gefunden. Die Quellen der Höhenzüge sprudeln nur so lange, als Schnee daselbst liegt. Daher verschwindet hier

in trockenen Jahren, die sich zu den nassen wie 3:1 verhalten, alle Fruchtbarkeit. Selbst Holz fehlt auf dem höheren Gebirge, und die Schneelavinen haben daselbst freien Durchgang. Die Häuser, höchst ärmlich gebaut, sitzen fast alle von einander getrennt, mahlerisch auf grünen Hügeln, von wilden Obstbäumen beschattet. Man zählt auf dem ganzen Berge 30 Häuser mit 35 Familien zu 160 Menschen, worunter 136 Familienglieder und 24 Dienstbothen. Die Hofnamen sind fast alle deutsch. Zwei derselben lauten bedeutsam Zorn und Groll. Die Alpenhöhen darüber laufen in die Matazspitze aus, welche 4000 Fuß über dem Meere steht, einerseits nach Platt, andererseits nach dem Kalmthale ausgestreckt, ein tonnenförmiges Hochland mit hellem Grün an einzelnen Schieferbrüchen, welche schöne Platten zu Bauten liefern. An ihrem Westabhange wurde einst auf Kupfer und Blei gebaut, wovon noch weitläufige Halden zu sehen sind.

Gegenüber von St. Martin sehen wir auf der Ostseite des Thales das Gebieth von Brantach, das zur Pfarre St. Leonhard gehörig nicht ohne Merkwürdigkeiten ist. Es erstreckt sich vom Grafeisbache bis zum Wasser, das aus dem Thale Fartleis kommt, ein schattiges, oft mit Sumpfgeländen durchzogenes Bergland mit fehligen Höfen, deren ursprünglich 6 waren, worauf jedoch gegenwärtig 11 Bauern sitzen, nur bisweilen auf sanftgeneigten Flächen von einiger Ausdehnung, während sonst nichts als Steilhang und Tiefgrund zu sehen ist. Der höchste Hof heißt zum Pfandler in lieblicher Bergesfrische. Hier lebte Andreas Hofer 1809 im Herbste längere Zeit mit solcher Sicherheit und in so offenkundigem Verkehre mit seinen Freunden im Thale, daß man überall davon wußte. Nur mit Mühe ließ er sich bereden auf eine höhere, ebenfalls dem Pfandler gehörige Alphütte zu flüchten, die unter der öden, 6000 Fuß hohen Riffelspitze liegt. Von derselben aus gelangt man ins Wildthal Fartleis, dessen Eingang erst im Bereiche der Bergmähder sich öffnet, und einen frischen Waldstrom durch verwildertes Ge-

hölze niedersendet, welcher unweit des gemeinen Thalweges einen hübschen Wasserfall bildet. Im Vordergrunde begegnen uns einige von der übrigen Welt fast ausgeschlossene Berghöfe. Von denselben geht es noch 2 gute Stunden östlich durch Wiese und Wald an die Gränze von Sarnthal, wo sich die hohe Warte von 7000 Fuß Meereshöhe als Marke erhebt, und ihre scharfen Winde ins Hasenthal, den hintersten Kessel von Fartleis, niederbläst. Hier weiden noch seltene Gemsen, Rehe und Waldgeflügel. Es ist selbst im Sommer kalt, erzeugt nur wenig Getreide, aber desto mehr Gras zur Viehzucht. Ein neuer Weg verbindet die 4 Häuser dieser Bergeinsamkeit mit dem Pfarrdorfe St. Leonhard, an dessen Herstellung die andächtigen Frauen ihr Spargeld gewendet haben. Gewöhnlich kommen die Leute aus Fartleis zur Kirche in St. Martin, die ihnen näher liegt.

Hinter St. Martin stürmt die Passer mit Gewalt an die Erdablagerung an, auf welcher das Dorf liegt. Eine vielbestrittene und oft zerstörte Brücke führt vom rechten auf das linke Ufer des Stroms, und zeigt uns rechts und links fleißig angebaute Bergabhänge. Auf der Seite von St. Martin stürzt der Innermatazbach aus launenhaften Waldgründen hervor in die Passer. Am Rande desselben liegt der Ansitz Haslach, einst der Wohnsitz des gleichnamigen Edelgeschlechtes, jetzt ganz verbauert. Vom Innermatazbach bis zur Wendung des Gebirgszuges nach Nordwesten erblicken wir so weit das Auge reicht den Flonerberg mit dem Gemeindetheil Flon auf hangenden Gebreiten, die mit Waldpartien und Buschwerk angenehm durchschnitten sind; 23 Häuser stechen, weit aus einander gesäet, aus dem dunkeln Grund des Gebirges. Das unterste heißt Altlechen, das oberste Lockengeyer im Felsen auf kargem Erdreich. Der stattliche Hof in der Mittelhöhe des Abhanges ist der Sitz des Mayrs auf Flon, die erste Ansiedelung, aus welcher durch Theilung des Waldgrundes die meisten andern entstanden sind. Ein Nachbarhaus desselben heißt zum Schlechten.

Die windgeschützte Lage der Gegend im Genusse der Sonne macht selbst den Winter milde, und der Schnee hält sich auf freien Gründen selten lange, nur in Thalschluchten häuft er sich mit Eis und Kälte. Man zählt jetzt auf diesem Gebiethe 28 Familien, 139 Familienglieder und 27 Dienstbothen, zusammen 166 Seelen. Da wo der Berg sich gegen Nordwesten wendet, steht eine schlecht eingehaltene Kapelle, den heiligen Aposteln geweiht, daher auch der Weg über den Flonerberg ins tiefere Thal als derjenige bezeichnet wird, welcher „über die Apostel" geht. Das Gebirge bildet hier eine scharfbegränzte Kante, die von der Matazspitze schneideförmig in die Passer abfällt, und geografisch Vorderpasseier von Hinterpasseier trennt. Auf diesem Bergesgrath im Anhauche der Winde vom Jaufen und Tümbls liegen die Höfe Ober-, Unter- und Mittelkristl, und jenseits hinab die Häusergruppen Pirchach, Schatten und Breiteben, welche auf dieser Seite den Bezirk der Pfarre von St. Martin beschließen. Es bestehen hier 32 Häuser mit 37 Familien, die 179 Familienglieder, 28 Dienstbothen, zusammen 207 Seelen in sich begreifen. So frei und heiter die Kristlhöfe liegen, eben so traurig und schattenhaft nehmen sich Pirchach und Schatten aus, die erst im tieferen Thale unsern Augen begegnen werden. Ueberall ist es hier im Winter kalt und schneereich, höher durch Schärfe der Winde, tiefer aus Mangel an Sonne. Die Leute sind jedoch sehr rührig und sparsam, und arbeiten mehr als im vorderen Passeier. Sie gehen gewöhnlich nach St. Leonhard in die Kirche, das ihnen näher liegt, wofern das Gewässer die schwachen Stege über den Strom duldet.

Dem Flonerberg gegenüber durchwandern wir die Feldungen der Enderbachler (jenseits des Baches Wohnende), wie sie im Thale heißen, oder die sogenannte Gerlos vom Namen des Ortes, worauf ihre Häuser liegen, jetzt 11 an der Zahl. Sie standen einst am rechten Ufer des Thalbaches auf der St. Martiner Seite, wo ihre Wiesen, Felder und

Dielen zum Theile noch stehen. Aber die Gewalt des Stromes zwang sie aufs linke Ufer ins Pfarrgebieth von St. Leonhard herüber. Diese Uebersiedelung geschah schon in sehr früher Zeit. Aus diesem Grunde gehören sie noch immer zur Pfarre von St. Martin. Der Gerloshof, aus welchem ursprünglich alle andern Kleinhöfe der Gegend entstanden sind, gehörte als unmittelbares Kammergut nach dem Schlosse Tirol. Die daselbst angesiedelten Lehensherren, von Passeier zugenannt, mußten bestimmte Jahreszinse dahin zahlen, welche später dem Klarisserkloster in Meran eingeräumt worden sind. Die Herren von Gerlach, die als natürliche Söhne der Herren von Passeier als Hofinhaber folgten, behielten dieses Besitzthum ungetheilt bis ins Jahr 1541. Um diese Zeit zerstückelte es Hanns von Gerlach in Außer- und Innerkammerveit. Auf Innerkammerveit siedelte sich sein Sohn Franz an, auf Außerkammerveit sein Schwiegersohn Valentin Geiger. Beide Güter wurden später wieder getheilt und geviertheilt. So zählen wir jetzt 22 Familien mit 70 Familiengliedern und 12 Dienstbothen, zusammen 82 Seelen auf Gerlos. Beim Reinstadler in Innerkammerveit steht noch jetzt ein schloßartiges Gebäude, die Wohnung der Herren von Gerlach, und als Gerichtsstätte im Thale bekannt. Der jetzige Bau desselben fällt ins fünfzehnte Jahrhundert. Der Seeausbruch in Hinterpasseier im Jahre 1419 trieb den Bach ganz auf die Flonerseite, und davon heißt der nächste Angrund jenseits die Lahn. Dadurch genöthigt bauten die Herren von Gerlach im Jahre 1452 diesen Thurm, und 7 Jahre später darüber ein zweites Stockwerk, wo man folgende Inschrift liest: Benedic, domine, habitationem istam, et omnes habitantes in ea, sitque in ea sanitas, humilitas, castitas, benignitas, pax et victoria, omnes insidias inimicorum ab ea longe pepelle. Amen. Die älteste Benamung dieses Hofes lautet in Urkunden Camerfeud, Camerfeudt, Camerfeod, was offenbar auf Feudum camerae hinweist. Gegenwärtig ist das ganze Anwesen desselben in Händen von Bauern.

Der Grund, worauf es liegt, ist eine Schuttanhäufung der Kehlmurre, die vom Ostgebirge kommt, und oft Felder und Häuser zerstört. Nur tiefe Bannwaldung wehrt einen Theil derselben von den angebauten Gründen ab. Deßhalb hören die Bauern den Nörggl von Kammerveit umgehen die Nacht und singen:

Weh mir! wie bin ich so alt
Und die Kehlmurr so lästig breit!
Ich denke in Kammerveit
Neunmahl Wies' und neunmahl Wald.

Nachdem wir diese Gerlosanhöhe überschritten, erblicken wir den Sandhof vor uns, das größte Bauerngut der Gegend und vielleicht im Thale, zwischen St. Martin und St. Leonhard in der Mitte gelegen, am Fuße des Gebirges, das in die Platterspitze ausläuft. Es gehörte in ältester Zeit unmittelbar zu den Besitzungen der alten Herren von Passeier, die entweder welfischen Blutes oder der Welfen treue Gesellen, sich den Ostrand des Thales von der Kellerlahn bis Stuls zu eigen gemacht. Ihre einträglichsten Güter lagen gerade in der Gerlos und in der Gegend des heutigen Sandhofes. Von ihnen kam er wie überhaupt der meiste Grundbesitz von Passeier an die Herren von Fuchs. Er war ins Steingut über dem Wege und ins Söllgut oder Wirthshaus am Sande der Passer abgetheilt, welche letztere hier von jeher Sand und Steingerölle angehäuft hat. Man nannte ihn zusammen auch Buchhof von der Buchenwaldung, die sich am Fuße des Gebirges ausbreitete, und wovon heutzutage nur mehr wenige Muster zu sehen sind. Gegen das Jahr 1600 nannte man ihn auch Auflegerhof, weil das Wirthshaus den Saumpferden zur Stellung diente, die mit allerlei Lasten aus Südtirol über den Jaufen gingen. Im Jahre 1607 wurde er von den Grafen Fuchs an Christian Pirpamer, einen seßhaften Passeirer, zum ewigen Baurechte verliehen. Er mußte dafür jährlich dem Grundherrn zu Lebenberg 16 Gulden 37 Kreuzer, und dem Pfandinhaber des Gerichtes Passeier

1 Gulden 30 Kreuzer nebst andern Naturgaben erlegen, so daß der gesammte Grundzins ungefähr 32 Gulden betrug, was ein Kapital von 800 Gulden zu 4 Prozenten voraussetzt. Im Jahre darauf bekannte sich Pirpamer in einer regelmäßigen Urkunde als Lehensmann der Grafen von Fuchs. Von der Familie Pirpamer kam der Hof an die Familie Hafner, die wir bereits als adelig kennen, und die einzige ist, welche noch im Thale lebt, ohne jedoch von den Rechten des Adels Gebrauch zu machen. Abraham Hafner war im Jahre 1664 der Wirth am Sande. Sein Sohn Mathäus starb ohne männliche Nachkommen in früher Jugend, und der Vormund seiner einzigen noch lebenden Tochter fand es für sein Mündel vortheilhafter, den Sandhof an die Hofer zu verkaufen. Die letzteren kamen ursprünglich aus dem tieferen Passeier heraus. Man findet nämlich beim Thalvolke einen Drang zum Vorrücken ins vordere Passeier, oder wohl gar über dasselbe hinaus an die Etsch, eine Art Völkerwanderung im Kleinen beim männlichen Geschlechte im Bezug auf Gut und Besitz, beim weiblichen im Bezug auf Liebe und Heirath. Und je tiefer man hineinkommt, je gewaltiger die Alpennatur ihre Rechte geltend macht, desto unternehmender werden die Leute in diesem Stücke. So stammen die Holzknecht, wovon jetzt sogar eine Familie in Triest angesiedelt ist, aus Flürl in Pill, die Reinstadler, jetzt auch in Vintschgau weitläufig verzweigt, von Zoggl aus Pill, die Schwarz, nun in Vintschgau und Ulten zahlreich, von Unterprisch. Zu diesen Strebenden gehören auch die Hofer. Sie wohnten vor Alters zu Magdfeld, einer Häusergruppe der Gemeinde Platt. Ihr dortiger Wohnsitz ging an die Pamer über, und wird heutzutage noch Pamerhof genannt.

Auf demselben lebten gegen das Jahr 1620 2 Vettern, Mathäus und Kaspar Hofer, durch Feldbau und Viehzucht wohlhabende Leute, und wahrscheinlich in Folge dieser häuslichen Genüge ihrer einsamen Stellung im Gebirge müde. Mathäus Hofer, der Stifter der älteren Linie, kaufte daher

im Jahre 1637 das Wirthshaus in Moos. Sein Sohn Christian zeichnete sich unter Leopold I. durch Thätigkeit besonders für die Knappen auf dem Schneeberge dergestalt aus, daß ihm der Kaiser ein eigenes Wappen verlieh, und stets sehr gewogen blieb. Noch größer und ansehnlicher wurde sein Enkel Michael, dem wir im Verlaufe unserer Schrift eine eigene Abhandlung widmen werden. Er starb im Jahre 1765. Noch lebt dessen Urenkel Johann Hofer auf dem Ansitz Thurnfeld ob St. Leonhard. Zu dieser Linie gehörte auch, und zwar als Michaels Enkel der verstorbene Johann Hofer, Schloßhauptmann auf Tirol. Kaspar Hofer, der Stammvater der jüngeren Linie, siedelte sich 1664 auf dem Sandwirthshause an, und entwickelte hier einen für die damahlige Zeit schwunghaften Eifer im Betriebe seines Wirthsgewerbes. Sein andächtiger Passeirersinn trieb ihn als Wallfahrter nach Rom, um ein Gelübde zu lösen. Von dort brachte er einen Plan mit zu einer Kapelle neben seinem Wirthshause zu Ehren der 7 Schmerzen Mariä. Nach demselben wurde der Bau rasch begonnen und ausgeführt. Auf dem Altare kam ein gutes Bild, die Kreuzabnahme, zu stehen, und darunter ruhte der Erlöser im Grabe, wovon die Kapelle das heilige Grab am Sande heißt. Sie ward im Jahre 1698 eingeweiht vom Bischofe Michael von Spaur, der mit 36 Personen und vielen Pferden ins Thal gekommen war. Er las am 22. Juli darin die erste Messe. Seit dieser Zeit steht diese Kapelle in großer Verehrung beim Volke. Am Charfreitag ziehen die St. Leonharder in Prozession heraus, und hören daselbst eine Predigt, die gewöhnlich ein Kapuziner hält. Kaspar Hofer starb bald darauf, nachdem er 300 Gulden zur Einhaltung der Kapelle gestiftet hatte. Sein Sohn Bartlme ermangelte des Geistes seines Vaters. Er wirthschaftete schlecht, und ließ seinem ältesten Sohn Joseph ein mit Schulden belastetes Hauswesen zurück. Dieser Joseph Hofer und seine Frau Maria Aigentlerin waren die Eltern des Andreas Nikolaus Hofer, der unter dem Namen Sandwirth 1809 allgemein bekannt

geworden ist. Wir kommen später weitläufiger auf ihn zurück. Nach seinem Tode zu Mantua 1810 hauste seine hinterlassene Witwe auf dem Sandhofe, später vom Kaiser durch Jahrsbeiträge der Schulden entlediget, und mit besonderen Hulden belohnt. Als jedoch nicht nur sie, sondern alle ihre Töchter in kurzer Zeit starben, so kaufte der Kaiser den Sandhof im Jahre 1838, und schenkte ihn als Lehen einem Sohne des Johann von Hofer, des ältesten Sohnes des Oberkommandanten von Tirol 1809. Er wird seitdem von Andreas Erb verwaltet, welcher eine Tochter des Andreas Hofer in erster Ehe zur Gemahlin gehabt, und mit ihr den Sandhof erheirathet hatte. Der Fremde findet im Sandwirthshause nebst erträglicher Unterkunft und Verpflegung Reliquien von Andreas Hofer, die in Kleidungen bestehen, die er getragen. Auch im Fremdenbuche blättert man nicht ungern, und Andreas Erb erzählt gern und freundlich von den Angelegenheiten des Thales und seines Hauses. Gegen die Verwüstungen der Passer hat der Staat zur Erhaltung des Sandwirthshauses schon öfter bedeutende Auslagen gemacht.

Von hier gelangen wir über freundliche Wiesensteige nach dem Pfarrdorfe St. Leonhard. Es erhielt seinen Namen von einer Spitalstiftung, die am Fuße des Jaufens in uralter Zeit bestand für die nach Rom und ins heilige Land reisenden Pilger, unter dem Schutze des heiligen Leonhard, den man in der katholischen Kirche als Helfer der Pilgrimme und Kranken ansah. Später als die Nothwendigkeit der Vorsorge für Pilger mit dem Pilgerwesen selbst verschwand, und durch das Aufkommen der Wirthshäuser Reisende überall leicht Herberge fanden, wurde das Spital unter dem Namen des Bruderhauses, den es als religiöse Genossenschaft im Sinne der damahligen Zeit geführt, nach St. Martin übersetzt, wo es noch als Spital für das ganze Gericht Passeier besteht mit ungefähr 24,000 Gulden Vermögen, das aber durch Ueberfülle der aufgenöthigten Spitalleute immerher zusammen schmilzt. Um die Kirche und das Spital zu St. Leonhard entstand

frühzeitig eine kleine Dorfgemeinde, die mit dem ganzen östlichen Thalflügel zur Pfarre Schönna gehörte. Von dieser erschien von Zeit zu Zeit ein reitender Geistlicher, und las für die St. Leonharder Messe. Ulrich von Taraspo, der Stifter des Klosters Marienberg, welcher 1177 starb, schenkte mehrere ihm zugehörige Güter in Passeier der Kirche des heiligen Leonhard. Dadurch waren die Mittel gegeben, daselbst eine eigene Seelsorge zu stiften. Sie wurde nach Graf Maximilian von Mohr, welcher sich auf eine unzweideutige Urkunde bezieht, im Jahre 1177 von Schönna gesondert und selbstständig gemacht. Ungefähr ein Jahrhundert später siedelte sich der aus dem heiligen Lande verdrängte deutsche Orden in Tirol an. Er erhielt das erste Ordenshaus in Trient 1225, das zweite in Lengmoos auf dem Ritten 1227, das dritte 1235 zu Schlanders, und das vierte 1263 zu Sterzing. Aufmerksame Erwägung der Umstände und die Benützung aller zerstreuten Winke, die in der Geschichte vorkommen, setzen es außer allem Zweifel, daß die Deutschherren gerade dort Niederlage gewannen, wo früher Herbergen und Spitäler für Pilgrimme ins heilige Land bestanden hatten. Diese Herbergen können in Trient, Schlanders, Lengmoos und Sterzing noch urkundlich nachgewiesen werden. Von diesem Standpunkte aus erweiterten sie ihre Rechte und Besitzungen nach allen Beziehungen, die einst fürs heilige Land in Tirol obgewaltet hatten. Auf diese Weise kamen sie auch in den Besitz der Pfarre St. Leonhard durch die Gunst des Kaisers Friedrich II. aus dem Hause Hohenstaufen, und besetzten sie mit Priestern ihres Ordens. Sie diente ihnen besonders gut als Mittelstandpunkt zwischen Sterzing und ihren Niederlassungen an der Etsch. Der Kommenthur des Sterzingerhauses hielt sich im Sommer gerne hier auf. Nebst der Pfarrstelle bestand in St. Leonhard seit dem Jahre 1481 eine Frühmessestiftung und eine andere Pfründe, beide von den Grafen Fuchs begründet, so daß jetzt daselbst 5 Geistliche in der Seelsorge arbeiten. Die Grafen Fuchs von Jaufenburg hatten

unter der Pfarrkirche ihr Erbbegräbniß, und viele Gottesdienste erinnern noch jetzt an ihre emsige Sorge fürs Seelenheil.

Der Pfarrbezirk von St. Leonhard im weiteren Sinne, wo Schweinsteg, Walten und Stuls auch eingerechnet sind, umfaßt 2502, im engeren Sinne mit Ausschluß der 3 genannten Gemeinden 1567 Seelen. Die letzteren sind in 412 Familien vertheilt mit 1264 Familiengliedern und 303 Dienstbothen. Darunter zählt man 777 Männer und 790 Frauen. Sie wohnen theils im Dorfe, theils in kleineren Gemeinde-Abtheilungen, und zwar namentlich gegen Meran in Brantach und Tall, ob St. Leonhard in Glaiten und Karlegg, und gegen Moos in Langwies, Schramach, Höfen, Gomion und Schlattach. Die Armuth ist so groß wie in St. Martin, und tritt im eigentlichen Dorfe St. Leonhard am ärgsten zu Tage. Man zählt 10 Arme, welche vierteljährige, 10, welche monatliche, und 30, welche zeitwillige Unterstützung genießen. Ueberdieß müssen 32 Kinder entweder durch Güte wohlthätiger Bauern, die sie in ihr Haus nehmen, oder durch Bezahlung aus dem freiwilligen Armenfonde unterhalten werden. Der jährliche Verbrauch für die Armen erfordert 2000—2500 Gulden. Von den Häuser- und Hofnamen führen wir folgende als merkwürdig auf: Der Bärenhof in Glaiten, die Schmalzgrube ebendaselbst, Hanflechen, Frischlechen, Holzlechen, Tramutz in Schlattach, Freisegg, Tschauphütte, Winnebach, Unterzögg, Godenacker, Gratz, Sinnewell, Schneckenhäusl und Schaanerhäusl. Es läßt sich übrigens nicht läugnen, daß die deutschen Namen der Höfe immer mehr überhandnehmen, je tiefer man ins Thal hineinkommt, was unseres Bedünkens deutlich beweist, daß der Kampf des Germanismus mit dem Romanismus im Vordergrunde des Thales besonders hitzig war, und das Wälsche an der Westseite des Thales hartnäckiger widerstand, da an der Ostseite die romanischen Benennungen offenbar seltener sind, wohl aus dem einfachen Grunde, weil die Passeirer, Haflinger, Möltener, Sarnthaler, Rittener, Villanderer und ähnliche Stamm-

verwandte das ganze Gebieth zwischen der Passer, dem Eisack und der Etsch mit entschiedener Uebermacht in Besitz genommen und germanisirt haben.

Das Dorf St. Leonhard liegt am Waltenbache, der aus dem Waltenthale die zerstörenden Jaufenwasser niederführt, und seit den ältesten Zeiten als Schadenstifter bekannt ist. Man kennt 4 große Ausbrüche desselben in älterer Zeit, nämlich in den Jahren 1421, 1678, 1700 und 1712. Im erstgenannten Jahre zerstörte er das alte Archiv, das an seinen Ufern stand, und verwüstete das ältere Urkundenwesen über Passeier fast ganz. Durch denselben wird das Dorf in zwei Hälften geschieden. Beide verbindet eine Brücke, auf welcher die Ehehafttheidungen gehalten werden. Die Kirche steht diesseits auf einem Hügel, ein hübsches Gebäude, reinlich gehalten, mit dem Thurmarchiv. Der Pfarrer an derselben ist zugleich Dechant im Landgerichtsbezirke von Passeier. Jenseits des Waltenbaches sehen wir das Landgerichtshaus, und darüber auf einer Berghalde befindet sich das Bad Z ö g g, einst vielmehr als jetzt besucht von Etschländern aus der Gegend von Meran, um den heißen Lüften des Sommers auszuweichen. Es ist dem Sonnenaufgange zugewendet, in frischluftiger Gegend mit hübscher Aussicht. Die Quelle führt Kohlensäure, Bittersalz, freies und gebundenes Eisen, Magnesia, Kochsalz, freie Schwefelsäure und Kali in so vortheilhafter Mischung, daß ihr guter Einfluß auf die Badegäste nicht bezweifelt werden kann. Sie wirkt besonders heilsam gegen alle Nervenleiden, Magen- und Hüftweh, und Gliedersucht. Die Absonderungen der schwarzen Galle findet häufig statt, die schwermüthige Stimmung verliert sich, Kolikleiden werden oft augenblicklich gestillt. Jetzt gebrauchen fast nur Leute des Thales diese Badegelegenheit. Auf einem andern blühenden Hügel über der Kirche sehen wir zunächst den Ansitz T h u r n f e l d, dem Johann Hofer gehörig, mit einem gehaltvollen Familienarchive. Etwas südlicher steht auf dem nämlichen Bergessaume der Schildhof H a p p e r g, auch von früheren

Besitzern das Kolbergut genannt. Im Jahre 1809 hielten die Franzosen, welche vom Jaufen herabgestiegen waren, diese Anhöhe besetzt. Sie ward jedoch von den Bauern mit wilder Wuth erstürmt. Man kämpfte Mann gegen Mann mit stundenlanger Erbitterung. Das Haus und die im Jahre 1767 neu erbaute Kapelle zu Happerg wurden ein Raub der Flammen, und die Franzosen mit großem Verlust auf den Kirchhof von St. Leonhard zurückgeworfen, und dort gefangen.

Von hier führt der Bergweg am linken Ufer des Waltenbaches über Karlegg ins höhere Gebirge empor. Es senken sich steile mit Gras bekleidete Felsenriffe in den Waltenbach hinab, und die Häuser sitzen auf ihnen vereinzelt wie auf der Spitze einer umgesunkenen Pyramide. Ungefähr eine Stunde über St. Leonhard öffnet sich das Alpenthal Pfistrad, und läuft nach Osten an den Fuß des Bräunlings, welcher die Platterspitze und die Etschspitze mit einander verbindet. Am Eingange liegt der Hof Pfistrad. Im Innern des Thales breiten sich fette Alpen über die Abhänge zu beiden Seiten aus, von ansehnlichen Waldungen umkreist. Es gehörte den Grafen von Fuchs, und diente den adeligen Besitzern oft zur Jagd und Alpenfrische, da einst Hirsche daselbst grasten, und höher hinauf Rudeln von Gemsen umherschweiften. Nach dem Aussterben der letztern kam auch diese schöne Besitzung nicht in die Hände der Passeirer, die sich zu ihrem Unglücke für ihren entschiedenen Vortheil nie vereinen können, sondern in die der Gemeinde Latsch in Mittelvintschgau. Sie ward mitsammt dem Baumannshofe am Eingange um 7000 Gulden verkauft. Bereits hat der Holzverkauf die Auslage der Latscher gedeckt. Es stand im Thale ein Kirchlein der heiligen Anna mit 3 Jahresmessen von St. Leonhard aus. Die Italiener, welche 1844 die Waldungen abholzten, zerstörten es, indem ein abgleitender Stamm quer durch die Mauern fuhr. Es soll jedoch auf ihre Kosten wieder aufgebaut werden. Das Holz geht nach St. Leonhard, wird dort zu Brettern verarbeitet, und auf der Achse nach Burgstall, und von dort

nach Italien geliefert. Von Pfistrad gelangt man weiter nach Walten. Auf dieser Seite führte die ehemahlige Römerstraße zum Jaufen empor, und wendete sich bei Walten über den Thalbach, und von dort dem Gipfel des Berges zu.

Der Saumschlag des Jaufens steigt von St. Leonhard am rechten Ufer des Waltenbaches nach dem Dorfe Walten auf. Er berührt eine viertel Stunde über dem Dorfe die Jaufenburg in mahlerischen Ruinen mit der Jaufenkapelle, die wohlerhalten am Wege steht, und noch alljährlich viele Kreuzgänger anzieht. Die Geschichte des Schlosses ist uns bereits bekannt. Eine Volkssage erzählt, im zerfallenen Gemäuer sey ein großer Schatz verborgen unter der eifrigen Obhut des (Gott sey bei uns!) Teufels. Einige Schatzgräber von St. Leonhard wagten sich in einer dunkeln Frühlingsnacht empor, um den Schatz zu beschwören, und aus den Händen des Hüters zu gewinnen. Nachdem sie mit Spaten und Harke mehrere Stunden nachgegraben hatten, merkten sie ein Geräusch am Eingange. Andere Schatzgräber waren zu gleichem Zwecke angelangt, ohne von den erstern etwas zu wissen. Die ersteren durch das Geräusch aufgeregt, erblickten zu gleicher Zeit zwei funkelnde Augen an der gegenüberstehenden Wand, wie man sie nur einem schatzhütenden Teufel zuschreiben konnte. Da warfen sich beide, die einen in der Angst vor den funkelnden Augen, die andern in der Furcht vor diesen, in stürmische Flucht. Erst in St. Leonhard gewannen sie einige Fassung, und verständigten sich wechselseitig. Des anderen Morgens fanden sie in der alten Burg anstatt der 2 funkelnden Teufelsaugen eine Nachteule, die auf ihren Jungen saß. So war der Teufel entlarvt. Die einsame Bergfantasie gibt sich noch immer mit diesem Schatze ab, und aufgeworfene Erdhaufen beweisen den Eifer des Nachsuchens. Die im Schlosse bestandene Margaretenkapelle, eine der ältesten Kirchen im Thale, schon zu Friedrichs mit der leeren Tasche Zeiten mit Höfen ausgestiftet, ist spurlos verschwunden, wie die Priesterstelle, die damit verbunden war.

Die Grafen Fuchs betrachteten diese Stiftungen als ihr Eigenthum, und zogen es ein aus Sorglosigkeit der bischöflichen Behörde, wie sie es noch in unsern Tagen in Lebenberg gethan haben.

Im weiteren Verfolge des Jaufenweges kommen wir zur Vermahlerlahn, welche einen tiefen Riß ins morsche Gebirge eingewühlt hat. Sie geht im Winter bei lauem Regenwetter öfter mit ungeheurer Gewalt los, und braust nieder in den Waltenbach. Im Jahre 1806 verlor ein Mann, der eben vorbei zog, sein Leben unter ihren Schnee- und Erdmassen. Er ward mit furchtbarer Gewalt in die Tiefe geschleudert, und konnte erst mit Mühe aufgefunden werden. Das Dorf Walten, das uns sofort aufnimmt, in Ober- und Unterwalten eingetheilt, ist die letzte Gemeinde von Passeier auf dieser Seite, fünfviertel Stunden von St. Leonhard, anderthalb Stunden unter dem Jaufenübergange. Es begreift in zerstreuten Häusern 331 Seelen, welche im Jahre 1768 durch fromme Beiträge und Hülfe des deutschen Ordens einen eigenen Ortsgeistlichen erhielten. Der erste Kurat Johann Thurner, aus Rabenstein hieher übersetzt, machte sich um die Gründung dieser Seelsorge sehr verdient, und ward später zur Belohnung seiner Dienste auf die fette Frühmesse zu Partschins übersetzt. Der Berg, worauf Walten liegt, wird seiner frischen Lüfte wegen gerühmt, und soll der Gesundheit zuträglicher seyn als andere Lagen im Thale. Die Felderzeugnisse sind hier oben schon sparsam. Nur in sehr guten Jahren können die Bewohner einigen Roggen verkaufen, um anderes Getreide einzuführen. Sie verlegen sich desto eifriger auf die Viehzucht. Da einzelne zu arm sind, um Ankäufe zu machen, so stehen mehrere zusammen, und kaufen ein Stück Vieh, um es für die Meranermärkte zu mästen. Die Milch brauchen sie selbst, sie essen gerne fett und trinken Rahmmilch dazu. Das macht sie stark für ihre Gänge durch die Welt. Jeder Bauer hat eigene Bergwiesen, die ihrer Vortrefflichkeit wegen bekannt sind, aber keine Alpen. Das Vieh bleibt das

ganze Jahr daheim. Man gibt den Bewohnern einigen Hang zur Grobheit und Selbstdenkerei Schuld in Sachen der Religion und gegen Priester. In der That findet sich hier neben den zartfühligsten fantasievollsten Frauen viel derbe Mannskraft, aber nicht unlenksam für den, der sie zu behandeln weiß. Eigenthümlich ist ihre Art, die Kinder zu schauckeln und einzuschläfern. Ein Wasserstrahl wird vom höheren Gebirge in hölzernen Rinnen hochher ans Hausdach geleitet. Sein Absturz setzt ein Rad in Bewegung, dieses treibt vermittelst einer Stange, die durchs Fenster in die Stube führt, die Wiege des Kindes. So können die Hausleute alle der Arbeit nachgehen, und die zarten Säuglinge stehen im ersten Lebensschlafe unter der Obmacht der Elemente. Das Knallen mit den Peitschen geht hier am meisten im Schwunge, um alle auffallenden Kleinigkeiten des Lebens zu beschnellen.

Vor einigen Jahren war hier Pius Marchetti, ein geborner Tridentiner, angestellt als Seelsorger, zwar von Herzen gutmüthig, aber ganz wälsch an Sprache, Denkweise und Gesittung, insbesonders von mystischer Religionsauffassung, wie sie in Italien häufig gang und gäbe ist. Beim besten Willen konnte er nie zum Frieden mit der Gemeinde kommen, und verwirrte die kirchlichen Zustände derselben auf klägliche Weise. Vom ebenfalls italienischen Dechant Busetti in St. Leonhard unterstützt, brachte er die Spannung zwischen ihm und dem Volke so weit, daß beinahe ein Aufstand gegen die Kirche ausgebrochen wäre. Sein rechtzeitiger Tod machte vielen Verlegenheiten auf einmahl ein Ende, und von den früheren Widersetzlichkeiten des Volkes verschwand jede Spur. Wir berühren diese allbekannte Geschichte bloß um zu zeigen, wie unzweckmäßig die Verwendung italienischer Priester in deutschen Gemeinden für beide Theile ist. Kein Mensch legt das nationale Gepräge ganz ab, und deßhalb ist an kein dauerndes Einverständniß zwischen dem Hirten und der Herde zu denken. Es stand nach dem unzweifelhaften Zeugnisse der Geschichte in Tirol mit Sitte und Glauben am schlechtesten,

als aus Priestermangel am meisten Wälsche in deutschen Gemeinden verwendet werden mußten.

Von Walten streckt sich in östlicher Richtung parallel mit Pfistrad das Nebenthal Wans an die Etschspitze aus. Es ist fast ganz eben, ein lieblicher Winkel im Bereich der Alpen, von einem frischen Wässerlein durchrauscht. Am Eingange in dasselbe liegt der Gruberhof auf einem Hügel der Sonnenseite, gerade unter dem Jaufen, von welchem eine gefährliche Lahn herunterbricht. Im Jahre 1785 kam sie mit solchem Ungestüm, daß sie Haus und Stadel zerstörte, und die Bäurin tödtete. Eine Magd war zwischen 2 Ochsen dergestalt eingekeilt, daß sie nur mit größter Anstrengung herausgezogen werden konnte. Ungefähr in der Mitte dieses Alpenthales steht ein neugebautes Kirchlein des heiligen Johannes von Nepomuck, das Pius Marchetti in seltsamer Andachtslust fern von seinem Dorfe baute. Hier theilt sich die Thalsohle. Ein Zweig derselben läuft in die Sailalpe aus, die dem Fraukeller, einem Bauer in Allgund, gehört, um einen Spottpreis vom Verkäufer, dem Gerichtsinsassen Waldner, und nun durch geschickte Wirthschaft sehr einträglich geworden ist.

Dreiviertel Stunden höher am Jaufenwege finden wir das letzte Haus der Gemeinde Walten, Leiteben genannt, ein Wirthshaus für die allernöthigsten Erfrischungen der müden Bergsteiger, bereits über der Gränze des Holzwuchses, wo stets bereitwillige Führer zu haben sind. Man braucht sie jedoch nur im höchsten Winter zu besonders gefährlichen Zeiten, da hohe Stangen die Richtung des Weges empor auf das Joch hinlänglich bezeichnen. Es geht von hier durch duftige Alpenwiesen auf den Kamm des Gebirges, und von dort hinunter zum jenseitigen Jaufenhause. Das letztere stammt aus uralten Zeiten, seelsorglich zur Pfarre Mareit gehörig. Es war frühzeitig eine Unterkunft für Pilger, zum Werner geheißen, und mit besonderen Freiheiten begabt. Im Jahre 1420 besaß es Wolfgang von Freundsberg, und baute dasselbe neu auf, um den Knappen, die in der Nähe auf Kupfer

und Blei gruben, bequemere Herberge zu verschaffen. Gegen das Jahr 1660 trat Johann Haller aus Sterzing in den Besitz desselben, wahrscheinlich aus der nämlichen Sterzinger Familie dieses Namens, die im unaufhörlichen Vorrücken sich zuerst hier, sodann zu St. Leonhard, zu Saltaus, und endlich zu Meran angesiedelt hat. Johann Haller baute im Jahre 1665 eine Kapelle, und wurde hierin auch durch freiwillige Beiträge unterstützt. Bisweilen hielt sich hier auch ein vom Wirthe besoldeter Kaplan auf. Die Kapelle hat noch heutzutage bei 5000 Gulden Vermögen, das ihr durch Theilnahme der Vorbeireisenden erwuchs. Der Jaufen, nach dem Grafen von Giovanelli aus dem römischen mons Jovius verdeutscht, 7000 Fuß über dem Meere, wurde oft von hohen Häuptern überstiegen, welche in der Geschichte von Passeier mit Vorliebe verzeichnet worden sind. Besonders merkwürdig war der Zug des Kaisers Ludwig des Baiers über den Jaufen zur Verheirathung seines Sohnes Ludwig des Brandenburgers mit der Margareta Maultasche im Jahre 1341, dessen wir bereits Erwähnung gethan. Den Erzherzog Johann, die Erzherzogin Maria Louise, den Erzherzog Franz Karl und viele andere Grafen und Herren sahen wir noch in der neuesten Zeit dieses Gebirge übersteigen.

Somit haben wir die erste Thalhälfte durchwandert. Die zweite oder Hinterpasseier wendet sich nach Nordwesten. Der Weg durch das letztere heißt Grafeilweg am linken Ufer der Passer, die in tiefen Abgründen vorbeibraust, guteingerichtet für Fußgänger, aber nur zur Noth fahrbar. Er wurde im Jahre 1730 angelegt. Eine von der Landesregierung bevollmächtigte Gesellschaft unter der Leitung des Mooserwirthes Michael Hofer baute ihn durch Aktien, deren Zinse durch den Zoll in Grafeil gedeckt wurden. Ein leichter Fußgänger zahlt 1, ein Träger 2, und die Bewohner von Moos ½ Kreuzer, so oft sie dieses Weges ziehen. Auch vom Vieh, das hier vorbeigeht, wird ein kleiner Zoll erhoben. Der Ertrag dieser Einnahme war in früherer Zeit bedeutend wegen des starken

Wanderzuges nach dem Schneeberg und ins Oetzthal. So konnte das anfängliche Aktienkapital von 9000 Gulden richtig verzinst werden. Mit dem Beginn des Jahres 1816 fing der Betrag des Zolles zu sinken an, und die richtige Zinsenzahlung stockte. Die Aktien verloren daher einen großen Theil ihres Werthes, und wurden von ihren Inhabern gern an Kirchen und fromme Stiftungen vermacht. So häufte sich allmählig die Schuld von 15,000 Gulden auf den Grafeilweg ohne Aussicht nachfolgender Tilgung durch vermehrtes Zollerträgniß. Daher traten die sehr vervielfältigten Besitzer von ganzen oder theilweisen Aktien zusammen, und erbothen sich, den Weg mitsammt dem Zollrechte um ungefähr 4000 Gulden auf immer an die Gemeinde abzutreten unter der Bedingung, daß der Weg eingehalten würde. Man hoffte um so mehr auf Annahme dieses Angebothes, da die Einhaltung des Weges der Gemeinde auf ämtliche Weise zur Pflicht gemacht werden konnte. Sie lehnte es jedoch ab, und es bleibt weiterer Verhandlung vorbehalten, ob der Weg fortbestehen oder eingehen soll.

Hinter St. Leonhard sieht man noch zu beiden Seiten des Thales angebaute Strecken mit Einödhöfen, am Fuße des Stulserberges, namentlich den Schilthof Gomion, den letzten in Passeier. Aber bald wird die nächste Umgebung des Weges trübseliger. Ungeheure Schiefergebirge senken sich in wilder Unordnung mit Spuren vorweltlicher Zerrissenheit und Zerstörung in die Passer, welche weiß wie Milch über das Felsenbecken schießt. Darüber hangen Waldungen mit verwitterten Stämmen, die der Bann seit Jahrhunderten geschont, in urwaldhafter Verwilderung, und von Zeit zu Zeit schäumen aus den tiefeingeleckten Felsschluchten die Wildbäche hervor. An der Stulserseite rechts vom Thalbache erheben sich unermeßliche Felsen wie geschnitten und abgeschliffen in die Luft, und spritzende Wasserfälle fliegen staubfadenartig an denselben in die Tiefe. Der Weg selbst ist an vielen Stellen waldesdüster, von einzelnen Felsenblöcken eingeengt. An der

unheimlichsten Stelle fast in der Mitte zwischen St. Leonhard und Moos steht das Wegzollhäuschen zu Grafeil. Man fühlt einige Beklemmung in dieser Schlucht, und das Gekrächze unholden Gevögels wirkt kaum erhebend auf die Seele. Nach zwei guten Stunden erreicht man auf dem Grafeilwege Moos, welches seinen Namen von einer Wiese erhielt, die noch heutzutage Mooswiese heißt, wahrscheinlich von den Sumpfwassern, die hier auf dem festen Urgebirge an vielen Stellen sich leicht ansetzen. Daher der lateinische Name des Dorfes Moos Palus. Die Lage desselben ist äußerst beschränkt, fast ohne Ebene auf einem Schieferstocke, der unter der Benennung die Platte vorkommt. Deßhalb heißt man die Häusergruppe bei der Kirche auch Moos und Platt. Die Passer, welche hier den Pfeldererbach aufnimmt, beherrscht mit ihren Fluthen die ganze Tiefe. Nur wenige Wiesen, zur Herbstweide für die Schafe der Nachbargemeinden bestimmt, genießen eine kärgliche Duldung an ihren nächsten Ufern. Unfreundliche Berge ringsum, besonders die Gostwand, welche das Thal zu schließen scheint, ein zerklüftetes und ausgewittertes Gebirge mit abrollenden Steinmassen, fast ohne Baumwuchs. Trotz seiner steilen Abhänge wird es doch vom alles wagenden Volke erstiegen, das sich aus dem Felsgeklüfte Steinplatten, sparsames Heu, und einiges Gestrüpp und Zwergholz zur Feuerung hohlt. Vom Gipfel der Gostwand, welcher die weiße Wand genannt wird, steigt man hinunter in die Alpen von Hintersee. Die Häuser von Moos sind mit geringer Ausnahme weit umhergesäet in einem Umfange von anderthalb Stunden auf so brüchigem und abschüssigem Boden, daß nur 5 derselben vor Lawinengefahr ganz sicher sind. Daher sagen die Mooser mit Recht, daß bei ihnen die Katzen und Geyer derscheuppen (sich todtfallen), und das Brot, welches aus dem Ofen fällt, unwiderbringlich verloren ist. Um dieses zu beweisen, werden interessante Geschichten erzählt. Die große schwarze Katze von Prisch verfolgte mit Hast eine Maus, und fiel sich über eine Felsenwand hinaus im eigentlichen

Sinne maustodt. Ein Geier hatte sein Nest in einer ausgehöhlten Felsenwand. Die Jungen langten zu begehrlich aus demselben hervor um ihre Speise zu erschnappen, bekamen das Uebergewicht, und stürzten in die Passer herab. Durch ihr Geflatter ward ein Stein aus der Lawinenbahn gelöst, er traf im Falle den alten Geier am Kopfe, und schlug ihn todt den Jungen nach. Die Backöfen sind gewöhnlich von außen angebracht, mit der Oeffnung ins Freie. Daher kann ein rundes Brot, das aus dem Ofen fällt, allerdings über die Felsen hinausrollen, und dem Wanderer durchs Thal ins Gesicht fliegen. Seit dem Jahre 1658, wo das Taufbuch beginnt, gingen 300 Leute zu Grunde entweder durch Absturz von Felsen oder durch Lawinen, und die Murrbürche sind nirgends so gefährlich als in diesem Theile des Thales.

Man zählt in der Gemeinde 26 verschiedene Gehöfte. Davon kommen 16 aufs rechte, und die übrigen aufs linke Passerufer. Darauf befinden sich 73 Familien mit 600 Menschen. Die Bevölkerung ist fortwährend im Abnehmen. Man hat berechnet, daß wegen der überhandnehmenden Erdablagerungen um 600 Staar Getreide weniger erzeugt werden als vor hundert Jahren. Den Verlust an Spinner- und Weberlohn in Flachsgeschäften aus dem Oetzthale, die immer unbedeutender werden, kann man unbedenklich auf 500 Gulden jährlich anschlagen. Die Kirche zu Moos entstand 1400 aus einer Kapelle der heiligen Jungfrau, welche aus uralten Zeiten von Pilgern eifrig besucht wurde, gleichzeitig mit dem Aufblühen des Bergbaues auf dem Schneeberge. Des Sonntags erschien ein Geistlicher von St. Leonhard, den Gottesdienst in derselben zu halten. Erst 1623 entstand eine eigene Seelsorge besonders durch die Beiträge der Knappen auf dem Schneeberge, welche von Moos aus die heiligen Sakramente erhielten. Der erste ständige Seelsorger war durch 14 Jahre der thaleingeborne Christian Hofer. Ihm folgten Johann Hippacher mit 7, Valentin Mayr ebenfalls mit 7, und Adam Janisch mit 35 Dienstjahren. Ihre Wirksamkeit erstreckte sich

nicht bloß auf Moos und Rabenstein, sondern in der Regel auch auf Platt und Pfelders, und war bei schlechten Wegen und bösem Wetter mit großen Beschwerden verbunden. Im Jahre 1699 trat Winnebacher als Seelsorger ein, ein Thalmann, wie man mit Vorliebe bemerkte, als Dichter und Gelehrter eine merkwürdige Erscheinung, die wir später näher ins Auge fassen werden. In Kirche und Widum sind noch viele Spuren von ihm übrig. Später ward besonders durch Michael Hofer noch ein zweiter Geistlicher gestiftet. Die Bewohner von Ratschinges kommen seit Jahrhunderten alljährlich über das Joch nach Moos als Kreuzgänger zum Bilde der heiligen Jungfrau.

Anziehender als diese Thalfahrt ist die Wanderung durchs Gebirge einwärts, und zwar zu beiden Seiten der Passer. Rechts über die Sonnenseite führt ein Bergweg über Glaiten und Stuls durch die schönste Hochlandschaft von Hinterpasscier. In einer Stunde erreicht man ob St. Leonhard die Gemeindeabtheilung Glaiten mit einer eigenen Schule, auf einer reitzenden, aber so steilen Bergfläche, daß ein Sprüchwort behauptet, in Glaiten seyen die Güter und Höfe mit Nägeln aufgehängt, damit sie nicht in die Tiefe rutschten. Es ist die windlauteste Gegend von Passeier, da der Südwind hier mit dem Nordwinde aus Hinterpasseier und von dem Jaufen her zusammenstößt. Die Aecker werden durchaus mit Karsten, nicht mit Pflügen, durch Menschenhand zur Aussaat umgeackert. Auf der schönsten Stelle der Gegend erhebt sich ein Hügel wie eine schön gebildete Nase auf einem regelmäßigen Menschenangesicht. Und darauf steht das Kirchlein des heiligen Ritters Hippolitus, wovon in Tirol mehrere zu finden sind, fast alle aus gleicher Zeit, wo der Kult dieses Blutzeugen besonders eifrig gewesen seyn muß. Nach der Sage war es die älteste Stätte des Gottesdienstes im Thale, erbaut auf einer Stelle, wo die Heiden den Göttern des Himmels, besonders der Sonne geopfert, was aus mehreren Gründen nicht unwahrscheinlich ist. Man findet darin alter-

thümliches Altarwerk und Gemählde des heiligen Hippolitus und der heiligen Anna. Es korrespondirt mit der Hippolituskapelle auf dem Hügel Naraun in Tisens. Der Blick streift von hier aus auf eine prachtvolle Landschaft. Besonders liegt Vorderpasseier wunderschön zu den Füßen des Betrachters wie ein Buch halbgeöffnet voll glänzender Bilder auf beiden Seiten, und die Laugenspitzen ob Völlan beschließen hoch und ausdrucksvoll den Gesichtskreis, während Hinterpasseier mit seinen Eis- und Schneebergen im schärfsten Gegensatz die südliche Wärme und Innigkeit des äußeren Thales mildert.

Von Glaiten gelangt der Bergsteiger durch brüchige Wege nach Stuls. Dieses breitet sich auf einer sanftgeneigten Mittelfläche aus ob einem mächtigen Gebirgsstock, in schneidenden Formen über den Wogen der Passer, wie durch Kunst hoch emporgestellt, um alle Strahlen der südlichen Sonne in sich zu saugen. Im Jahre 1420 wohnten hier einige Berger, Unterthanen des Grafen von Fuchs, die erst 1600 zu einer kleinen Gemeinde anwuchsen. Ums Jahr 1786 begründete der Religionsfond durch ein Geschenk von 2000 Gulden die ersten Anfänge einer eigenen Seelsorge. Wohlthäter, namentlich der Frühmesser Leonhard Rempp in St. Leonhard, Christian Mangger im Anger, und Joseph Bschwenter auf dem Büchel nahmen sich dieser Sache mit Eifer an. So kam Kirche und Widum zu Stande nach einem Bauplane, den der genannte Leonhard Rempp selbst entwarf und als Unternehmer ausführte. Die innere Ausstattung kam größtentheils aus der Kirche des aufgehobenen Klarissenklosters in Meran. Man sieht davon noch ein hübsches Altarblatt von Helfenrieder, einem aus Baiern eingewanderten Mahler in der Stadt Meran. Seit dem Jahre 1808 ist auch der Unterhalt für zwei Priester gewonnen. Der erste Seelsorger in den achziger Jahren war Pater Alanus Larcher von Allgund, aus dem unterdrückten Dominikanerkloster in Bozen, einer von den 37 Mönchen desselben. Unzufrieden mit diesem Bergorte, ward er später Kaplan in Lebenberg. Von ihm haben wir hand-

geschriebene Bemerkungen über diese einsame Berggemeinde. Die Gegend von Stuls zeigt überall das heiterste Naturleben. Gegen Norden vom hohen Kreuzjoche überragt, und vor stürmenden Nordwinden gesichert, liegt sie ganz im Genusse der reichsten Sonne von Morgens bis Abends, und erzeugt viel Weitzen, schönen Roggen, aber weniger Gerste. Dadurch wird meistentheils der Jahresbedarf gewonnen, was sonst in Passeiers höherem Gebirge äußerst selten der Fall ist. Man ißt in der Regel gut. Milch und Schmalz geht ganz im eigenen Verbrauche auf. In allem Uebrigen sind die Stulser sparsam, ohne Wirthshaus, ohne Kramladen und Tabakbude. Selbst das anderwärts so übliche und so verderbliche Kaffeetrinken ist fast unbekannt. Als stattliche Bauern bezeichnete man besonders den Anton Raffl von Falkwand, und den Andre Gufel auf Kofel, Inhaber des Melkerhofes. Der erstere hatte bei seiner Verehlichung 100 Gulden, und seine Frau brachte ihm 4000 Gulden zu. Er hinterließ bei seinem Tode für seine 8 Kinder 30,000 Gulden, die er sich durch Holzverkauf aus einem eigenthümlichen großen Walde gemacht hatte. Andre Gufel besitzt ungefähr eben soviel Vermögen. Keine andere Gemeinde des Thales hat etwas Aehnliches aufzuweisen. Indeß hat die landesübliche Vermögenstheilung, welche alle großartige Landwirthschaft zerstört und den Bettel mehrt, das erstere Vermögen bereits zerstückt, und dem andern wird ein solches Schicksal nicht lange ausbleiben.

In Stuls finden sich 41 Familien mit 312 Seelen zu 44 Häusern auf ursprünglich 11 Höfen, deren Namen alle ohne Ausnahme deutsch sind, darunter einige, die mit ihren Namen, Anger, Garten, Gufel und ähnlichen auf die schöne Gegend deuten. Und in der That sind die Feldungen gartenähnlich gelegen und angebaut, durch liebliche Thäler voll heimlich frischer Wiesengründe und sprudelnder Quellen abgetheilt, und rings um die freistehenden Höfe zierlich abgerundet. Als Einfassung derselben grünen allenthalben die fettesten Espenbäume, deren Laub zum Viehfutter gebraucht wird. Die Häuser

sind gegen die Gewohnheit in Passeier frei von Schmutz, fast unterinnthalisch gespült, selbst an der Außenseite, und von innen mit ländlicher Zier eingerichtet, wohl das beste Zeugniß für das thätige, arbeitskräftige Volk, das sich unter den übrigen Passeirern durch seine Arbeitsliebe rühmlich auszeichnet. Die blauen Augen der Germanen schauen aus der üppigsten Fülle der Gesundheit hell und beweglich hervor, und weisen auf das Kraftland, dem sie entsprossen sind, im merklichen Gegensatze zu einzelnen Resten romanischer Abkunft, wie sie uns wohl öfter mitten unter den deutschen Stämmen des Etschlandes begegnen. Nach einer Sage stiegen die ersten Bewohner dieser Berghöhen über das Eggenjoch nach Ratschinges herüber, und diese Verbindung wird noch jetzt eifrig eingehalten, besonders von Wallfahrtern, die nach Trens ziehen. Dienstleute halten die Stulser wenig, sie arbeiten größtentheils mit eigenen Leuten zum Glück für ihren leidlichen Wohlstand. Die Winde von Tümbls bringen ihnen schönes, der Wind von der Jaufenhöhe zweifelhaftes Wetter. Die sanftabfallenden Flächen des Getreidelandes sind überragt von steilen Hügelgebilden, die in größter Mannigfaltigkeit wechseln, und von lustigen Bäumen überflattert aussehen wie geistreicher Muthwillen und ungeschwächte Jugend. Grassammelnde Mädchen, mit ihrer scharfumgränzten Leibesform ganz in der Luft, gewähren an denselben das Bild unbeschreiblicher Anmuth und Leichtigkeit. Diese Hügel verlieren sich in die Bergmähder, welche ein ungeheures Hochland vom Schneeberg bis an den Jaufen einnehmen. Fast in der Mitte derselben erhebt sich die Mutt, eine luftige Höhe, welche fast alle Mähder im herrlichen Ausblicke beherrscht. Um Jakobi gehen die Männer und ledigen Mädchen zum Heumahd hinauf. Nur die Bäuerin bleibt daheim. Die Mittagskost wird ihnen hinaufgeliefert, Morgens und Abends rösten und backen sie sich selbst die spärliche Zukost. Da regnet es Rahmmuß und Krapfen, das Glück des Passeirerlebens, alle Tage, wie der Thalausdruck lautet, und um Mittag hat man alles in Ueberfluß. Nachts

schlafen auf dem Heu in den Schupfen (tuguria), alle auf dem nämlichen Lager, der Bauer in der Mitte, links die Mädchen, rechts die Buben zur Hut der guten Sitte. Ihr Ausbleiben dauert ungefähr 3 Wochen, und im Winter zieht man das Heu auf Schleifen herunter. Das Kreuzjoch ob den Bergmähdern hat eine Meereshöhe von 7992,4′ Fuß, und gehört zu den höchsten Spitzen dieser Gegend, in nordwestlicher Richtung vermittelst der Siebenmeilenspitze zum Schneeberge hinüberreichend. An derselben sieht man den Uebelsee. Wer einst einen Stein hineinwarf, bewirkte arges Herenwetter. Seitdem jedoch der Pfarrer Siebenfercher von St. Leonhard ihn gesegnet und beschworen hat, ruhen seine Herengeschichten im unlösbaren Bann. Die Alpe Umbls gegen das Thal Ratschinges ist ein gemeinschaftliches Besitzthum mehrerer Bauern. Schwarze Hasen finden sich hier oben viel, aber keine weiße. Steinhühner weiden überall. Das Milchwesen hat auf dieser Thalseite etwas Unterinnthalisches. Die Kühe gehen auf die Weide der Voralpen zwischen den Wäldern und Bergmähdern. Eine Hütte ob Holz sammelt sie täglich dreimahl zur Melke, und die Viehmagd trägt die gewonnene Milch jedes Mahl nach Hause. Zur Zeit des Bergmahdes trägt sie zugleich das Essen für die Mäher hinauf. Dieser Kühmagddienst ist sehr beliebt, glaublich wegen der größern Freiheit, die er gewährt, und weil die Passeirernatur sich im Gehen und Tragen gefällt. Von Stuls nach Ratschinges über die Schenn gelangt man in vier, über das Eggenjoch auf den Schneeberg in fünf, auf die Spitze des Kreuzjoches in drei Stunden. Ein lustiger Steig führt in dreiviertel Stunden über den sogenannten Sattel noch Moos hinab, und läßt gegenüber die Berge ob Platt in den glanzvollsten Bildern erblicken.

Von St. Leonhard rechts am Thalbache läuft ein genußreicher Waldsteig nach Platt, der schon von St. Martin aus über den Flonerberg betreten werden kann. An den Höfen von Schatten und Pirchach vorüber erreicht man die Mittelhöhe der Schattenseite des Thales. Das Hochplateau von

Stuls zeigt sich hier den Augen in seinen größten Reitzen, besonders nach einem längeren Regen. Die Bergesgipfel sind dann mit einer Schneehaube bedeckt, jugendlich frisch liegen die hellgrünen Bergmähder darunter auf dem dunkelen Grunde schwärzeren Nadelholzes, in welchem die Felder von Stuls mit ihren Häusern wie Mosaik eingerahmt sind. Im Strahl der ersten Morgensonne leuchtet ein wundersames Spielen und Streiten der verschiedenen Tinten und Farben der Landschaft. Wasserschlangen mit dem hellsten Weiß schießen wie Gebirgsgeister aus der Erde hervor, und stäuben in Schaum aufgelöst duftartig über die Felskuppen hinaus, und wie mit großen lichten Augen schaut uns das feuchte Grün von allen Seiten an. Im Genusse solcher Naturschönheiten ziehen wir einwärts durch Feld und Wald, an Häusern vorüber, die bald frei auf dem Hügel sitzen, bald verschüchtert sich anschmiegen an die weiche grüne Decke der steilen Abhänge. Pirchach liegt auf sumpfigem Boden, wo die Weißbirke mit der Fichte streitet. Der Göggelehof ragt auf einsamen Hügel in die Luft wie der Kopf eines Rebhuhnes aus dem Flaum des Nestes. Aus dunkeler Waldnacht winden wir uns hinaus ins heitere Breiteben, wo einige Höfe in freier Landschaft liegen. Italiener haben hier einen herrlichen Lerchenwald abgeholzt, und in die Sägen nach St. Leonhard geliefert. Aus der luftigfreien Höhe gehts hinunter in die Hölle des Saldernbaches, wie man die wundervollste Schlucht von Passeier nennt. Der Wildbach kommt vom Strizonjoch, und bildet die Gränze zwischen der Pfarre von St. Martin und der Kuratie Platt. Sein jäher Absturz zwischen Breiteben und den Ulfaser Berghöfen hat sich mit brausendem Ungestüm so tief ins Gebirge eingehöhlt, daß die Felsen zu beiden Seiten mit ihren Zerklüftungen über der schmalen Höllenbrücke aufstarren wie aus den Fugen getretene Ruinen verlassener Schloßwerke. Aus dem tieferen Hintergrunde schaut das Alpengrün der Saldernhöfe mit kecker Neugierde in die Schlucht herab. Akazien, Birken, einzelne Fichten stechen aus der Zer-

trümmerung, und fassen die Bruchstücke des Gebirges ein, zitternd im Stromfalle der Gewässer. Nord und Süd streiten mit ihren Sprossen und Pflanzen um die Herrschaft. Der Mineraloge und der Landschaftsmahler finden hier gleicher Weise Befriedigung.

Auf den jenseitigen Anhöhen erreichen wir Magdfeld, das Stammland des Andreas Hofer, und von dort an einem kühlen Brunnen vorüber auf wild aus einander gewetterten Felsen durch riesige Waldung nach dem Dorfe Platt. Die Kirche steht auf einem isolirten Hügel, welcher aus uralten Zeiten laut unzweifelhafter Urkunden der heilige Büchel (mons sanctus) genannt wurde. Eine Kapelle auf demselben entstand erst ums Jahr 1460. Aus 2 Ablaßbriefen zur Unterhaltung derselben lernen wir, daß sie in den Jahren 1465—1468 ausgebaut wurde. Der Thurm kam erst später dazu, aus festen Quadersteinen, mit der Inschrift 1470. Die beständige Seelsorge an derselben trat 1711 in Thätigkeit unter dem Abte Johannes Murr, welcher in Erwägung der weiten Entfernung von St. Martin die Gemeinden Ulfas und Platt zu einer Kuratie vereinigte. Die Leute der Umgegend bauten die Priesterwohnung, und das Stift Marienberg gab einen Hof in dieser Gemeinde zum Unterhalte des Kuraten her. Der Benediktiner Plazidus Hebenstreit erschien am 20. Dezember 1711 als Seelsorger, und hielt den ersten Gottesdienst. Der Bischof von Chur bestätigte diese uneigennützige Stiftung mit Freuden, und unter Anrühmung des bewiesenen Eifers von beiden Seiten. Platt nimmt den unteren Theil des Gebirges ein, Ulfas (Vulfes, Vulfas) liegt darüber an der Gränze des Alpenbezirkes. Der Name des letzteren rührt vom Eigenworte Wulfo her, welches gleichbedeutend mit Welf ist, und eine Besitzung der alten Welfen deutlich anzeigt. Ursprünglich eine Alpe und zu Khuens gehörig, ward es 1026 an das Hochstift Freysing geschenkt. Bischof Elinhard von Freysing räumte es dem dortigen Kollegiatstifte zu eigen ein. Unter der Gunst der baierischen Ka-

noniker erblühte daselbst eine bäuerliche Bevölkerung, jetzt ein gutes Dritttheil der ganzen Gemeinde. Platt mit Einschluß von Ulfas umfaßt 14½ Höfe mit 77 Familien, und in denselben 477 Seelen. Die letzteren zerfallen in Besitzer und Taglöhner. Das Erdreich ist nicht sehr fruchtbar, und sumpft an manchen Stellen. Viel Sonne und nur mäßiger Regen schaffen ein gutes Jahr. Zum Bodennutzen ist die Bevölkerung zu groß, daher viele Armuth, obgleich eigentliche Bettler nur wenige anzutreffen sind. Die Gutmüthigkeit und die Genügsamkeit des Volkes macht dasselbe auch in knappen Verhältnissen froh und heiter. Während die höheren Gegenden, und Berg und Thal fast sämmtlich romanische Benennungen führen, sind die Namen der Höfe mit geringer Ausnahme entschieden deutsch. Daraus schließt man mit Recht, daß eine eingewanderte Kolonie von Deutschen sich im ehemahls romanischen Lande angesiedelt hat. Da die Bewohner von Platt fast gar keine eigenen Alpen haben, so ist auch die Viehzucht über Winter nicht von Bedeutung. Sie erhandeln, oft mit fremdem Gelde, mageres Vieh aus Pusterthal, und mästen es für die Märkte von Meran. Das beste Heu, namentlich für Ulfas, kommt von den Bergmähdern am Strizonjoch. Die sogenannte Ulfeser-Alpe daselbst gehört den Flonern. Das Strizonjoch, ein leicht ersteigliches breitgedrücktes Gebirge, 9000 Fuß über dem Meere, bildet die Gränze zwischen Platt, Pfelders und dem Kalmthale, und läuft ins Spitzhorn und in die Drengspitze aus, welche letztere mit der Tschigatspitze ob Meran und Partschins zusammenhängt. Auf allen Bergmähdern dieser Bergesregion treiben die Nörggl und Lorggen ein wundersames Spiel von Scherz und Ernst. Zur Nachtszeit erscheinen sie in den Alpenhütten, alle Milchschüsseln fangen in ihrer Nähe zu tanzen an, alles scheint wirr durch einander zu fallen. Die Hütte selbst wankt und schaukelt sich wie eine Wiege, und die Leute haben das Gefühl wie rollende Kegel an einander zu stoßen. Aber des Morgens finden sie alles an der rechten Stelle,

die Milchschüsseln gewaschen, gebuttert und gekäst mit größter Sorgfalt, selbst die Kühe und Rinder im Hag gestriegelt und gesäubert. Sichtbar werden diese Nörggl nur bisweilen zur Zeit der Dämmerung, und höchst selten gehen sie mit Erlesenen ein engeres Bündniß im sichtbaren Verkehre ein. Auch Hexen tanzen oft auf den Schieferplatten des Strixonjoches, ein wunderliches Gesindel in zerfetzten Kitteln, die der Wind in die Höhe weht, fast immer in der Gestalt wohlbekannter Weiber, und scheu vor den Wetterkreuzen auf den Felsenspitzen wie vor Geistlichen, denen sie sorgsam aus dem Wege gehen. Das Strixonjoch (Hexenberg) ist deßhalb eine Art Blocksberg für Passeier, und das dunkle Zusammenfließen von Geistern und unholden Wesen daselbst nach den Sagen des Volkes gibt ein gutes Bild der Passeirerphantasie, wie sie wimmelt und sich zerarbeitet mit Ameisengeschäftigkeit ohne Klarheit, selig im Dunkel des Geheimnisses. Von Platt gelangen wir über Wellungen und Hügelgebilde an den Bach von Pfelders. Er schäumt im tiefgehöhlten Bette nieder in die Passer, und bildet im Absturz durch schauderhafte Abgründe und Felsgestaltungen den sogenannten Platterfall, das schönste Wasserspiel von ganz Passeier. Wäre er in der Schweiz, so sähe man ihn bereits zum hundertsten Mahl gezeichnet, lithografirt, gestochen und besungen. So ist er aber in Tirol, und nicht einmahl ein bequemer Anstand ausgemittelt, ihn mit Muße zu betrachten, und leider ist das nichts weniger als tirolische Bescheidenheit. Die wildromantische Gegend um die stürzenden Wogen nennt man die Gilf. Der Pfelderserbach trennt die Gemeinde Platt von Pill, einer Abtheilung von Moos. Diesseits ziehen wir am Waldessaum vorüber, welcher durch kleinere Thäler vom Strizonjoch herunter durchschnitten wird. Eines der letztern heißt das Thal Farmazon mit der Häusergruppe gleiches Namens am Eingange in dasselbe, und einer schönen Alpe in dessen Hintergrunde, an deren Ende sich ein neuer Gletscher angesetzt hat, zwar im Fortschritte begriffen, aber ohne Besorgnisse für die Zukunft. Eine halbe

Stunde tiefer weitet sich das Thal zu einer zierlichen Alpenlandschaft. Hier liegt Hütta, die letzte Häusergruppe der Gemeinde Platt. Frische Alpenlüfte wehen uns entgegen, und sprudelnde Bächlein quellen von allen Seiten in die Tiefe, mit Wald= und Brunnenkresse eingefaßt.

Unser Blick schweift über den Bach hinüber auf die Häuser von Pill, die auf einem schmalen Streif von Alpengrün sich unter den kahlen Blößen der Gostwand von Moos bis nach Hütta und Pfelders hineinziehen, überall im Sommer von Murrbrüchen, im Winter von Lawinen bedroht. Die isolirten Grasplätze im Gebirge darüber erfüllen den Wanderer mit Grausen, denn oft steht der gefüllte Graskorb ruhig im Geklüfte, während der Klauber oder die Leserin zerschmettert in der Tiefe liegt. Der Boden von Pill ist karg und uneinträglich, und die hintersten Höfe erzeugen wenig mehr als einige Erdäpfel und Gras. Daher viele und schwere Arbeit, und große Armuth. Aus diesem Grunde vielleicht sind die Piller die unternehmendsten Händler im Thale mit Fleisch und Vieh, gewandt in Rede und Welterfahrung, und strebend ins Weite. Die wunderlichsten Mährchen spucken in ihren Köpfen, und die Unsicherheit ihrer Schlafstellen gibt ihrer Phantasie Schwung und Kühnheit. Die 16 Höfe von Pill, alle mit deutschen Namen, enthalten 42 Familien, offenbar eine Ueberfülle von Menschen für die beschränkte Räumlichkeit. Die in schlechte Hütten zusammengedrängten Leute stehen besonders im Winter schlecht, und leicht zeigen sich ansteckende Krankheiten. Wie diesseits Hütta, so bildet Sefnar jenseits die Gränze der Gemeinde Moos. Beide Thalzüge verschlingen sich hier zu einer Art Klause, durch die man in das Gebieth von Pfelders eintritt. Der Hof Sefnar, einst auf der Seite von Pill gelegen, ward durch Lawinengefahr auf die Platerseite herübergedrängt. Die Sefnarerlahn kommt von den Imsterbergmähdern herab, welche als eine Fortsetzung der Gostwand zu betrachten sind, und in die Imsterspitze auslaufen. Im Jahre 1616 erdrückte sie 2 Bauern

von Pfelders, und schlug den krummen Schneider Georg Haller von Platt so tief in den Schnee hinein, daß man ihn nur mit Mühe herausziehen konnte. Die Mühle am Bache und ein Theil des Stadels ging dadurch zu Grunde.

Pfelders, die letzte Gemeinde von Passeier auf dieser Seite, zeigt sich unseren Augen im Schmucke des saftigsten Grüns, ein wahrer Augentrost in einem Gebirgskessel, der rings von den ausdrucksvollsten Formen der Berge eingefaßt ist, mit dem Anblick des nahen Gletschers, der seine Riesenglieder aus Schnals und dem Oetzthale herüberstreckt. Zuvörderst begegnet uns hier Kreßbüchel, eine Hofansiedelung am Eingange ins Thal Valtmar, worin einige Häuser liegen, und im Tiefgrunde eine Alpe, die nach Riffian gehört. Die Passeirer kaufen allmählig einzelne Alpenrechte daraus an sich mit großen Kosten zur Strafe für ihre Sorglosigkeit in ihren Verkäufen und Verschleuderungen früherer Jahrhunderte. Valtmar läuft ins Spitzhorn und in die Drengspitze aus. In mäßiger Entfernung einwärts finden wir auf der Sonnenseite die Höfe Ober- und Unterstein am Fuße des Gebirges, das im hohen Fürst endet, welcher 10752,78 Fuß über dem Meere steht. Hier tobt von den Sonnenalpen die Obersteinerlahn herunter. Am 21. Dezember 1792 brach sie mit ungeheuren Schneemassen los, zerstörte beide Häuser zu Oberstein mit allen Zugebäuden, und erdrückte alles Vieh und 2 Eheleute, welche dasselbe fütterten. Die Bäurin stand eben beim Brunnen um Wasser zu schöpfen. Der Schneesturm erfaßte sie, und schleuderte sie 3 Scheibenschüsse weit über den Pfeldererbach in den Wald hinüber, wo sie im tiefen Schnee begraben wurde. Fünf Kinder wurden beim heißen Ofen überrascht und fast erstickt, aber die Ofenwärme schmelzte den Schnee, und machte ihnen Luft. So wurden sie am andern Tage gesund herausgezogen. Die übrigen Bewohner waren glücklicher Weise auf dem Thomasmarkt zu Meran. Pfelders ist mehr eine bewohnte Alpe als ein anbaufähiger Grund, gegen Mittag vom Spronserjoch, gegen Abend von

der Hochenwilde, wie die Pfelderer ihre Wildspitze heißen, gegen Norden von den Oetzthaler-Eisbergen begränzt, welche letzteren kaum eine halbe Stunde von der Kirche entfernt sind. Sie haben ein bläuliches, wellenförmiges Aussehen, wachsen 7 Jahre, und nehmen die nächsten 7 Jahre wieder ab, ohne jedoch das jedesmahlige Wachsthum ganz aufzuzehren. So werden sie im Ganzen fortwährend größer und schränken die Weide ein. Oft fallen bei starker Hitze gelöste Trümmer von Eis in ihren Stromausfluß, und richten dadurch Schaden an. Man vernimmt bei solchen Gelegenheiten ein donnerähnliches Getöse, das sich beim Bersten der Fernerklüfte zu einer furchtbaren Stärke steigert. Ursprünglich bestanden in Pfelders, diesem Ende der Welt, wie das Volk sagt, nur 3 Höfe, welche angeblich zur Zeit einer Christenverfolgung an der Etsch von Leuten aus der Pfarre von St. Peter bei Tirol über das Spronserjoch her in Besitz genommen wurden. Sie hießen Stein, Plan und Zeppüchel. Stein enthält jetzt mit Eschbaum und Kreßbüchel 7 Häuser mit eben so viel Familien zu 33 Seelen; Plan 6 Häuser mit 9 Familien zu 66 Seelen, und Zeppüchel 2 Häuser mit 4 Familien zu 29 Seelen. Später ward auch noch in der Alpe Lazins zuhinterst im Thale der Hof Lazins gegründet, der im Winter gewöhnlich 4 Menschen zählt. So besteht die ganze Bevölkerung von Pfelders in 142 Menschen, welche aber im Sommer durch das Gesinde in den Alpen auf 200 anwachsen. Die Seelsorge ward früher zu St. Peter gezogen, und die Todten mußten alle über das Joch dahin geliefert werden zum Begräbniß. Man ließ sie im Winter gefrieren, und wartete auf die bessere Frühlingszeit zur Todtenfahrt. Das Sterbebuch von St. Peter enthält noch die bestimmten Ausweise für diese Thatsache. Aber die wirkliche Ausübung seelsorglicher Verrichtungen ward theils von Moos, später von Platt geleistet, und durch freiwillige Sammlungen von Käse und Butter bezahlt. Aber im Jahre 1753 stellte das Stift Stams einen eigenen Seelsorger in die Einöde. Seit dieser Zeit zählt

man 15 Seelsorger aus dem genannten Stifte, denen jederzeit ein Gesellpriester beigegeben wird. Die Kirche steht in Plan, und ist nicht ganz sicher von den Verheerungen der Planlahn. Diese entstand erst in neuerer Zeit seit ungefähr 31 Jahren. Im Jahre 1810 brach sie plötzlich durch einen ungeheuren Wald, drang mitten im Tage auf das Widum ein, warf den Geistlichen im Zimmer um, richtete aber keinen großen Schaden an, da sie schon zu geschwächt war. Die Bodenerzeugnisse von Pfelders sind von geringem Belange. Wenige Gerste, einiges Winterkorn und Rüben sind Alles, was man in guten Jahren erzielt. Desto fetter ist die Weide. Sie gilt für die Schafe als beste Mast, und wird auch theurer bezahlt als anderwärts. Schmalz und Milch brauchen die Pfelderer selbst. Sie essen namentlich sehr viel Schotten, Käsestoff nämlich nach Absonderung der Molken. Die Viehzucht muß ihnen Geld ins Thal bringen. Zuchtkälber, und gemästete Schweine und Rinder für die Meranermärkte sind ihre Verkaufsgegenstände. Die übergroße Theilung der Höfe läßt jedoch keine Wohlhabenheit aufkommen. Sie müssen daher sparsam leben um ihr nöthiges Auskommen zu haben. Der Menschenschlag gehört zu dem rüstigsten in Passeier. Zeppüchel (Seebüchel) und Lazins (Lasinnis in Urkunden) waren ursprünglich ein Hof, und gehörten als Alpen- und Jagdgebieth unmittelbar zum Schlosse Tirol. Ihr Bezirk verläuft sich ins Antlasthal, das in der oftgenannten Tschigatspitze endiget. Nach dem Abzuge der Herrscher aus der Gegend von Meran bezogen die Landeshauptleute davon einen Theil ihrer jährlichen Besoldung. Lazins mußte 100 Pfund Schmalz und 30 Gulden, und Zeppüchel 30 Gulden zahlen für das Jagdrecht in diesen weitgestreckten Bergeshalden. Unter dieser Verpflichtung kamen die genannten Höfe an die Gerichtsgemeinde in Passeier. Gegenwärtig sitzt in Lazins ein Pächter im Winter mit 4, im Sommer mit 30 Hausgenossen, und zahlt 400 Gulden Pachtzins, den er größtentheils vom aufgenommenen Sommeralpenvieh einbringlich

macht. Die Auslagen für das Jagdrecht wurden in neuester Zeit von der Regierung erlassen, da nachgewiesen wurde, daß die Jagd nichts mehr eintrage. Die Zeppüchlerlahn ist nicht gefährlich. Die Häuser kann sie nicht erreichen, und die Vorüberziehenden nehmen sich davor in Acht. Lazins liegt von Platt drei Stunden ab. Man findet daselbst das sogenannte Goldbrünnlein, ein sehr scharfes, aufreibendes Wasser. Wer nicht ganz gesund ist, trinkt es zu seinem Verderben. Ueber die Hochenwildberge wandert man von hier nach Schnals. Ueber den Planferner kam man einst von der Kirche aus nach Gurgl im Oetzthale; in neuerer Zeit wagt man es nicht mehr so leicht, da sich der Gletscher sehr gefährlich gestaltet hat. Ueber das Spronserjoch gelangt man in sechs Stunden von Plan aus nach Tirol und St. Peter. Der Weg ist nach allen Seiten zwar beschwerlich, aber für Liebhaber der Alpen sehr lohnend.

Weit betretener als der Thalzug nach Pfelders ist der Ausläufer des Passeirerthales über den Tümbls nach dem Oetzthale. Gleich hinter Moos rücken auf dieser Bergfahrt die beiden Flügel des Thales enger zusammen mit steilabfallenden Wänden, über welchen Einödhöfe an Felsenrippen hangen im unaufhörlichen Kampfe mit den Elementen und uneinträglichen Berghöfen. Wir wandern am linken Bachufer steil empor nach Rabenstein, und die Passer stürmt zu unsern Füßen mit wilder Kraft durch die Schlucht. Zur Rechten über uns haben wir die Höfe Hanebaum (Hanebam), Gand und Gspell, zur Linken am jenseitigen Ufer Ober- und Unterprisch, alle ohne Ausnahme über sich von Lawinen bedroht, unter sich von Wildwassern angeleckt und unterhöhlt. Hanebaum und Gand haben bereits die Hälfte ihres ehemahligen Grundeigenthums verloren durch Murrbrüche, welche hier den Kalk in die Passer führen, und bei zunehmender Erweiterung jedes Jahr mit der Prischerlahn jenseits zusammentreffen, so daß bei vermehrten Ablagerungen ein See sich bilden könnte. Diese Bergesbrüche entstanden im Jahre 1744,

wo der Rabensteinersee ausbrach, und ringsum alle Abhänge lockerte. Besonders im Jahre 1789 brachen wieder ungeheure Erd- und Steinmassen herunter, und wiederhohlen sich im Absturze fast jedes Jahr, so daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo man die Stelle von Gand und Hanebaum versuchen wird. Ober- und Unterprisch jenseits auf steilstem Tiefhange, wo nicht bloß die Katzen, sondern sogar „die Rappen derscheuppen," stehen im Bereiche der Prischerlahn. Um sich davor zu sichern, haben die Bewohner feste Keller ins Felsengebirge hineingebaut zur Schneeflucht. In diese flüchten sie, wenn sich die Lawine in ziemlich deutlichen Vorzeichen zu erkennen gibt. An Sonntagen im Winter bevor sie in die Kirche gehen, schnalzen sie mit der Peitsche, um die Lawine zu locken, und erst wenn sie sich nicht rührt, treten sie den Kirchgang an. Sie kommt gewöhnlich so ausgiebig, daß sie das ganze Thal ausfüllt, und man fast ebenen Fußes nach Hanebaum gelangen kann.

Auf der Höhe, die uns ins Becken von Rabenstein führt, sehen wir rechts über uns den Gspellerberg vom Hofe gleiches Namens so genannt, links das Seewirthshaus, wo Eyer und Wein, oft sogar mehr zu haben ist. Im Jahre 1401 brach ein großer Theil des Gspellerberges herunter, und füllte das Thal ganz aus. Dadurch wurde die Passer ganz abgesperrt, und bildete gegen das Jahr 1404 einen so großen Bergsee, daß man bei Wind und Wetter ohne Lebensgefahr darauf nicht schiffen konnte. Er dehnte sich von der Anhöhe, auf der wir stehen, fast eine halbe Stunde bis zum Dorfe Rabenstein aus. Wenn er von Zeit zu Zeit eine überwiegende Größe erreichte, so erfolgte ein Seeausbruch, der sowohl im Thale Passeier, als in der Meranergegend großen Schaden anrichtete. Der erste dieser Seeausbrüche geschah im Herbste am St. Moriztage 1419 so plötzlich und unerwartet, daß dabei viele Menschen das Leben verloren. Das Spital und ein großer Theil der Stadt Meran wurde zerstört. Der zweite Ausbruch ereignete sich im Jahre 1503 in einer finstern

Mitternacht am 3. Mai mit furchtbarem Getöse. Die Ringmauern von Meran stürzten ein, und die Wiesen um die Stadt wurden gräßlich verwüstet. Beim dritten Ausbruche 1512 um Michaelis im Herbste sank ein Meranerstadtthurm in Trümmern, kleinere Schäden ungerechnet. Der vierte Seeguß kam im Jahre 1572 nach den Pfingstfeiertagen, riß die neugebaute Ringmauer der Stadt Meran, den steinernen Steg und die Spitalbrücke ganz weg, und richtete überall ungeheuren Schaden an. Minder bedeutend war der Seeausbruch vom Jahre 1663, und deßhalb wird er auch gewöhnlich gar nicht aufgeführt. Der See ruhte bis zum Jahre 1721, wo er am 18. Juni zum fünften Mahle ausbrach und so tief sank, daß man einen Baum auf dem Grunde gewahrte. Ein Jäger wagte sich hinein, haute ihn ab, und zog ihn ans Land. Das veranlaßte den Dichter Winnebacher in Moos zum schlechten Witze an die Stadt Meran, man habe endlich einen Wallfisch im Kummersee von Passeier gefangen, und könne daraus eine hübsche Erwerbsquelle machen, um die umgeworfenen Mauern wieder aufzubauen. Die durch solche Ausleerung verursachte Verwüstung war nicht weniger umfangreich als die bei früheren Ausbrüchen der ärgsten Art. Im Jahre 1772 brach er zum sechsten Mahle aus mit den verderblichsten Folgen, und so gewaltig, daß man auf sein Versiegen schließen mußte. Er füllte sich zwar bald wieder, und wurde größer als er jemahls gewesen. Aber vom Gspellerberg stürzten Erdablagerungen herunter, die abgerollten Bäume und Steine mehrten sich in seinem Bette, und so ward die Fluth übermäßig angeschwellt. Man erwartete stündlich einen abermahligen Ausbruch. Der Gedanke, ihn künstlich und allmählig abzuleiten, tauchte bei Sachverständigen auf. Anfangs hatte das Unternehmen auch guten Fortgang. Aber die Erde wurde je tiefer, desto mürber. Der letzte Damm, durch den Andrang des Wassers unterhöhlt, brach zusammen, und der See stürzte am 22. Oktober 1774 mit ungezügelter Gewalt in die Tiefe, und richtete die größ-

ten Verheerungen an, die man jemahls erlebt hatte. Ungeheure Murrbrüche wurden durch ganz Passeier angebahnt, und für die Zukunft gefährlich gemacht. In Meran ging eine lange Wassermauer, die Spitalmühle und das neugebaute Redoutenhaus zu Grunde. Man schlug den Schaden daselbst auf wenigstens 70,000 Gulden an. So floß der See ganz aus, und gegenwärtig ist das Bett desselben ganz mit Gras bedeckt. Nur 2 seiner Ausbrüche waren im Frühlinge, alle übrigen im Herbste geschehen. Dadurch ist die Ueberschwemmungsgefahr für Passeier auf den Herbst festgestellt. Während dieser 373 Jahre der Dauer des Sees hatte Passeier durch seine Ausbrüche allerdings gelitten, aber größtentheils nur in der Sohle des Thales. Die Herstellung der Felder kostete nicht viel, und der lange Stillstand von einem bis zum andern Ausbruch erlaubte ausgedehnte Benützung der Wiesengründe, wie sie jetzt nicht mehr möglich ist.

Rabenstein, auch Hintersee genannt, liegt am nördlichen Ende des ehemahligen Seebeckens auf einem Hügel, welcher ins aufsteigende Gebirge ausläuft gegen die Tümbler-Alpen. Es erhielt im Jahre 1757 einen eigenen Seelsorger an Johann Thurner, der uns als reger Geist zur Errichtung neuer Seelsorgsposten bereits von Walten aus bekannt ist. In neuerer Zeit ward auch ein Hülfspriester beigestiftet. Man zählt in dieser Bergeinsamkeit 8 Höfe, Ober- und Unterrabenstein, Ilmach, Steinach, Hütta, Saltnus und 2 in Schönnau, größtentheils Grashöfe, da das Getreide-Erzeugniß selbst in guten Jahren unbedeutend ist. Die Bevölkerung, im Winter zu 300 Seelen, im Sommer durch Zufluß von Alpleuten auf 500 steigend, ist selbst in ihrer äußeren Gestaltung als Uebergang zum Stamme der Oetzthaler zu erkennen. Die Bildung des Gebirges zeigt auf dem ersten Augenblick, daß allerwärts Lawinengefahr vorhanden ist. Am meisten ausgesetzt ist das Widum. Einmahl drang die Lawine über dasselbe hinaus in die Kirche, sprengte die Thür auf, verschob die Bänke, und blieb mit ihrer letzten Kraft auf dem Altare stehen. Auf

der Sonnenseite gegen den Schneeberg liegen die Höfe Ilmach, Hütta und Steinach in beständiger Lawinengefahr. Zu Ilmach ward einst Stadel und Stall weggerissen und das Vieh verschüttet. Bei Saltaus braust die Saglahn nieder, den Vorübergehenden gefährlich. Im Jahre 1810 wurde von derselben ein Wanderer zugedeckt. Die Trauslahn kommt vom Trausthal, und ist ebenfalls den Vorbeiziehenden verderblich. Von dem Winde, den sie erregt, ward das Dach des Seewirthshauses heruntergewirbelt. Im Jahre 1812 verschüttete sie 2 Menschen, wovon 1 umkam. Tiefer an der nämlichen Thalseite gehen die Gasteiger- und Lochlahn herunter, so genannt von naheliegenden Höfen. Im Jahre 1810 wurde der Inhaber des Obergasteigergutes mit seinem Vieh durch die erstere über Felsen hinausgeschleudert. Die meisten dieser Lawinen kommen von der Schattenseite, wo sich ungeheure Schneemassen anhäufen. Daselbst trifft man auch einen See auf Fallrast, ohne Abfluß und ohne Fische.

Unweit hinter der Kirche von Rabenstein mündet der Schneebergerbach in die Passer. Darüber liegen in seinem Bereiche die obere und untere Schönneralpe, welche die Verpflichtung haben die Dienstsaumrosse und Milchziegen der Schneebergerknappen gegen ein billiges Entgelt in ihre Weide aufzunehmen. An demselben gelangt man in langsamen Windungen auf den Schneeberg empor, welcher als Erzstock bekannt ist, und in seiner höchsten Kuppe die Gränze zwischen Ridnaun, Obernberg, Geschnitz und Stubai bildet. Die Kirche der Schneeberger Knappen steht 7681,31, der höchste Sprudel des Baches in einem Kesselsee des zerschieferten Gebirges 8.477,29, und die höchste Felsenspitze darüber als Wasserscheide zwischen der Passer, dem Eisack und der Sill 8.887,53 Fuß über dem Meere. Der erste Versuch, den Schneeberg auszubeuten, wurde nach den vorhandenen Urkunden im Jahre 1402 gemacht. Aber erst unter Erzherzog Sigmund erhielt der Bergbau daselbst eine größere Ausdehnung. Mehrere reiche Gewerken vereinigten sich zur Betreibung desselben.

Darunter werden die Fugger, die Jöchlsthurn, die Tänzl, die Tanauer und Klingler vorzüglich genannt. Vom Jahre 1481 bis 1497 öffnete man bei 50 Gruben, und taufte sie unter kirchlichem Beistande mit den Namen von Heiligen. Der Landesfürst bezog vom jährlichen Gewinn 1/9 Gulden. Kaiser Ferdinand I. und seine unmittelbaren Nachfolger betheiligten sich als Mitgewerken am Baue. Im Jahre 1600 standen von den geöffneten Schachten nur mehr 39 im Betriebe, welche 1000 Knappen beschäftigten. Fünfzig Jahre später übernahm die Landesregierung den Bau auf eigene Rechnung, eröffnete 1660 den berühmten Karlsstollen, und gründete großartige Gebäude für das Geschäft. Im Jahre 1722 erhob sich eine neue Kapelle mit einem schönen Altar und einem trefflichen Bilde der heiligen Jungfrau Maria. Der Dichter Winnebacher segnete sie am 30. Mai ein, nannte sie Mariäschnee, und las darin die erste Messe. Noch im nämlichen Jahre ward sie am 22. Juli feierlich eingeweiht. Daneben kamen die Herrenkaune als Wohnung des Verwesers, ein geräumiges Wirthshaus, die obere und untere Knappenkaune, 3 Pochwerke, ein Behältniß für die Geräthschaften, eine Schmiede und eine Fleischbank mit andern Gebäuden zu stehen. Der Name Kaune für Knappenhütte war allgemein angenommen. Das Abnehmen des Bergwerksertrages im Etschlande, wohin der Schneeberg geografisch und gerichtlich gehörte, nöthigte die Verwaltung des Schneeberges sich dem Berggerichte von Gossensaß anzuschließen. Zu diesem Ende ward das sogenannte Knappenloch hergestellt, ein Bergdurchbruch aus Passeier nach Ridnaun von 300 Klaftern, oder eine viertel Stunde lang zur bequemen Lieferung des Erzes nach Sterzing. Die Arbeit dazu begann im April 1720 auf beiden Seiten zugleich mit je 12 Arbeitern, und wurde 1727 beendiget.

Bisher konnte der Bergbau noch immer schwunghaft genannt werden. Viele Knappen von Riednaun und Ratschinges fanden dabei guten Verdienst, und in Passeier blieb viel Geld liegen wegen der Saumfrachten nach dem Schneeberge und

der Lieferung des Erzes von dort nach Sterzing. Viele Reisende fanden sich jährlich daselbst ein, besonders im Sommer aus dem Etschlande um die höhere Alpenwelt zu genießen. Man rühmte das Schneeberger-Trinkwasser zur Heilung schwacher oder zerrütteter Nerven. Ein Fremdenbuch im Jahre 1660 angelegt, und vom Grafen Johann von Spaur durch seine Namenseinschrift eingeweiht, zeigt uns eine Unzahl von Personen, die hier gewesen, und Bemerkungen in lebenden und todten Sprachen. Jeder einkehrende Gast männlichen Geschlechtes mußte bei seiner Anwesenheit daselbst die sogenannte Schneebergermünze zahlen, oder mit andern Worten gehanst werden. Ein Hanswurst in seltsamer Tracht, Schreimartel geheißen, ergriff unter Geschrei und Possenreimen den Gast, band ihn an ein Ofengeländer, und hörte nicht auf ihn wacker auszupeitschen, als bis er sich mit einem bestimmten Gelde losgekauft hatte. Leider war in älterer Zeit sehr oberflächlich gebaut worden um den in kürzester Zeit größtmöglichen Gewinn ohne Sorge für die Zukunft. Daher verfielen viele Stollen, oder wurden ausgefüllt zum großen Schaden des gedeihlichen Fortbaues. Die im Betriebe stehenden gaben mit jedem Jahre geringere Ausbeute, und an die Eröffnung neuer war nicht zu denken. So sank die Anzahl der Knappen immer mehr herab. Im Jahre 1780 zählte man 300, im Jahre 1792 106 derselben. Deßhalb trug der damahlige Bergwerksdirektor Graf von Schärfenberg darauf an, den Bau einzustellen. Ein Theil der Knappen ward entlassen, ein Theil pensionirt, andere in andern Bergwerken untergebracht. Mehrere Gebäude geriethen in Verfall. Nur 20—30 Knappen aus Ridnaun und der Umgegend arbeiteten auf eigene Kosten, und beuteten die weiten Berghalden aus, die eine frühere Zeit nur sehr oberflächlich benützt hatte. An die Oeffnung neuer Stollen konnten sie aus Mangel an Geld nicht gehen. Sie lieferten ihren Erzgewinn um bestimmten Preis nach Schwatz. Erst in neuerer Zeit nahm sich die Regierung wieder dieses Baues an. Die Hauptausbeute ist Blei-

erz, das man zur Beschickung der Silbererze braucht, und zum Theil auch Silber- und Kupfererze. Ein dem Schneeberge eigenes Fossil war das sogenannte Bergholz.

Die steilen Felskuppen über den Bergwerksgebäuden führten öfter Lawinengefahr herbei. So entfernten sich einst im Jänner die Knappen Valentin Waldner und Leonhard Mair von der Knappenkaune, um nach Riednaun zurückzukehren. Die abrollenden Lawinen bedeckten sie beide. Waldner, den sie nur gestreift hatten, wand sich glücklich aus den Schneemassen heraus, aber seinen Genossen konnte er nicht finden. Auf seinen Ruf erschienen 13 Knappen mit Werkzeugen, und suchten nach dem verlornen Mair, aber ohne ihren Zweck zu erreichen. Am folgenden Tage erneuerten 39 Knappen die Arbeit, und suchten von 7 Uhr früh bis 11 Uhr Mittags. Da kam die Lawine wieder und begrub alle. Zwei wanden sich los, 7 wurden lebendig herausgegraben, 29 mit dem vorgenannten Mair gingen zu Grunde, und wurden im Freithofe zu Moos beigesetzt. Im Jahre 1695 flog die Lawine so plötzlich daher, daß sie eine Kaune mit 70 Knappen mitsammt den Gebäuden ganz zerquetschte. Es fehlte daher an Schaufeln, um den Schnee wegzuschaffen. Doch gingen dabei nur 19 zu Grunde, und wurden ebenfalls in Moos begraben. Der Schneeberg als Oertlichkeit hat an günstigen Stellen herrliche Aussicht bis tief nach dem Süden von Tirol und ins östlich gelegene Pusterthal. Ein See, den man hier findet, nährt Salblinge, aber sehr wenige, wird jedoch manches Jahr kaum vom Eise frei. Er gehört der Landesregierung.

Verfolgt man von Rabenstein den Weg nordwärts gegen den Tümbls, so erreicht man in einer starken Stunde Schönnau, die hintersten Höfe des Thales am Fuße des Tümbls auf lieblichen Gehängen, da wo der Seealpenbach sich in die Passer ergießt. Der letztere kommt aus Seba, einem drei Stunden langen Nebenthale, das sich bis an den hohen Fürst ausstreckt. An dessen Eingang liegt das Gehöfte Glanegg. Gegen das Oetzthal erhebt sich an seiner nördlichen Gebirgs-

kante der Wurmkogel von 9000 Fuß Meereshöhe, als Vermittelung zwischen dem hohen Fürst und dem Tümbls. Denselben gegenüber erblicken wir die weiße Wand mit einem Loche, durch welches nach der Sage der Teufel mit einem meineidigen Sünder durchfuhr. Die schönsten und reichsten Alpen von Passeier füllen Seba ganz aus mit Bergmähdern, die sich über die Tümblser-Anhöhen bis an die Gränze von Stubai hinüberziehen. Auch findet man daselbst 2 kleine Seen mit Pfrillen, winzigen Fischlein, einst dem Michael Hofer gehörig. Man baute auch an einer Stelle gegen die Oetzthalergränze auf Kupfer. Das Bergwerk hieß am Karlen. Es bestand noch 1720, wo Winnebacher die Stollen einsegnete, wohl etwa in Verbindung mit den Bauten auf dem Schneeberge. Man spricht auch viel von einer Wand, worin sich ein großer Krystall befinden soll. Gewiß ist, daß man in Seba viele Krystalle von vorzüglicher Güte und Schönheit fand. Die Alpen von Seba und Tümbls sind Gerichtsalpen, in welche um bestimmten Lohn Vieh aufgenommen wird. Man zahlt für ein Stück Galtvieh 18 Kreuzer. Der höchste Alpenlohn für ein Stück steigt auf 1—2 Gulden. Nicht bloß von Passeier, sondern auch vom Lande an der Etsch kommt viel Vieh in diese Alpen. Auf denselben findet sich auch die bekannte Viehkrankheit, Rausch genannt. Herr Neeb, gewesener Förster in Passeier, hat nach beachtenswerthen Gründen die Ursache derselben ausgemittelt. Sie rührt vom Bisse einer giftigen Schlange her, die einer Blindschleiche ähnlich sieht, anderthalb Schuh lang, rothbraun, fingerdick, mit einem stumpfen Schweife. Sie ist sehr schnell, wohnt im Gerölle, und setzt über junge Zwergholzbüsche leichtflüssig hinweg. Sie beißt jedoch nur, wenn sie in Zorn versetzt wird, und das zur Nachtszeit liegende Vieh, das sie reizt durch Druck oder Stoß. Daß der Erzherzog Johann mit den Generälen Hiller und Chasteler in den Seeberalpen gewesen, und sich 1804 2 Tage daselbst aufgehalten habe, erzählen die Passeirer noch mit sichtbarem Wohlgefallen. Das Tümbl-

serjoch ist von Schönnau bis Zwiselstein im Oetzthale vier bis fünf Stunden lang oft im Sommer von Windstürmen und Kälte heimgesucht, und leicht tödtlich im Winter ohne Vorsicht von Seiten der Bergsteiger. Noch in neuerer Zeit erfroren daselbst 100 neugeschorne Schafe mit ihrem Führer. Im Jahre 1807 überstieg es König Ludwig von Baiern, damahls Kronprinz. Seltene Moosarten unterhalten dort den Botaniker sehr.

III. Volk und Volkswesen.

Die Passeirer sind vorherrschend deutschen Blutes. Das erkennt man schon beim Anblick dieser herrlichen Gestalten. Die Männer sind fast durchweg schlank aufgeschossene Muster plastischer Schönheit, mit einer Leichtigkeit der Form und Bewegung, die unwillkürlich an den Eindruck erinnert, den man beim Anblicke schlanker Säulen in einer gothischen Kirche empfindet, und in dieser Beziehung von den Männern des Burggrafenamtes wesentlich verschieden, die mehr ins Gestockte, Runde auslaufen, und daher etwas Gedrücktes haben. Ihr Gesicht ist länglich, ihre Augen blau, seltener braun, ihre Locken blond und kraus, fein wie Seide. Die Schultern gehen weniger breit aus, als es für einen stämmigen gesunden Wuchs erforderlich scheint, so gut es für eine schmiegsame Darstellung seyn mag. Ihre Züge sind durchaus edel, bei Knaben so zart und fein, daß man versucht wird zu glauben, sie seyen nicht in der kräftigen Bergluft, sondern hinter Glasfenstern im Treibhause gewachsen. Die Farbe ist röthlich blaß, selbst bei alten Leuten noch frisch angehaucht, wie bei einem Apfel gerad vom Baume. Besonders lobt man die Schönheit der Nase im Ebenmaße zu den übrigen Theilen des Gesichtes. Die angestrengteste Arbeit, selbst das hohe Alter ist selten im Stande, den Adel dieser Gesichtszüge zu verwischen. Die Verwitterungen der Gestalt, wie man sie im eigentlichen Etschlande antrifft, und die oft sehr frühzeitig

eintreffen, sind in Passeier fast unbekannt. Nirgends sah ich anderwärts in Tirol so schöne hochbejahrte Männer wie in Passeier. Nur das unmäßige Branntweintrinken halten sie nicht aus. Geist, Leben und Fülle schwinden in ein blaßgelbes zitterndes Bild des Jammers zusammen. Zum Glück ist dieses Laster trotz aller Nähe des wohlfeilsten Branntweins im eigentlichen Thale noch selten. Die leichte, geschmeidige Form macht die Passeirer zu den rüstigsten Fußgängern, sie gehen unglaublich schnell. Ihre halben Stunden wollen für den Städter kein Ende nehmen. Ich fand viele 70jährige Männer, die in dritthalb Stunden von St. Martin nach Meran, in drei Stunden wieder herein gingen, und das Alles in einem halben Tage. Wäre das Menschenwettrennen wie in Wien zu gewissen Zeiten im Brauche, so würden die Passeirer sich darin gewiß vorzüglich auszeichnen. Vielleicht liegt schon hierin der Grund, daß so viel Wanderlust im Volke gährt. Selbst wenn sie um Lohn gehen, schlagen sie es nicht hoch an, alles andere verkaufen sie theuerer. Die National-Kleidung hebt ihre Gestalt vortheilhaft heraus. Sie tragen eine kurze braunwollene Jacke, die vorn schmale hochrothe Aufschläge hat, und bis an die Lenden herabreicht, einen rothen Leibfleck, darüber einen schwarzledernen Gurt, an dem ihr Name und oft auch andere schöne Sprüche weiß eingestickt sind, eine Hose von Kalb- oder Schaf-Leder; die Knie bloß, weiße Riegelstrümpfe mit zierlichen Zwickeln, durch farbige Bänder über der Wade befestigt, weitausgeschnittene Schuhe, ebenfalls mit rothen oder blauen Schnüren. Um den Hals schlagen sie einen schwarzen Flor oder ein buntfarbiges Tuch, über welches der weiße Hemdekragen herabgestülpt ist. Ihr Hut ist gewöhnlich schwarz, breitkrämpig, schwunghaft, größtentheils mit Federn und Sammtbändern geschmückt. Für schwarze und braune Hutfedern haben besonders die jungen Bursche eine große Leidenschaft. Deßhalb werden oft die Enten und Gänse des Pfarrers, wo sich die schönste Auswahl solches Federtrutzes findet, widerrechtlich gerupft, so scheu sie

sonst vor dem fremden Gute sind. Doch geschieht es gewöhnlich nur im Falle, wenn sich die Häuserin zur gütlichen Mittheilung dieses höchst nothwendigen Hutschmuckes nicht verstehen will. Bei festlichen Gelegenheiten ziehen sie auch mit grünen Jacken auf und mit gelbgrünen Hüten, an denen ein breites Bänderwesen flattert.

Das weibliche Geschlecht ist dem männlichen an Schönheit der Formen und Zartheit der Züge noch überlegen. Die Mädchen von 15—30 Jahren sind in der Regel bildschön, besonders von zartester, blendendweißer Hautfarbe mit den feinsten blonden Locken, unter denen die blauen Augen groß und lebhaft hervorleuchten. Blonde Haare und blaue Augen trifft man bei ihnen überhaupt regelmäßiger und entschiedener an, als bei den Männern. Oft ist ihr Haarwuchs so üppig, daß er gelöst bis zu den Füßen herabwallt. Rothe Haare sind auch hie und da bei den Frauen zu finden, aber selten bei ganz schönen Gesichtern. Im Ganzen sind jedoch die Weiber kürzer als die Männer, oft auch weniger schlank. Ihr Gesicht ist mehr rund, ihr Gang schwerfällig, eine Folge des Tragens ungeheurer Lasten von Jugend auf. Man bemerkt auch, daß die weibliche Gestalt je höher ins Gebirge hinauf desto schlanker und länger wird. Ihre ältere Tracht war bildsamer als die heutzutage. Sie trugen weiße Schürzen, ein weißes Koller um den Hals, mit kurzen Jacken von grüner Farbe, den Kopf entweder bloß, oder leichte Hüte auf demselben, die mit den jetzigen Zillerthaler Hütchen einige Aehnlichkeit hatten. Man sieht sie noch in ältern Gemählden von Auer, Haller und Andern. Diese Festtracht ist fast ganz verschwunden. Der löbliche Versuch des Dechant Stuefer, sie wieder einzuführen, scheint ohne durchgreifende Wirkung gewesen zu seyn. Das Volk hatte keinen Sinn dafür. Die jetzige Frauentracht ist durchweg entstellend. Blaue Zottelmützen auf dem Kopf, buntfarbige Tücher um den Hals, einen Wulst schwarzen Flores darüber, steiffaltige Kittel von schwarzem Trillich-, und blaugedruckte Schürzen, selten roth-

wollene Strümpfe wie um Meran. Daher hat man wohl ein walzenartiges Stück von einem Wesen, aber kein Weib. Sonderbar ist diese Tracht viel theurer als die frühere leichte, welche auf den Ursprung des Hauptvolksstamms aus deutschen Gegenden zurückführt. Was der Passeirer am Leibe trägt, erzielt er gewöhnlich in seiner Wirthschaft, vielleicht die Zotelmützen von Baumwolle, und die bunten Baumwolltücher allein ausgenommen. In neuerer Zeit haben jedoch hausirende Grödnerinnen großen Eingang im Thale gefunden, und bringen ihre leichten Waaren auf jede Weise an, die nur einiger Maßen Gewinn verspricht. Ueberredung, Zuwarten auf die Bezahlung, oft Abnahme von Naturerzeugnissen macht diesen Hausirhandel verderblich für jede Wirthschaft, nichts zu sagen, daß die Unhältigkeit solcher Stoffe bekannt ist.

Im Ganzen ist das Volk sehr arm, und zwar auf eine Weise, von der sich ein ständiger Stadtbewohner kaum einen Begriff machen kann. Ihre Hemden theilen sie in Sonntags- und Werktagshemden ein. Das erstere tragen sie nur an Sonntagen, um es zu schonen, und das öftere Waschen zu ersparen. Es hat gewöhnlich einen weißen Kragen von Harbetuch, oder Leinwand aus gehächeltem Flachse, oft auch solcherlei Aermel. Das Hemd selbst aber ist aus dem gröbsten Rupfetuch gemacht, aus dem Werge nämlich, das beim Hächeln abfällt. Wer ein ganzes Hemde aus guter Leinwand besitzt, ist schon reich. Da diese Sonntagshemden nur selten gewaschen werden, so sehen sie nur in Häusern reinlich aus, wo ein Sinn für Reinlichkeit ist. Und die letztere findet man leider in Passeier seltener, als der sonst so rüstige und emsige Volksstamm erwarten ließe. Das Werktagshemde ist aus dem gröbsten Werge verfertigt, und deßwegen fast steif. Der Schmutz legt sich durch unmäßig langen Gebrauch so tief hienein, daß er ganz schwarz aussieht, und bei der äußerst mangelhaften Art zu waschen im größtentheils kalten Wasser auch nie mehr rein wird. Aus solchem Unrath stechen besonders die Gesichter der Kinder voll frischen Lebens her-

aus, wie Hyazinthen aus einem Mistbeete. Es ist häufig, daß man zur Nachtszeit ohne Hemde schläft, um es mehr zu schonen, wozu die ganz eigene Steifheit des Grobstoffes einladend genug ist. Es gibt viele hundert Menschen im Thale, die nur 2 Hemden haben, und wenn sich darunter ein Sonntagshemde befindet, so ist das schon ein Zeichen von einiger Behaglichkeit des häuslichen Besitzers. Und von denen, welche nur eins aus grobem Zeuge haben, bleibt doch noch eine schöne Zahl übrig, ohne eben ganz arm zu seyn. Wenn es ins Wasser wandern muß, so tragen sie indessen keines. Vier Hemden im Besitze eines einzigen Menschen gelten schon als Reichthum. In gleichem Verhältnisse stehen sie auch mit ihren übrigen Kleidungsstücken. Wer am Sonntage wechseln kann, dünkt sich gut ausgestattet. Nur ältere Leute, die sich einige Kleidungsstücke anverdient haben, wie sie es heißen, und Wohlhabendere, bedürfen eines Schrankes, um ihre Kleider aufzubewahren. Gewöhnlich hängt der Knecht oder die Magd alle Kleidungsstücke an einen Nagel an der hölzernen Wand der Kammer oder der Scheune, und ein Halstuch oder eine alte Schürze darüber. Und so ist an einem Nagel alles angebracht, und vor Staub gesichert. Als ich mir einmal von einer kundigen Weibsperson diese Kleidernoth näher beschreiben ließ, und meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken konnte, so sagte sie lachend: „Sie sind ein wunderlich studirter Mensch! Wissen sie noch nicht, daß die Passeirer eigentlich gar nichts haben?“ Und in der That kommt man fast auf ein solches Resultat, wenn man den Zustand der Passeirer mit den Zuständen anderwärts vergleicht. Sehr viele Leute haben nur ein Tuch, das brauchen sie an Werkstagen als Halstuch, an Sonntagen als Schnupftuch, und wenn es sich aufgelöst, so wird es mit den allerheterogensten Bestandtheilen geflickt, daß es am Ende dick wird wie ein guter Daumen.

Das Bett ist durchweg Stroh in einem Sacke von gröbster Leinwand, fest ausgestopft, jahrelang nicht aufgelockert,

nicht gewechselt, nicht gewaschen, daher gewöhnlich eben so schmutzig, als das Stroh in Staub aufgelöst. Darüber kommt ein schweres Deckbette mit blaugeblümtem Ueberzuge, ein langer Querpolster deßgleichen unter das Haupt, und das Bett ist vollendet. Leintücher sind schon schwunghafter, stets von gröbster Art, und für gemeine Leute im Fall der Krankheit oft geliehen, um das Auge des Priesters und anderer Besucher nicht zu beleidigen. Und doch gehört ein solches Bette schon zum Thalluxus. Die gewöhnlichen Lagerstätten sind in einem solchen Zustande, daß ein empfindliches Herz gern die Augen davon abwendet. Oft liegen alte Leute, besonders unverheirathete, in jahrlangem Ausdünsten ohne allen Wechsel des Bettgeräthes so, daß ein unerträglicher Gestank für nicht eingeweihte Nasen unvermeidlich ist. Die Ursache dieser Erscheinung liegt gewiß zum Theil in der großen Armuth des Volkes, aber nach meinem Bedünken noch mehr in gänzlichem Ungefühl der Passeirer für irgend eine Bequemlichkeit oder Reinhaltung dessen, was den Leib unmittelbar berührt. Sie sind ihres Schlafes gewiß. Wer in einer Kammer schlafen kann, ist sehr gut gebettet. Dieser Vorzug kommt aber nur dem Bauer und der Bäuerin, oder ihren Eltern zu gute. Das übrige Volk, oft Leute von 80—90 Jahren, schlafen unmittelbar unter dem Dache, an Stätten, wo Wind und Wetter eindringt, und unaufhörlich Luftzug ihre Leiber erfrischt. Mit besonderer Lust erzählen sie einander, wie sie im Winter durch Ritze und offene Lichtlücken eingeschneit worden sind, ohne es zu merken. Sie schütteln am Morgen die Schneedecke ab, und damit ist's gut. In geheitzten Stuben liegen in der Regel nur Kranke, die ein gefährliches Leiden haben. Das hat seinen Grund in der Kleinheit der heitzbaren Stuben, wovon in einem Hause gewöhnlich nur eine zu finden ist. Im Sommer schlafen Manche Monate lang auf dem Heu. Es gibt viele Menschen im Thale, die Jahre lang in kein Bett kommen, größtentheils Arme, die sich in Viehställen unter die Krippe legen, oder

in der Küche unter den Heerd. In abgelegenen Berghöfen ist es oft ein verletzender Anblick, das schönste Weibergesicht in Lumpen einhergehen zu sehen, die kaum die Blöße bedecken, selten vom Leibe kommen, und von lauter Flickwerk schwer werden, wie ein Leibharnisch.

Die nächsten Umgebungen der Häuser, selbst der Pfarrwohnungen bilden zuförderst ein reichlicher Misthaufe, zur Regenzeit mit der Blüthe betäubenden Duftes, der Schweinstall und Schweinegarten voll Koth und Zerwühlung, die Hennensteige und anderes erfreuliches Beiwesen. Mitten drinnen unter allen diesen Unrath grünt ein oder anderes Beete mit Salat, Petersilie, wilden Münzen, Majoran und Jungfernzucht. Von Blumen sieht man nur Nelken bisweilen in einem hölzernen Kübel an irgend einer Mauer oder einem Fenster des Hauses, von dem man nie weiß, wann er auf die Köpfe herabfällt. So weit ist es nach Kohls Reise durch Irland so ziemlich irisch. Ich mache hier diese Bemerkung geflissentlich, da ich bei der Durchlesung des genannten Buches eine unverkennbare Aehnlichkeit in vielen Zügen der Passeirer mit denen der irländischen Bauern wahrgenommen habe. Selbst die irischen runden Thürme fehlen nicht ganz, wie wir bereits an den Thürmen der Schildhöfe gesehen haben. Die Häuser selbst sind nur in der Thalsohle größtentheils zur Hälfte, sehr wenige aber über dem Erdgeschosse gemauert, auf dem höhern Gebirge ganz aus Holzstämmen zusammengefügt, und so unbequem als möglich eingerichtet. Die Wärmestube ist durchaus enge und mit so niedriger Decke, daß ein großer Mann mit seinem Kopfe den Oberboden streift, und am Querbaume in der Mitte sich an der Stirne blutrünstig stoßen kann, die Thüren sind so klein, daß man nur sehr gebückt eintreten muß, die Fenster oft nicht größer als den Kopf durchzustecken, was jedoch auch nicht ohne Gewaltthat geschehen kann, da die Scheiben in der Regel so eingesetzt sind, daß sie weder geöffnet noch geschlossen werden können. Da sich viele Leute in diesen ge-

sperrten Räumen zusammen drängen, so verschwindet selbst im Hochsommer selten ein eigener Mißgeruch von Schweiß und Dunst und Stubenluft, der jedem Fremden lästig ist. Die Wände sind in buntester Unordnung mit allerlei Hausrath behängt, Steigeisen, Stall-Laternen, Legendenbüchern, Kalendern und den schlechtesten Bildern von italienischen Hausirern. Ueber dem Tische sammelt sich der Kern alles Bilderwesens um ein hölzernes Kruzifix, das mit Aehren und Flitterstaat geschmückt ist. Insbesonders steckt dem Heiland zwischen den Beinen eine geflochtene Birkenruthe als pädagogisches Motiv für die Kinder im Hause. Auch die Wände, an denen das Bett steht, sind besonders bei andächtigen Frauen mit Bildern beklebt, die sie von Krämern gekauft, von Kapuzinern geschenkt bekommen, und in Meran zusammengebettelt. Die Freude daran ist selbst nur Bauern vom kindlichen Gemüthe möglich, so fern sind sie von Werth und Schönheit. Unter dem Ofen ist der Ort für die jungen Schweinchen, die der Passeirer mit irischer Zärtlichkeit liebt, weil sie ihm den Zins um Martini und Thomas zahlen helfen. Und es ist wenigstens seltsam genug, daß wenn der Priester einem Kranken die Sakramente reicht, und alle Hausbewohner still umherknieen, die Schweine allein ihr unehrerbiethiges Grunzen fortsetzen. In sehr kalten Wintern bringt man auch oft neugeworfene Kälber in die Stube, und tränkt sie mit Milch, um sie zu stärken. Und da gibt es für die erregbare Passeirerphantasie der drolligen Geschichten genug, die aus solchem Verkehre der Menschen mit der Thierheit nothwendig hervorgehen müssen. Sie selbst verarbeiten sie wieder, um darüber herzlich lachen zu können. So lag ein Bauer einst auf der hölzernen Ofenbrücke, und träumte, er habe gekälbert, was ihm schon im Traume keine kleine Qual war. Als er nun erwachte, und ein Kalb neben dem Ofen erblickte, das die Magd indessen aus dem Stall in die Stube gebracht, kann man sich seine Verwirrung denken. Die eintretende Magd steigerte durch ihr Lachen sein

Mißgefühl auf den höchsten Grad, und es brauchte längere Zeit, bis sich der Schlaftrunkene in die sorglose Wirklichkeit emporgearbeitet hatte. Dieser Sage, welche die Passeirer mit so viel Lust erzählen, liegt eine wirkliche Wahrheit zu Grunde, und wenn man unsere Schrift gütig zu Ende gelesen, wird man es leicht nicht nur für möglich, sondern sogar für belehrend halten. Die Stiegen von Holz, welche in die Kammer und Unterdachräume führen, sind zum Halsbrechen, ausgetreten und ringsum so eingeengt, daß man den Kopf sehr in Acht nehmen muß. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt, auf dem große Steine lasten, damit sie der Wind nicht hinwegführt. Für feine Nasen sind nur sehr wenige Berghäuser erträglich eingerichtet.

Wie kann es aber auch anders seyn? Die meisten Leute leben bloß von ihrer harten Handarbeit, denn außer dieser gehört nichts ihnen. Im Gegentheile lasten oft weit mehr Schulden darauf als das Gütchen werth ist, und doch ist die Zufriedenheit des Volkes wahrhaft bewunderungswürdig. Ein Brautpaar, das sich auf einer Grütze im Kalmthale anheirathete, erzählte mir mit vielem Behagen, daß ihr Hauswesen ohne allen Zweifel gut gehen müsse, da sie ein hübsches erspart und darauf gebracht hätten. Auf meine Frage um die Summe dieses Ersparnisses erhielt ich vom Manne die Antwort: „Ich habe 28, mein Weib 21 Gulden baar ins Haus gebracht.“ Die Möglichkeit, daß eine solche Thatsache nicht ironisch sey, findet sich im Thale allenthalben. Vielleicht gibt es kaum 3 oder 4 Besitzer, deren Vermögen auf 12,000 Gulden und darüber steigt. Solche gelten als sehr reich. Und doch sind die Passeirer wo möglich pünktliche Zahler. Jedes Fleckchen Erde wird daher gern mit Kapitalien wohlhabender Landherren in Beschlag genommen. Gantfälle treten selten ein. Die Arbeit ist sicher, Unglücke zerstören nur, wo etwas zu zerstören ist. Viehseuche könnte allein verderblich werden, aber die ist zum Glück fast unerhört auf diesen Einzelhöfen des weitgedehnten Gebirges. Der

Fall ist bei frommen Leuten von solchen Umständen nicht selten, daß sie doch noch oft meinen, es gehe ihnen zu gut, ihre eitle irdische Lust finde zu viel Befriedigung in den Gütern dieser Erde. So weit sie als Händler hin und her wandern, haben sie doch das Eigene, daß ihnen kein neues Bedürfniß anfliegt, daß sie mit den einfältigsten Augen von der Welt an den Reichthümern dieser Erde vorüberziehen. Lechthal hat schon durch die Wanderung seiner Bewohner einen bedeutenden Luxus im Thale, Gröden ist bescheiden wohlhäbig, Zillerthal äußert ein emsiges Haschen nach Comfort, nur der Passeirer bringt nicht einmahl das Gefühl und Verständniß dieser Dinge aus der großen Welt zurück. Er bleibt daher, wie sich ein alter Seelsorger ausgedrückt, in solchen Dingen sein ganzes Leben ein Kind. Nicht einmahl die Wirthe machen von dieser Regel eine Ausnahme, vielleicht einer oder der andere ausgenommen in den Hauptorten des Thales.

Ein eigenthümlicher Anblick ist eine Schulstnbe voll Kinder in ärmeren Gegenden. Den meisten fehlt das allernöthigste Gewand. Sie kommen bei Eis oder Schnee in die Schule, sehr fleißig, aber barfuß, nichts am Leib als ein Hemd und geringe Zuthat von Kittel oder Hosen, sehr verbrauchter Art, oft in den Joppen der Erwachsenen, die auf den Bänken steif ansitzen, und sich so hoch emporschieben, daß die Kinder darin versinken, oder ganz lächerlich herauslugen, wie Grillen aus ihren Löchern. Und doch müssen Manche oft eine Stunde zur Schule laufen. Es ist aber so viel Gutmüthigkeit in ihnen, ein so frischer Geist von Lust und Lebensgefühl, daß sie, kaum aufgethaut am warmen Ofen, für den sie die Scheiter selbst täglich mitbringen, alles Mühsal des Lebens vergessen. Vielen sieht man die Noth des Hauses an, besonders in Mißjahren, oder die Farbe der täglichen Erdäpfelkost, die ihren feinen Zügen einen eigenen Schmutz aufdrückt. Und dessen ungeachtet glüht in ihnen die rührendste Liebe zu ihren schönen Bergen, der einzige Reichthum, der ganz ihnen gehört. Ein eifriger Pfarrherr wollte die Schulen des Thales

in Flor bringen, und gab seinem Kaplan alle Zeit einen Sack voll Brot mit, unter die Kinder zu vertheilen; das war das beste Motiv, den Katechismus interessant zu machen. Ich meinerseits habe auch hierin die Genügsamkeit, das zufriedene, bereitwillige Wesen der Kinder in Passeier stets bewundert. Fleisch ißt man in Passeier nur zu heiligen Zeiten, also kaum drei- oder viermahl des Jahres. Sie müssen alles verkaufen, um ihre nothwendigen Jahresauslagen zu bestreiten. Sie leben zum größten Theil von Erdäpfeln, Rübenkraut, Milch und Mehlklösen aus Heidekorn. Die letztern würden den meisten Städtern ganz ungenießbar seyn, sogar die Suppe wird davon blau und schwarz. Brot findet man in ärmeren Häusern nur bis zur Saatzeit. Was bei außerordentlichen Zeiten gebraucht wird, das kauft man im Brotladen. Diese Kost gehört zu den besten, die man nur in ordentlichen Bauernhäusern haben kann. Ganz Arme leben von schwarzen Mehlsuppen, dreimahl des Tages, und können sie noch einige Erdäpfel einbrocken, so ist es für sie ein Leckerbissen.

Die außerordentlich steilen Berge sind für alte und schwache Leute nicht mehr recht gangbar. Sie ziehen sich daher in die Dörfer St. Martin und St. Leonhard hinab, um der Kirche nahe zu seyn. Näherinnen, arbeitsscheue Mädchen, ausgediente Landstreicherinnen siedeln sich ebenfalls daselbst an, Handwerker mit schlechtem Verdienst in bäurischen Verhältnissen schwellen die Bevölkerung. Da tritt die Armuth in ihrer schmerzlichsten Blüthe zu Tage, weil oft selbst verschuldet, jedenfalls zu groß, als daß Wohlthätigkeit alle Bedürfnisse befriedigen könnte. Jüngere Weibspersonen werden daher leicht krankhaft, und Zustände treten ein, die an die Erscheinungen des Somnambulismus gränzen, und alle damit verwandten, oft unwillkührlichen Selbstbetrüge. Eine Schlafstätte für solche Leute, in einem Loch von Kammer, kostet das Jahr hindurch von 2 bis 5 Gulden. Der Mittelpreis von 3 Gulden ist das Gewöhnliche. Dabei genießen diese Eingehäusten auch noch die Wohlthat des einzigen

Wärmeofens bei Tage, den sie aber mitheitzen müssen. Für die Verwickelungen, die in solchen Häusern fast unvermeidlich sind, gehört auch die Natur der Passeirer, um sie nicht in tausend eckelhafte Zerwürfnisse und täglichen Hader ausarten zu lassen.

Trotz dem ist den Passeirern nie so übel, daß sie ihre gute Laune ganz verlieren. Sie lachen sogar über sich selbst in Ermangelung eines andern Lachstoffes. So erzählen sie den Fremden mit Selbstzufriedenheit, Gott habe beim Beginne der Welt in Passeier Lerchenbäume erschaffen wollen, aber der Willensakt mißlang, und aus den Lerchbäumen wurden lauter Menschen. Daher komme ihr ungeschlachtes Gepräge, das bisweilen Gott und den Menschen mißfällig sey. Und in der That klingt oft ihre Derbheit rauh genug. Ein Nachbar sagte im Zanke zum andern: „Du bist auf der Stallthür geboren worden. Wärst du einwärts gefallen, so hätten wir doch einen Stier. So fielst du aber unglücklicher Weise auswärts, und rennst beständig als Ochse in Menschengestalt umher.“ Von einem Prediger, der ihnen nicht gefällt, sagen sie: „Der kann sich sein Predigerloch zuleimen lassen.“ Wenn die stürmende Passer die Wasserbauten vor dem Sandwirthshause mit leichter Mühe hinwegreißt, so bemerken sie lächelnd: „Der Bach hat davon kaum zur Formeß (Frühstück) genug gehabt, man muß ihm schon einmahl einen Inschenir einbrocken.“ Diese gute oder derbe Laune kommt ihnen im Unglücke trefflich zu Statten. Ein Mann hatte eine Mühle am Kalmbache auf einem Hügel stehen. Es regnete in furchtbaren Güssen. Der Bach schwoll, und leckte nach Art aller Wasser in Passeier unter den Hügel hinein. Die Mühle darauf kam in Gefahr. Der Besitzer derselben stand, nachdem alle Hilfe vergeblich war, dahinter, und sprach lachend zu sich selber: „Ich will doch sehen, wie lang diese Teufelsmühle noch auf den Stützen (Füßen) steht.“ Die Wellen brausten mächtiger heran, die Mühle wankte, zitterte und stürzte endlich hinunter. „Hat's dich endlich hinabgelöffelt, du

Lausstall!“ rief der Mann, und ging heiter von dannen. Ein anderer, dem der Bach die Wiese ganz hinwegriß, bemerkte einem Geistlichen, der ihm bewies, daß Gott alles gut gemacht, mit Kopfschütteln: „Daran ist nicht zu zweifeln, aber lieber wäre mir's doch gewesen, wenn der Bach nicht gekommen wäre.“

Manchmahl schlägt dieser Frohsinn, welchen das rings brüchige Thal, und die tausend Gefahren der Wildbäche und Lawinen großziehen, in's entgegengesetzte Extrem über. Ein Trübsinn ganz eigener Art tritt zu Tage, zwar gutmüthig, aber unheimlich. So starb vor einigen Jahren ein lediger Mann, der Feldbauer Jos genannt, und größtentheils mit Viehhüten beschäftigt. Er las viel, redete wenig, allzeit ernst und in sich gekehrt. Man sah ihn sein Lebenlang nie lachen. Seine Freude war das Läuten im Kirchenthurm. Dabei zählte er die Züge, und merkte sie so genau, daß er nach Jahren erzählen konnte, wie viel er deren an diesen oder jenen Festtagen gemacht, den Kalender wußte er auswendig, und wurde eigentlich beredt, wenn er über die Ordnung desselben zu sprechen kam. Aber mitten aus dem finstern Ernste blitzte der leichte Passeirersinn heraus, der seine Gutmüthigkeit nie verläugnet. Ein anderer Junggesell hatte seine Jugend in Mataz zugebracht, und sich in die sonnigen Berghöhen ganz eingelebt. Als daher später seine Leute in's Dorf St. Martin herabzogen, konnte er sich mit diesem niedrig gelegenen Wohnorte nicht befremden. Er arbeitete zwar des Tages daselbst auf den Feldern, aber wenn die Nacht hereinbrach, stieg er jedesmahl wieder den steilen Berg hinauf, und schlief droben auf einer Tenne. „Ich muß reinen Mondschein haben,“ sagte er, „und Lerchenduft, und frische Brünnlein, sonst kann ich nicht schlafen.“ Er ward jedesmahl roth vor Zorn, wenn die Rede auf die Zuchtlosigkeit des Dorfes fiel, wo man die Hunde lärmen und die Glocken in den ruhigen Schlaf hineinläuten lasse, und wo man nie wisse, wie viel Uhr es sey, da man die eigentlichen Wandelsterne mit un-

trüglicher Zeitangabe nicht sehen könne. So lebte er bis in die 70 Jahre hinein, und erkrankte zur Nachtszeit in Mataz mit sichtbarer Zufriedenheit. Der Gedanke, daß er sich zur Begräbniß hinabtragen lassen müsse, war ihm nicht ganz genehm. Nur das geweihte Erdreich machte es ihm annehmbar. Ein Anderer stieg zur Nachtszeit auf die höchsten Fichtenbäume und wollte von den Gipfeln derselben allerlei seltsame Himmelsgeheimnisse vernehmen. Wunderbar klinge es von den Sternen herab, erzählte er oft. Solcher Fälle, die an Monomanie gränzen, gibt es viele, und man kann die Konsequenz, mit welcher derlei Zustände des ganzen Lebens, bei den anerkannt gutmüthigen Leuten festgehalten werden, nicht unberücksichtigt lassen, wenn man vom Volke in Passeier einen richtigen Begriff haben will. Nur selten, und fast nur beim weiblichen Geschlecht schlägt diese Einseitigkeit aus dem ergötzlichen Humor in Eigensinn über, mit dem wenig oder nichts anzufangen ist. Sie werden in diesem Zustande Doppelwesen, äußerlich oft beweglich und beredt, innerlich stereotyp. Trotz aller Belehrung, Warnung, selbst Strenge kehrt stets der alte Typus thörichter Gedanken und Empfindungen wieder. Man kann diesen Zustand mildern mit Güte und Nachsicht. Gewaltthätiges Einschreiten treibt sie auf Abwege, alle Rücksicht für's Leben geht verloren, eine unnatürliche Zügellosigkeit bemächtigt sich derselben. Sie werden thalflüchtig, und streifen an der Etsch auf und nieder, kommen aber jedesmahl wieder heim, und bleiben so lange, als man sie ruhig gewähren läßt. So fließen in Passeier stets die äußersten Gegensätze unglaublich schnell zusammen, und wer mit dem Volke zu thun hat, kann diesen Umstand nicht genug zu Herzen nehmen, wenn er aufbauen und nicht zerstören will.

Die Passeirer sind keineswegs unverständig, noch weniger dumm, aber ihr Verstand steht nicht im Vordergrunde, er tritt nicht vorherrschend auf, es ist als läge er schlummernd in der tiefsten Höhle des innern Menschen. Sie sind ganz Gemüth, besonders die Frauen, mit dem bildsamsten, weich-

sten Herzen von der Welt, thränenfeucht, lodernd in Schmerz und Lust. Stets kehren sie die gutmüthige Seite heraus; wer sie menschlich nimmt, wird sich an ihnen nicht leicht betrügen. Und die Männer sind weicher, frauenhafter als anderwärts, ganz im Widerspruche mit der Derbheit ihrer äußeren Darstellung. Also beide Geschlechter geistig ganz das, was das weiche, zarte Gewebe ihres Leibes erwarten läßt, und daraus fließen ihre Fehler und Tugenden. Sie arbeiten rasch und ungestüm, aber auf kurze Zeit. Alles Beständige und Ununterbrochene ist ihnen schrecklich. Daher findet man im Ganzen viel Arbeitsscheu, und Vorliebe zu Geschäften, die größere Abwechslung, besonders Gänge ins Weite erfordern. Eine auffallende Schwäche, die oft in Kränklichkeit ausartet, tritt überall zu Tage, ganz gegen den Anschein ihres kräftigen Gliederbaues. Nach dem Urtheile verständiger Aerzte rührt dieselbe vorzüglich von einem Ausschlage her, den sie in Folge ihres Schmutzes bekommen. Pfuscher treiben denselben mit Salben in das tiefere Leben zurück, und davon schreibt sich oft bei den blühendsten Gesichtern die Anlage zur Schwäche. Ein reger Wandertrieb, die Frucht einer träumerischen Fantasie, ist im Kleinsten wie im Größten lebendig. Man ist versucht zu glauben, ihr Viehhandel und andere Erwerbsgeschäfte geben dazu Anlaß. Bei näherer Betrachtung findet man aber diese Handellust selbst nur als Folge aus dem tiefliegenden Wandertriebe entsprossen. Knaben verlassen frühzeitig, ohne auf die Einreden ihrer Eltern zu achten, das Thal, und wandern nach Baiern, als sogenannte einfältige Tiroler, dienen jetzt häufig den Künstlern in München zu Modellen für Studien nach dem Leben und abentheuern auf die mannigfaltigste Weise. Die Mädchen studiren oft Tag und Nacht auf Ausflüge an die Etsch oder anderwärts hin. Sie sind sehr verlegen, wenn man sie um den Grund solcher Ausflüge fragt. Es scheint, sie fühlen ihn, können ihn aber nicht durch Worte aussprechen. Diese Wanderlust äußert sich vorzüglich nach ganz verschiedenen Seiten hin. Einige be-

wegen sich im religiösen Element, sie pilgern ihrem rastlosen Herzen zu lieb zu Heiligthümern, zu Geistesmännern und auswärtigen Andachten, im Hunger und Durst, mit bloßen Füßen, die Schuhe in der Hand, um sie zu sparen, und bringen kein gestilltes Herz, sondern unendliche Sehnsucht nach Hause, den Ausflug sobald als möglich zu wiederhohlen. Dienstleute dingen sich diese Gänge eigens aus, und es gibt Fälle, wo Mägde deßhalb auf die Hälfte Lohn verzichten. Wenigstens wollen sie alle Tage in die Kirche gehen, und dafür lassen sie ebenfalls gerne einen Theil ihres Lohnes zurück.

Alle Wallfahrten werden in Tirol mehr oder minder von Passeirern besucht, besonders aber Trens, Weißenstein, Agums und Lana. Nach Trens treibt sie ein eigenes Bedürfniß. Die Schwäche, von der wir eben gesprochen, und anstrengende Arbeit verursacht oft Fehlgeburten. Todtgeborne Kinder nehmen sie heimlich mit sich fort nach Trens, und legen sie an den Stufen des verehrten Marienbildes nieder. Nun erzählt der mythologische oder historische Geist, wir lassen das anderen zur Entscheidung, wie folgt: „Kaum liegt das Kindlein eine Weile auf dem Boden unter heißem Gebethe der Wallfahrter, so dreht es die Augen um, es wird lebendig, und läßt auch oft leises Weinen hören. Man eilt es zu taufen mit Weihwasser, und sogleich erlöscht das Leben wieder, und der eigentliche Tod tritt unwiderruflich ein.“ Ich habe mich über diese Sagen in Trens selbst erkundigt, und alles bestätigt gefunden, die Thatsache der Wiederbelebung allein ausgenommen, die mit großer Heimlichkeit nur vor den Augen der Betheiligten sich ereignen soll. Am allerliebsten wandern sie aber nach Einsiedeln in die Schweiz, oft unter unsäglichen Mühsalen zur heißesten Sommerszeit. Aeltere Personen werden davon so sehr angegriffen, daß sie auf dem Wege erkranken und starben. Ich sah einen solchen Fall in Burgeis. Ein Mann von 70 Jahren kam von Einsiedeln zurück bis in das genannte Dorf. Er hatte seit drei Tagen

nichts Warmes mehr gegessen. Eine scharfe Kolik machte seinem Leben ein Ende. Aber er starb in der begeistertsten Stimmung, so voll war er von Einsiedeln. Manche widmen sich ausschließlich den Wallfahrten, und leben davon, indem sie sich von andern, die daran gehindert sind, zahlen lassen. Am merkwürdigsten erscheint in dieser Hinsicht Maria Reinstadler von Gerlos, ein noch ziemlich junges Mädchen. Sie ließ ihr Geld im Thale zurück als ihrer unwürdig, und zog von einem Wallfahrtsorte zum andern, langsam, in sich gekehrt, und wie sie sagte, den Himmel im Herzen. Sie blieb oft viele Wochen auf Weißenstein, genoß wenig, schlief noch weniger, und stets auf dem Heu oder im Stalle. Sie war von wenig Worten, nur von Maria redete sie mit Entzücken. Daselbst starb sie auch nach ihrem innigsten Wunsche 1752 unter dem Beistande ihres Beichtvaters, des Serviten Petrus Maria Insom, und schenkte der Mutter Gottes 100 Gulden zu Messen. Ein nie gestillter Drang, den rechten Beichtvater zu finden, der sie von aller Angst erledige, ist oft der Grund dieser Monomanie von Wallfahrtslust. Sie lassen sich in alle Bruderschaften einschreiben, die sie an Wallfahrtsorten finden, und so geschieht es denn, daß man bei manchen Leuten nach ihrem Tode gegen 24 Bruderschaftszetteln antrifft als Zeugnisse, daß die verstorbene Person in eben so vielen Bruderschaften eingeschrieben war. Man nimmt es in Passeier überhaupt kumulativ in religiösen Dingen. Je mehr Außenwerk, desto besser. Homoäpathische Kurart läßt man sich geistig weit weniger gefallen, als für die leibliche Gesundheit.

Wanderlustige anderer Art sind meist Leute, die einmahl irgend einen Handelsverkehr durch's Land getrieben haben, oder ihn wenigstens zum Vorwande ihres Umherstreifens nahmen, gewöhnlich Männer mittleren und höheren Alters. Sie reden und betteln sich von der einen Gemeinde zur andern, entfernen sich aber selten ganz aus dem Etschthale, und bleiben nie lange im Innthale. Sie finden überall Zuhörer für ihre mährchenhaften Erzählungen aus der Heimath, die sie

wegen ihrer beständigen Abwesenheit oft gar nicht kennen. Die Knechte und Mägde aus Passeier, welche in fremden Gemeinden dienen, und wozu im Thale ein unwiderstehlicher Trieb, besonders im weiblichen Geschlechte, gährt, stehen damit in Verbindung, und so wird ein solches Lotterleben, wie es im Thale heißt, möglich. Die Folgen, welche aus dieser Wanderlust des Volkes entspringen, fließen nicht am besten auf die Sittlichkeit ein. Die Mädchen kommen nicht selten in einem Zustande zurück, welcher den Armenvätern für die Heimgekehrte und ihr Angebinde sehr lästig wird. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß dieser Umstand das eigentliche Unglück Passeiers ist, und die Gemeinde mit Kosten für Ernährungsunfähige weit über das natürliche Verhältniß zum Besitze belastet.

Die Passeirer sind redselig, sprechen jeden Fremden neugierig an, und wo sie nichts erfragen können, rufen sie ihre eigene Phantasie zu Hülfe, und bringen die wunderlichsten Gerüchte in Umlauf. Wer diese Art Volkspoesie sammeln wollte, brächte am Ende eines Jahres die launigsten Geschichten zusammen. Geht ein Pfarrer plötzlich des Geschäftes wegen fort, das sie nicht kennen, so hat ihn der Kaiser eigens berufen, um sein Verdienst zu belohnen. Bekommt ein anderer viel Briefe, so steht er mit Grafen und Baronen, und namentlich mit den Ministern in Wien in Verbindung. Dieser Dichtungstrieb ist so tief im Volke gewurzelt, daß selbst die kleinsten Kinder sich demselben überlassen. Man traf unter den kleinen Mädchen einer Dorfschule die Fäden eines erdichteten Briefwechsels an, der merkwürdige Aufschlüsse darüber gab. Ein Mädchen spielte die Gräfin Trapp, deren Namen sie nur ein einziges Mal im Leben hatte aussprechen hören. Die anderen mußten sie als solche anerkennen, und ihre Dienstmägde vorstellen. Und so wurden die gräflichen Hausgeschäfte brieflich unter einander abgethan. Eine nähere Erforschung stellte die größte Dürftigkeit von Weltkenntniß zu Tage. Um so wuchernder waren die Blüthen fantastischer

Träume aus dem Verhältniß emporgeschossen. Wandert ein Geistlicher durchs Gebirge, so hangt zum Theile seine Popularität davon ab, daß er jeden Begegnenden wenigstens das Wohin und wo möglich auch das Warum seiner Reise erklärt. Und thut er das nicht, so können ihn die besten Eigenschaften nur im glücklichsten Falle in der Achtung des Volkes halten. „Er gibt keine rechten Antworten, er macht mit den Leuten nichts,“ sind Urtheile, die stets nachtheilige Folgen für den haben, dem sie gelten. Daher sind sie den Fremden zugänglicher als anderen, weil ihnen diese willfährig redestehen, und sie freilich nebenbei auch ausbeuten. Selbst die kleinsten Knäblein von 4 bis 5 Jahren, die von den Häusern auf ihren Füßen herumkrabbeln, stehen auf, und fragen den vorbeigehenden Pfarrer: „Wo kommst du her?“ Und als der Gefragte einst antwortete: „Von der Schule in Abel,“ fuhr der fünfjährige Bube weiter: „Was machen denn die Racker oben? Bringen sie die Fotz (den Mund) auf?“ Mit sichtlichem Behagen gab er sich zur Ruhe, als er dessen versichert ward. Ueberhaupt sind die Kinder außerordentlich schnell mit ihren Urtheilen fertig, wie man es in andern Thälern Tirols nicht findet. Fragt der Lehrer: „Warum darf man in der Kirche nicht schwatzen?“ schießt ein Knabe vom Berge empor wie ein Pfeil, und ruft: „Weils der Hannesle (Kaplan) verbothen hat.“ Und droht der Kaplan, irgend eine Nachlässigkeit zu bestrafen, so setzt sich der Bedrohte gleich zurecht, und droht entgegen: „Du woll, du!“ in einer Stellung, mit einer Miene, welche die liebenswürdigste zu allen Guten fähige Naturkraft herausstellt, wenn man sie hervorzulocken weiß. Wir führen dieses bloß an als Beweis, daß schon von Natur aus die Rede in Passeier nicht lange abgewogen, und auch darnach angeschlagen werden muß.

Mit dieser Neugierde und Redelust hält der Trieb zum Lachen gleichen Schritt. Die Gesichtsmuskeln scheinen von Natur aus für ein offiziöses Lachen eingerichtet zu seyn. Das letztere geht, namentlich beim weiblichen Geschlechte aller An-

gelegenheiten, selbst den ernsthaftesten voraus, besonders wenn sie sich den weltlichen und geistlichen Vorständen nahen. Es macht den Eindruck wie Hohn, und steht mit der zu verhandelnden Angelegenheit im grellen Widerspruche, die in der Regel nichts weniger als lächerlich ist. Es scheint, daß es das mechanische Ergebniß der Gesichtszüge sey, wenn sich das Herz zur Mittheilung regt. Bei schwächlichen Personen, die an nervöser Aufregung leiden, bricht es oft unwiderstehlich hervor, und verwirrt alle Geschäfte des Lebens. Selbst wenn es aus dem offiziösen ins wirkliche Lachen von Herzen übergeht, ist es noch gutmüthig und nicht zu mißdeuten. Sie wollen froh seyn, und andere froh machen. So kann es ihnen niemand übelnehmen, wenn ihnen das Städtische und Vornehme an Geistlichen und Weltlichen häufig lächerlich erscheint. So arm sie sind, geben sie doch gerne, oft den Bissen vom eigenen Munde weg, fast immer, was die meisten selbst sehr nothwendig brauchen könnten. Daher ist Passeier das gelobte Land der Bettler, die abzuweisen ihr Herz selbst dann nicht ertragen kann, wenn sie fühlen, daß es besser wäre. Aus diesem Grunde fällt es schwer auf die Länge ordentliche Armenanstalten zu begründen, und vollends unmöglich ist es, Bettler, die ins Thal einwandern, von ihrem Gewerbe abzuhalten. Ein populärer Mann kann ihnen den letzten Kreuzer Geld aus dem Sacke herauspredigen, wenn er versichert, es sey zum eigenen und fremden Seelenheile nothwendig oder nützlich. Deßhalb gehen bei Sammlungen, die ernstlich eingeleitet werden, oft Summen ein, die mit dem Vermögen des Thales in keinem Verhältnisse stehen, namentlich für Kirchenschmuck, Seelenmessen, amerikanische Missionen u. dgl. Es ist das eine merkwürdige Erscheinung bei der gänzlichen Abneigung einzelner Gemeinden für das Gesammtwohl des Thales sich in Ausgaben einzulassen. In ihren Legaten mortis causa sind sie notorische Verschwender. Und hierin liegt das zweite Unglück des Thales, das auf dem bisher betretenen Wege unmöglich zur Wohlhabenheit gedeihen kann.

Ihre Gutmüthigkeit äußert sich besonders schön in ihrer Liebe für unmündige Kinder. Nicht nur sind die Eltern weit zärtlicher gegen ihre Kinder, als in Städten der Fall ist, sondern sie nehmen auch viele fremde Kinder in die Pflege, und erziehen sie mit einer Sorgfalt, die für ihr Herz das beste Zeugniß ablegt. Es ist Sitte in der Gegend von Meran, Waisen, Findlinge, kranke und natürliche Kinder zur Erziehung nach Passeier zu senden. Der Preis, den sie für ihr Bemühen erhalten, ist gering, kaum 24 bis 30 Gulden das Jahr. Und doch lieben sie dieselben wie ihre eigenen, pflegen sie Tag und Nacht, und sind trostlos, wenn ihnen eines derselben stirbt. Die Sterblichkeit ist daher auch unter diesen Kindern äußerst selten. Sie kommen blühend ins Vaterhaus zurück. Die Vaterlosen bleiben aber größtentheils im Thale. Und das ist ein jährlicher Bevölkerungszuwachs, welcher dem Wohlstande nicht sehr förderlich ist. Passeier ist für Meran das, was Sarnthal für Bozen, Lüsen für Brixen und ähnliche Rückzüge in andern Verhältnissen sind. Die ehelichen Verhältnisse sind mit sehr geringen Ausnahmen musterhaft zu nennen, weil beide Geschlechter der aufopferndsten Liebe fähig sind, und dieses Gefühl treuer bewahren als anderwärts. Züge der ersten Liebe äußern sich eben so rein als rührend, so daß wohl Niemand diese Zartheit der Empfindung im rauhen Thale suchen würde. Manche Männer werden eigentlich liebeskrank, sobald die äußern Verhältnisse einer Vereinigung widerstreben. In diesem Zustande befällt sie ein wunderliches Träumen, sie haben den immerwährenden Geruch ihrer Geliebten, und können nach ihrer Aussage desselben weder bei Tag noch bei Nacht los werden. Da die Welt mit dem Herzen so oft im Widerspruch steht, und solcher Zwiespalt nur allzu leicht Ehebündnisse zu Folge hat, die den einen liebenden Theil schwer kränken, so sieht man oft die kernhaftesten Jünglinge vor dem Pfarrer erscheinen, und mit Thränen gegen eine Ehe protestiren, die nach ihren Herzen unwahr ist, indem sie ein unabweislich früheres Recht auf

die Braut haben. Es sind ganz eigene Thränen, ich habe sie nur zweimal gesehen, aber kann sie doch nicht vergessen. Meine Vorliebe für Passeier ist dadurch nur vermehrt worden. Ein Fall, der hier sehr belehrend ist, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, obgleich er schon vor 80 Jahren geschah. Ein Mädchen sollte heirathen gegen ihr Herz. Man wies alle ihre Einsprüche zurück. Sie ließ ruhig die Vorbereitung zur Hochzeit geschehen, und trat in Festkleidern mit dem Bräutigam zum Altare. Das Brautmahl dampfte schon in der Küche des nahen Wirthshauses. Auf die Frage des Priesters: „Ist es euer ernstlicher Wille, diesen gegenwärtigen N. N. zu eurem rechten Manne zu nehmen?“ gab sie bestimmt und nachdrücklich zur Antwort: „Nein!“ verließ sogleich den Altar, eilte hinaus, zog ihr Brautgewand ab, und ging an ihre Arbeit, als wenn nichts geschehen wäre. Das half. Ein solches Benehmen ist um so merkwürdiger, da es mit der Weichheit des Passeirer-Charakters einiger Maßen im Widerspruche steht. Wenn man daher glückliche Ehen sehen will, muß man aus den Städten nach Passeier gehen.

Ihre Innigkeit macht sie auch sehr religiös und kirchlich. Sie fassen Alles mit dem Herzen auf, und müssen daher mit besonderer Vorsicht behandelt werden, wenn es nicht in Aengstlichkeit und Uebertreibung umschlagen soll. Die Berger, welche zwei bis drei Stunden weit von der Kirche entfernt wohnen, sind gewöhnlich die ersten in der Kirche im Sommer um halb drei Uhr, im Winter um halb vier Uhr. Oft brechen sie schon um Mitternacht mit Fackeln von ihren einsamen Höfen auf, und diese andächtige Nachtfahrt hat viel Rührendes. Alle Leute kennen kein größeres Leiden, als wenn sie an Sonntagen nicht mehr in die Kirche kommen. Sie versuchen es bis zum äußersten Nothfall, und häufig kommen sie erst um drei oder vier Uhr Nachmittags matt und entkräftet in ihre Häuser zurück. Ein Mann, der ein Fußleiden hatte, wohnte nur eine halbe Stunde von der Kirche. Wenigstens des Mo-

nats einmal wollte er in dieselbe gehen, und brauchte vier Stunden her und eben so viel zurück, unter unsäglichen Schmerzen. Und als man ihn davon freisprechen wollte, vergoß er die bittersten Thränen mit dem Erklären: „Er habe sonst auch keine Freude mehr.“ Es hat sogar Fälle gegeben, wo entschlossene Bursche solche presthafte Leute auf ihren Schultern in die Kirche trugen, um sie dieses ersehnten Trostes theilhaftig zu machen. Was man hartherziges Beharren in unsittlichen Bestrebungen nennt, kennen die Passeirer nicht. So glühend ihr Blut, so zum Falle geneigt ihr leichter Sinn ist, so haben sie gleich Thränen zur Reue und Erkenntniß des Unrechtes, die sonst trockenen Männer noch mehr als die Frauen. Sie ehren die Priester. Wenn ein Zerwürfniß herauskommt, tragen sie wohl kaum die Hälfte der Schuld. Der Passeirer will gütlich behandelt seyn. Eine höfliche abschlägige Antwort erträgt er weit leichter als eine stolze Gewährung, als das finstere Gesicht des Gebers. Widerspenstig werden sie nur, wenn man sie aufs äußerste bringt. Sie sind auch in dieser Hinsicht wie Kinder. Sie erkennen auf den ersten Augenblick den Mann, der ihnen wohl will, und ein solcher kann sie um den Finger winden, wie man im Thale sagt. Allerdings ist seit 1809 einiger Trotz hie und da zum Vorschein gekommen. Es ist ihnen aber größtentheils durch Mißregierung angebildet worden. „In den Sack stecken, lassen wir uns nicht!“ ist ihr kurzer Spruch, der viel erklärt. Daß sie eine Hinneigung zum Protestantismus hätten, ist eine Verläumdung, das gerade Gegentheil! Nirgends in Tirol sind die Kirchen und Beichtstühle so besetzt. Aber geistliche und weltliche Vorstände haben es der Oberbehörde so vorgestellt, zu welchen Zwecken, kann hier unentschieden bleiben. Il fatto sta, das es durchaus falsch ist. Wenn der Priester in die Berghöhe kommt, bringen sie gewöhnlich alle Bücher, damit er untersuche, ob sie wohl recht und katholisch sind. Der Nachdruck eines Gebethbuches ohne Druckort war ihnen höchst verdächtig. „Ehrliche Leute lassen das nicht aus,“ be-

merkte eine ganz einfache Magd. Ich bitte diesen Beitrag zur Geschichte des Nachdruckes im deutschen Reiche zu beherzigen. Ueber alle möglichen Hausangelegenheiten fragen sie die Seelsorger um Rath. Und gerade deßhalb ist der Einfluß eines klugen Geistlichen so ungemessen, weil er so vortrefflich über alle Verhältnisse des Hauses unterrichtet ist. Oft wird dieser Rath nicht allzu genau befolgt. Man fragt lange, bis man einen findet, der mit dem eigenen Herzen übereinstimmt. Gerade dieser menschliche Zug bezeugt die innere Wahrheit ihres Charakters. Verschwiegenheit liegt überhaupt nicht in ihren Wesen, und in sittlichen Dingen treibt sie ein eigener Drang zur Mittheilung an den Pfarrer, wovon ich anderwärts überall das gerade Gegentheil bemerkt habe. Ihr Zusammenhang mit Zillerthal, aus dem einmal so viel Lärm gemacht worden ist, besteht im gewöhnlichen Viehhandel und darin, daß etwa 4 — 5 Hirten im Sommer daselbst die Schafe hüten. Von gefährlichen Folgen nirgends eine leise Spur. Selbst die lebenserfahrenen Viehhändler des Thales haben allerdings nicht Glauben für alle möglichen Anmuthungen auf Erden, sind aber fast ohne alle Ausnahme strenge kirchlich. Die besondere Aufmerksamkeit, die ich diesem Gegenstande geschenkt, verdient einige Beachtung, und ich glaube, daß Beschuldigung ohne Grund nicht das beste Mittel zum Zwecke ist. Das als Antwort auf einen Artikel, der vor einigen Jahren von Böhmen aus sogar den Weg in die allgemeine Zeitung gefunden hat, worin dieser Windmühlenkampf ganz ernstlich traktirt worden ist.

Die Fehler, von denen man die Passeirer nicht freisprechen kann, sind fast nur Folgen ihrer natürlichen Herzensgüte. Der Gelegenheit sind sie nicht ganz gewachsen, ihr weiches Herz wird leicht gefangen. So namentlich das weibliche Geschlecht, das deßwegen oft viel zu strenge beurtheilt wird. Ihr Wandern und Umherziehen macht sie nicht selten zu einer gewissen Vergnügungssucht und Verschwendung geneigt, welche manchem Haushalte verderblich wird. Die dadurch

herangebildete, oft selbstvergessene Liederlichkeit versieht sich leicht im Wirthshause, und die Wohlfeilheit und Nähe des Weingewächses begünstigt die Neigung im Trunke. Nur an einzelnen sehr herabgekommenen Personen zeigt sich dieselbe in der Gestalt des eckelhaften Branntweinrausches. Solche werden oft mehrere Tage nicht mehr nüchtern, und in diesem Zustande leicht rasend. Sie zerschmettern den Hausrath, mißhandeln die Hausbewohner, und stehen als Sieger auf den Trümmern ihrer Habseligkeiten. Selbst aus dem Wirthshause kehren die nächtlichen Gäste unter lauter Fröhlichkeit nach Hause. Am liebsten erheben sie am Widum vorüber ein lustiges Geschrei, um sich zu verlauten. „In die Predigt kommen wir doch, wir wollen uns lieber selbst melden!" denken und sagen sie.

Die Handelschaft, der sich selbst die Kinder so früh als möglich hingeben, entfremdet sie der Arbeit, und lockt sie zu Dingen, die man nicht in Schutz nehmen kann. Jeder Knabe von nur einiger Reife will Geld haben, um ein kleines Geschäft anzufangen, und verschafft es sich oft auf Kosten des väterlichen Haushaltes. Auf diese Weise sind schon viele Hauswesen zu Grunde gegangen, da der allfällige Gewinn in den Händen der Einzelnen bleibt, und oft jugendlich leicht auf Lust und Ergötzlichkeit verschwendet wird. Besonders nachtheilig sind in dieser Beziehung die Fleischmärkte in Meran. Da kommen beide Geschlechter geschaart hinaus, sie mögen etwas zu thun haben oder nicht. Diejenigen, die mit Geld, zahlen für die, welche keines haben. Der neue Wein hat für sie besonderen Reitz. So kommen oft unerfreuliche Erscheinungen zu Tage. Der Fall tritt öfter ein, daß der Verlobte die Seinige, wie er sich auszudrücken pflegt, vom Wahlplatze auf seinem Rücken in die Nachtherberge liefern muß.

Die Passeirer haben noch viele Gebräuche und Gewohnheiten aus uralter Zeit, die wir hier um so lieber kurz angeben, je mehr sie von Kirche und Schule gedrängt zu verschwinden drohen. Aus ihrem alterthümlichen Rechtswesen ist ihnen noch ein schöner Nachklang, die sogenannte Ehehaft-

theidigung, geblieben, wahrscheinlich die aushältigste aller Thalgewohnheiten. Sie fällt auf den Montag nach dem ersten Fastensonntag. Den Sonntag Abends lodern auf allen Bergen die Hohlepfannfeuer, so genannt von gewissen Kuchen, die in tiefen Pfannen geschmort, an diesem Tage auf die Tische kommen. Auf allen Hügeln wird es licht, die Feuer wandeln nach der Anzahl der Höfe auf den Bergen umher, und bilden oft mahlerische Gruppen von lautem Geschrei der Jünglinge umtönt. Das Thal gewährt einen zauberischen Anblick, und die einbrechende Nacht legt sich mit unbeschreiblichem Reitz auf das Flammengewühl. Fragt man die Passeirer um den Ursprung dieser Feuer, so sind sie mit der Antwort bald fertig: „Zur Zeit der Pest im sechzehnten Jahrhundert lebte man scharf abgesondert auf den zerstreuten Berghöfen. Alle Nacht wurden Feuer angezündet als Zeichen, daß die Bewohner der Höfe noch am Leben seyen, deßhalb war die Zahl der Feuer auch strenge nach der Anzahl der Höfe geregelt.“ Hierin mögen sie zunächst nicht unrecht haben. Aber eine ältere Gewohnheit scheint dazu benützt worden zu seyn. Die seltsamen Gebräuche, welche die Jünglinge bei diesen Feuern beobachten, die Hügel, worauf sie unverbrüchlich flammen müssen, die Sprüche, und das Murmeln lassen vermuthen, daß die Feuersignale sogar aus der Heidenzeit herrühren, und ein gottesdienstlicher Kult zur Ehre des Sonnengottes waren. Später wurden sie als Signale der Gerichtsversammlungen, wahrscheinlich von den ersten Glaubenspredigern in Anspruch genommen, und dadurch gewisser Maßen christianisirt. Sie herrschen an diesen Tagen nicht nur in Passeier, sondern im ganzen Burggrafenamte, und deuten auf eine allgemeine tiefgewurzelte Volksangelegenheit. Zuletzt nehmen die Jünglinge flammende Brände in die Hand, laufen auf einander los, selbst gluthumströmt, der Wind facht das Feuer erst recht an. Wollte man die Raserei wildester Leidenschaft darstellen, so könnte man kein trefflicheres Bild dafür ausfindig machen.

Am frühesten Morgen des andern Tages, gewöhnlich um 3 Uhr, läutet in allen Gemeinden die größte Kirchenglocke eine halbe Stunde, und ruft die Männer zur Ehehafttheidigung nach St. Leonhard. Bessere Bauern bezeichnen ihren Aufbruch mit Pöllerschüssen. Alles versammelt sich in St. Leonhard vom Strobbwirth über die Brücke des Waltenerbaches bis zum Theißwirthe. Es ist ein Wogen und Drängen wie auf dem größten Jahrmarkt. Und in der That hat allerweg Krämervolk den günstigen Augenblick erspäht, und Waaren der verschiedensten Art ausgelegt. Einst war das Erscheinen jedem Hausbesitzer gebothen bei schwerer Strafe, wie wir aus der Gemeinde-Ordnung wissen. Jetzt müssen nur noch alle Schuldner und Gläubiger, Zahlungsfähige und Zahlungsunfähige erscheinen, wenn sie nicht vor Gericht belangt werden wollen. Hier wird gezahlt, verglichen, beredet, und neue Frist bestimmt. Der Passeirer schlägt es schon hoch an, wenn der Schuldner sich vor ihm stellt, wenn auch ohne Geld. Auswärtige Gläubiger sind nicht so zartsinnig. Es nimmt sich seltsam genug aus, wenn oft um einen einzigen Menschen zwölf andere wörtlich an den Kleidern, Armen und Haaren zupfen und reißen. Und läßt sich nichts heraus zupfen, wie sie sagen, so verliert der Gutmüthige selten die Geduld, mit fröhlichem Gesichte geht er neue Fristen ein, und zahlt dem Gläubiger wohl auch noch oben drein eine Halbe rothen Landwein. Diese Ehehafttheidigung, einmal des Jahres gehalten, beugt vielen Streithändeln vor, und erleichtert das Gericht auf sehr merkliche Weise. Der Bauer fühlt sich glücklich, daß er selbst ohne Dazwischenkunft der Beamten seine Rechtsgeschäfte ordnen kann. Auch Spuren von Schiedsgerichten kommen noch vor, besonders in schwierigen Fällen nimmt der Gläubiger stets anerkannt ehrliche Männer zu Zeugen und Sprechern. Und eine Berufung von dem, was diese aussprechen auf das Gericht, ist nur äußerst selten, und stets allgemeiner Mißbilligung ausgesetzt. Ebenso allgemein mißbilliget wird ein Abgehen von dem, was auf der Ehehaft-

theidigung ausgemacht worden, oder ein Schuldnerzwang unter dem Jahre. Deßhalb fürchtet mancher die Ehehaftthei-digung eben so sehr, als er sich freut, wenn sie vorüber ist.

Den Hohlepfannfeurern in der Fasten entspricht das Peitschenknallen am Pfingstsamstage. Die Jünglinge des Thales besetzen alle Hügel, und schnalzen mit ihren Peitschen bis tief in die Nacht hinein, daß der Wiederhall fast betäubend von einem Berg zum andern tönt. Sie wissen keinen Grund anzugeben als den, daß es allezeit so gewesen sey, und der Sommer wohl eines Grußes werth sey. Ein alter Mann sagte mir einmal: „Das ist Alles klar wie die Sonne. Durch die Hohlepfannfeuer jagen wir den Winter aus dem Thale, und mit den Peitschenknallen locken wir den Sommer herein.“ In der neuesten Zeit haben einzelne Seelsorger dieses Jugendspiel angefeindet, und deßhalb ist es sehr in Abnahme gekommen. Auch die Heirathen haben in Passeier manches Eigenthümliche. Die Heirathsanträge fallen ins Dunkel der Liebe, das wir nicht aufzuhellen gesonnen sind. Nicht so die Annahme von Seite der Braut. Auf Kreuzgängen oder Märkten, wo das Mädchen auch in Meran ist, wird sie auf dem Heimgange, besonders wenn sie einiges Vermögen hat, von den Freiern umworben. Diese Werbung dauert von Meran bis Saltaus in allerlei Anspielungen und viel Worten mit wenig Sinn, ohne daß deshalb etwas zum Verständnisse fehlte. In Saltaus zahlt der Jüngling der Seinigen Wein und Kaffee, und wem sie bei den dießfälligen Anträgen den Vorzug gibt, der ist der Erwählte. Die andern „lassen lugga,“ wie man im Thale sagt, daß heißt, sie entfernen sich gewöhnlich, schweigend und tief beschämt. Groll bildet sich bei solchen Gelegenheiten selten aus. Nun dauert es nicht mehr lange. Der Brautstand ist gewöhnlich sehr kurz, von dem Jaworte der Braut ist oft nicht mehr als 14 Tage. Sie geht nun mit ihrem Bräutigam nach Meran, um allerlei einzukaufen, oder auf eine Wallfahrt, denn in dieser Zeit der Freude wollen sie ihrem natürlichen Hange am wenigsten

Abbruch thun. Ein besonders guter Freund des letztern, eigens dazu erwählt, und oft vom Seelsorger bestätigt, macht den Ehrenwächter. Während der letztern 14 Tage vor der Heirath lärmen alle Nacht die Katzenmusiken, wenn ich sie so nennen darf. Ein Rudel junger Leute lärmt mit Peitschen und nachgeäfftem Thiergeschrei um das Haus des Bräutigams, seltener um das Haus der Braut. Man hört Pistolen abfeuern, das Bockhorn blasen, Pfannen aus der Küche klimpern, eiserne Hafendeckel zusammenrasseln. Der Kreis dieser Musikanten schließt sich immer enger um das Haus, immer ohrenzerreissender wird der Tumult, bis sie am Ende wohl gar auf dem Dache des Hauses sich postiren, und ihr Ständchen bis Mitternacht fortsetzen, am meisten und liebsten, wenn der Bräutigam selbst ein berühmter Katzenmusikant gewesen. Die einzelnen Herzwehsprüche, die aus dem Gebrause hervortönen, sind oft nichts weniger als fein, betreffen aber die Eigenschaften des Bräutigams, sein Werbegeschäft, die Körbe, die er schon früher bekommen, die Brautnacht, die Mißeigenschaften der Braut u. dgl. Am Vorabende vor der Trauung erreicht dieser Lärm den höchsten Grad. Alle Leute im Dorfe fahren aus dem Schlafe. Aber kein Mensch widersetzt sich. Der Bräutigam ist still wie der Tod. Aus Gründen, die nicht hieher gehören, wird auch diese uralte Gewohnheit, die nur in Passeier noch zu finden ist, von der geistlichen Behörde sehr angefochten.

Am andern Morgen um 4 Uhr ertönten Pöller, und künden die Vermählung an, wenn die Hochzeit feierlich gehalten wird. Der Ortsseelsorger erscheint im Hause, von welchem der Zug ausgeht, und führt ihn obenan in die Kirche. Alles folgt ihm paarweise in lautloser Stille, während Pöller von den Hügeln dröhnen. Nach der Trauung zieht man in der bezeichneten Ordnung in das Wirthshaus zurück, und dort beginnt dann die Mahlzeit von 10 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends. Der Geistliche muß dabei anwesend seyn. Seine Abwesenheit gilt als Unsegen für das Glück des Bundes, und

sie findet nur unter der ausdrücklichen Bedingung statt, daß nicht getanzt werde. Einst war der Tanz im Thale äußerst beliebt. Das Volk schien dazu selbst wie gemacht, und der Tanz nur der Ausdruck der inneren Regsamkeit, die die Passeirer so sehr auszeichnet. Aber seit ungefähr 80 Jahren ist er aus der Oeffentlichkeit ganz verbannt, und auf einsame Winkeltänze beschränkt. Man kann sich nichts Traurigeres denken, als ein solches Brautmahl. Gewöhnlich speist man in zwei Abtheilungen, am Braut- und Gasttische. Am ersten versammelt sich die Elite des Brautzuges, am letztern das junge, lustige Volk. An jenem ist alles still und einförmig, nur das Rülpsen und Magenwinde unterbrechen bisweilen die Stille; desto lauter tönt, singt, rast und schreit es hier, bis endlich die Macht der Speise und des Weines ihr Recht geltend macht, und alles das Aussehen einer verlornen Schlacht gewinnt. Am Brauttische muß der Geistliche die Rolle des Sprechens und Spaßmachers übernehmen, wenn die Langweile nicht ertödtend seyn soll. Um halb 8 Uhr findet der Heimzug statt, gewöhnlich ganz ruhig, auf die steilsten Berge, was oft bei den stattgehabten Vorgängen keine kleine Mühe genannt werden muß. Wer bisher ganz gegen den Tanz eingenommen war, kann beim Anblicke eines solchen Brautmahles dafür eingenommen werden. Ich glaube, es wäre eine wahre Wohlthat für Leib und Seele. Das Unmaß der Speisen und des Trankes in träger Ruhe kann dem kräftigen Thalbewohner nur verderblich werden. Merkwürdig sind die Zusprüche des Bräutigams an die Braut. Sie essen auf einem Teller, und er legt ihr alles vor. „Iß,“ ruft er alle 7 Minuten, „eine solche Kost haben wir heute das erste und letzte Mal, dann heißt es sparen.“ Und das wird oft wiederholt in der eintönigsten Weise. So biegsam und geistig der Passeirer von Natur ist, so klotzartig sitzt er auf dem Stuhl, wenn er überfüllt ist.

Alpenleben von einiger Poesie findet in Vorderpasseier keines statt. Die Art des Viehhandels mit Galtvieh ist da-

gegen, selbst bei größerem Alpenreichthum als im Hauptthale zu finden ist. Nur im Hintersee kommt es noch vor. Man zieht aus den Häusern, in denen man sonst wohnt, mit Menschen und Vieh auf die Alpenwiesen, und bleibt den ganzen Sommer dort. Im Hause bleibt Niemand als alte und kranke Leute, gewöhnlich lassen sich auch diese in die frischen Berglüfte zu den guten Wassern tragen. Am Sonntage erscheint jedoch alles, was gehen kann, in der Kirche. Die größten Alpenniederlassungen dieser Art sind in Glanegg, Schönau und Saltnus. Bergwiesen, die man im Sommer mäht, und das Heu im Winter einzieht, gibt es allenthalben. Man sagt, daß das Verweilen auf denselben im August ungefähr drei Wochen der Sittlichkeit nicht ganz günstig sey. Ich fand keinen Beweis für diese Behauptung. An besonders poetischen Seiten des Volkslebens ist weder im erstern noch im letzten Falle zu denken. Mühselige Arbeit bei geringer Kost stimmt alle Kraft und Lust des Lebens herunter. Selbst die Liebe verfolgt in Passeier andere Wege.

Auf dem religiösen Gebiethe kommt dagegen so manches vor, was den Flachländer interessant erscheinen mag. Einen ganz eigenen Anblick gewähren die Christnächte. Die Leute auf ihren Bergen denken nicht an den Schlaf, tausend Lichter schimmern aus allen Fenstern durch die stille Nacht. Um 10 Uhr wird alles auf den höchsten Bergen lebendig, einzelne Fackeln zittern die steilen Abhänge herunter, bis gegen 11 Uhr Nachts eine feurige Völkerwanderung beginnt, welche das Gebirge wundervoll belebt. Von einem guten Standpunkte aus gesehen, macht es einen unbeschreiblichen Eindruck. Das Thal bildet in dunkelen Umrissen einen ungeheuren Abgrund, der alles Leben, alles Licht, alle Bewegung verschlingt. Der Heimgang ist beiweiten nicht so mahlerisch, wie die Vereinigung stets reitzender ist als die Zerstreuung. Aehnlichen Eindruck machen die Thalkreuzzüge. Die Vorstände der Gemeinde versammeln sich beim Stroblwirth in St. Leonhard beim Wein, und beschließen im vollen Rathe einen allgemei-

nen Kreuzzug zu halten. Der Beschluß wird mit wenigen Worten auf einen Zettel geschrieben, und lautet also: „Man ist einig geworden, einen Kreuzzug zu halten zur Verhinderung aller Sünden, zur Abstellung aller Aergernisse, zur Abwendung der göttlichen Strafen, und Erbittung aller göttlichen Wohlthaten. Es soll dieß auf allen Kanzeln verkündet werden.“ Gegen solche Beschlüsse wendet kein vernünftiger Dechant etwas ein. Zur festgesetzten Stunde rieselt, springt, lärmt es von Menschen über alle Hügel herab, ein tausendgestaltiges Leben, das sich zur Einheit gestaltend dem Volke Bedürfniß ist. Nähme man ihm solche Zusammenkünfte, so würde ihm sein schönstes Volksgefühl genommen. Deßhalb wehrt sich auch jeder brave Passeirer darum. Nach einiger Raste ordnet sich alles Volk paarweise in einen langen Zug, der sich blühend durch das großartige Gebirge schlingt, voraus der schönste Jüngling mit einer hohen Stange, worauf ein einfaches Kreuz zu sehen ist, der Geistliche und der Meßner an der Scheide zwischen Männern und Frauen, die hintendrein ziehen. Jedes Paar des Zuges bethet mit einander den Rosenkranz, daher so viele verschiedene Rosenkränze als Paare, jeder mit verschiedenem Sang, ein Gesumse von viel hundert Stimmen, wie ein wandernder Bienenschwarm. Zum Troste erhält das Volk bei größeren Kreuzzügen Wein und Brot an einer gewissen Stelle, aus eigenen Stiftungen, die wohldenkende Thalbewohner gemacht. Dafür wird unter der Messe mit lauter Stimme für die Stifter der Weinspende gebethet. Nach dem Gottesdienste geht man an die Stelle des Ausgangs zurück, und da löst sich alles wieder auf, und kehrt nach Hause.

Der Kreuzgang nach Trens geht alljährlich im Frühling über den Jaufen, läßt aber nur Männer zu. Diese versammeln sich in Gasteig hinter Sterzing, wenigstens sechshundert Mann stark, die kräftigsten und schönsten Sprossen des Volkes. Von der Sterzinger Pfarrkirche kommt man ihnen mit allen Fahnen entgegen, und grüßt sie mit dem Geläute aller Glocken.

Sie ziehen durch die Kirche, und neigen sich einfach vor dem Altar ohne Aufenthalt. Sodann geht es bethend weiter bis zur Brücke, die über den Eisak führt. Hier stehen an beiden Enden derselben die Vorstände von St. Martin und St. Leonhard, und beide strecken mit den Händen den offenen Hut gegen den Zug aus, während sie ihr Gesicht, der eine nach Pfitsch, der andere nach Sarnthal wenden, um die Gabe, die jeder in die Vertiefung des Hutes wirft, nicht zu sehen. Aus dem Opfergelde werden die Kirchenkosten in Trens und Sterzing bezahlt. Fahnen und Geläute in Sterzing kostet allein 4 Gulden. Des andern Tages kehren sie wieder von Trens nach Sterzing zurück, und lösen sich dort nach einem Gottesdienste in der Pfarrkirche auf. Dem Geistlichen, der sie begleitet, zahlen sie 4 Gulden. Alle Kosten dieses Zuges belaufen sich auf beiläufig 24 Gulden. Was an Opfer zu wenig eingeht, muß aus der Gemeindekasse bestritten werden.

Bei allen gottesdienstlichen Gebräuchen lieben sie das Bildliche, das Fantasieanregende, und dieses Aeußere wirkt oft auf die Gemüther weit mehr, als das Wesen selbst, das über ihr Verständniß hinausreicht. Am Pfingstsonntag vor der Predigt schwebt während des heiligen Geistliedes die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, vermittelst eines Strickes vom Oberboden der Kirche herunter, blumengeschmückt, und es gehört zu den liebsten Gedanken der Jungfrau, wenn auch ihre Festbänder und Nesteln daran flattern. Rauschgoldenes Flitterwerk vermehrt das Sausen der schwebenden Taube über den Häuptern der Zuhörer; nach lustigem Tanze, während dessen athemlose Stille geherrscht, schwebt sie in immer kürzern Kreisen empor, und verschwindet an einer winzigen Oeffnung der Decke unter der Hand des Meßners. Am Auffahrtstage steht ein hölzernes Bild des auferstandenen Heilandes mitten in der Kirche unter der Oeffnung, in die der heilige Geist verschwunden, mit Engeln umringt auf einem Tische. Um 1 Uhr Nachmittag erscheinen die Geistlichen, die Kirche ist zum Erdrücken voll, alle Kinder des ganzen

Thales, die sonst noch nicht in die Kirche kamen, sind dießmal gegenwärtig. Nun wird Christus eingesegnet, und von Priesterhand empor gehoben. Und so tanzt er lustig an Stricken mit den schwebenden Engeln hinauf, und alles Volk paßt auf die Richtung, die sein Gesicht beim Verschwinden einnimmt. Die dadurch bezeichnete Gegend ist verfehmt, den Wettern und allem Zauber zugänglich. Aber nur die allerwenigsten glauben im Ernste daran.

Sie haben eine besondere Sorgfalt für die Todten. Alle Sonntage gehen sie über die Gräber und bethen. Die Gottesdienste für die Seelen der Abgestorbenen werden am liebsten und zahlreichsten besucht, und für ihre Ruhe ist ihnen ihr Geld am liebsten feil. Am Allerseelentage, welcher auf den 2. November fällt, bekränzen sie jährlich die Gräber mit allen Blumen des fliehenden Herbstes und mit brennenden Kerzen, und ziehen über dieselben dreimal mit dem Priester singend und bethend umher. Der blühende Zug über Moder und Staub ist ein schönes Bild des Volkes, das nicht stirbt. Hierauf folgt die Ablesung der Namen der Verstorbenen von der Kanzel, das oft eine Stunde dauert. Sie zahlen jeden Namen mit einem Kreuzer, und von der Deutlichkeit, mit welcher der Priester sie verliest, hängt seine Popularität mehr ab, als von der besten Predigt. Wenn der Seelsorger mit dem Sakramente auf die Berghöhe hinaufsteigt, um einen Kranken oder Sterbenden mit der Wegzehrung zu versehen, so sammeln sich die Einwohner jedes Hauses knieend vor der Hausthür, und erwarten den Segen, der ihnen mit dem Sakramente gegeben wird. Begleitung findet jedoch keine statt. Der Priester wandert einsam mit dem Meßner empor, angeschauert von den Lüften der Eisberge, im Sommer angesungen von den Vögeln aller Stauden. Das Begegnen eines so einsamen Versehgangs hat für jedes Herz, selbst des Protestanten, das Gefühl des Erhabenen, das mit der Andacht so ziemlich in eines zusammenfällt. Eben so menschlich anregend ist das Kinderbegräbniß. Die Bergleute bringen das

gestorbene an den Eingang ins Dorf, und stellen es unter einem Kruzifixe auf. Eine weiße Decke ist über die Bahre gebreitet. Darüber winden sich röthelnde Schlangen von seidenen Bändern, welche Knaben und Mädchen von dem besten Festgewande zusammengesteuert, mit weit mehr Sinn und Zartheit, als die Schlange um den Stab des Aesculapius. Blumen, welche von Brauthüten genommen sind, von blutrother Farbe, fassen die Bahre ein. Nun kommen die Priester. Die schönsten Jünglinge des Thales stellen sich als Träger ein, und der Zug bewegt sich unter Liedern, die ganz lustig klingen, dem Gottesacker zu. Daselbst kniet der schönste Jüngling aus den Trägern an der Schwelle nieder das todte Kind in der Hand, wie Einlaß fordernd ins Geisterreich. Am Grabe faßt der nämliche Jüngling die Leiche mit beiden Händen, und legt sie mit Anmuth und Selbstgefühl in den engen Raum hinab. Noch viele Tage liegen die schönsten Kränze auf dem frischen Grabeshügel. Da sagen dann die alten Weiber: „O wie lieblich hat er das Schatzkästlein an Gottes Herz gelegt! Wie schön haben sie es eingesungen!"

Die Wildbäche tragen oft die Brücken hinweg. Daher können die Bewohner am linken Ufer, als zu St. Leonhard gehörig, mit ihren Leichen nicht auf dem ordentlichen Wege hineinkommen. Sie ziehen durch Wiesen und Bergabhänge St. Martin gegenüber. Sobald sie die Kirche des letzten Dorfes sich gerade gegenüber haben, stellen sie die Leiche ins blühende Feld, sinken alle auf ihre Knie mit entblößtem Haupte, und schauen sehnsüchtig auf das Dorf hinüber, von dem sie der Strom trennt. Da ertönt auf einmal die große Glocke zu St. Martin, und grüßt mit ernsten Klängen die Getrennten am jenseitigen Ufer über die Wogen des erzürnten Elementes hinaus. Mit dem Trost ungeschwächter Brüderschaft ziehen sie wieder bis zum Hügel, auf dem St. Leonhard steht. Dort stellen sie die Leiche unter einem riesigen Kastanienbaum, und alles Volk kniet sich um dieselbe her, und bethet, oft eine Stunde lang, bis die Geistlichen herab-

kommen, sie abzuhohlen. Vier frische, schöne Männer erweisen ihrem Nachbar die letzte Ehre, und bedecken die eingesenkte Leiche mit Erde. Diese Gegensätze von Tod und Leben lieben die Passeirer in allen Gottesdiensten, die auf die Todten Bezug haben, und es steht zu erwarten, daß selbst ein Anhänger Feuerbachs sich dabei erbauen würde. Das Volk sagt: „Wir feiern auf diese Weise die Auferstehung, die an uns offenbar werden soll.“

Eigenthümlich ist noch ihre Vorliebe für die Kapuziner, welche eine historische Grundlage hat. Unter dem tirolischen Erzherzog Maximilian dem Deutschmeister wurde im Jahre 1600 in Meran ein Kapuzinerkloster gegründet. Die Brüder dieser armen Genossenschaft verlegten sich auf die Aushülfe in der Seelsorge, die gerade damals aus Mangel an Weltgeistlichen sehr vernachlässigt war. Sie wendeten ihre Sorgfalt vorzüglich dem verlassenen Thale Passeier zu, und erhielten dafür zeitliche Vortheile, die ihrem Bestande in Meran sehr zu Gute kamen. Aus dem letztern Grunde erscheinen sie alle Jahre im Herbst, und erhalten in jedem Hause Butter, Eier und Wolle. Zwei Ordensbrüder besorgen diese Sammlung, und wandern von Haus zu Haus, das ganze Gebirge dies- und jenseits der Passer. Eigene Träger vom Thale selbst folgen ihnen, die Habe in Empfang zu nehmen. Dafür theilen sie Ringlein für die Kinder, heilige Bilder und geweihtes Pulver aus, das sie selbst aus gewissen Kräutern bereiten, und in einem ledernen Sacke mit sich führen. Die gesammelte Butter wird in St. Martin, St. Leonhard und Moos ausgesotten, und das gewonnene Schmalz nach Meran geliefert. Die Eier vertheilen die Sammler an Wirthe des Thales, welche die nämliche Anzahl unter dem Jahre liefern, um der Fäulniß vorzubeugen. Bei der Holzlieferung aus Passeier nach Meran erhält das Kapuzinerkloster auch jährlich einen Theil davon. Dafür predigen sie jährlich dreimal in St. Martin, dreimal in St. Leonhard, und zweimal in Moos, und helfen bei außerordentlichen Gelegenheiten aus.

Die Passeirer gehen gern in ihr Kloster heraus, und lassen sich in den dritten Orden des heiligen Franziskus aufnehmen, Männer und Frauen. Die Einweihung geschieht an der Klosterpforte, wo man ihnen einen Strick um den Leib legt als Sinnbild der Selbstbezähmung. Als Merkwürdigkeit erläutern wir noch die Frühstücke der Sammelpater, die sie vertragsmäßig bei den Wirthen des Thales erhalten, Kaffee, Wein, eingemachte Hühner, gebratene Kapaunen, und mancherlei Sauçen, so ganz nach dem Geschmacke John Bull's. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß es für die Passeirer eine größere Ehre ist, sie zu geben, als Vergnügen für die Paters, davon zu genießen.

Das Schulwesen in Passeier ist in so weit gut eingerichtet, daß alle Kinder lesen, und zur Noth schreiben und rechnen lernen. Die außerordentliche Steilheit der Gebirge und die Zärtlichkeit der Eltern für ihre oft schlechtgekleideten Kinder erschweren den Schulbesuch. Deßhalb werden so viel Schulen als möglich errichtet, alle auf Kosten der Gemeinde-Abtheilung, zu deren Nutzen sie zunächst bestehen. Die Anzahl derselben wechselt je nach dem Vermögen und Willen der Leute. Gegenwärtig bestehen zu St. Martin 8, in St. Leonhard 5 Schulen, die weitesten anderthalb Stunden von der Pfarrkirche. Zu Schullehrern gebraucht man gewöhnlich junge Leute des Thales, erstickte Studenten wie der Thalausdruck lautet, oder andere eigens dazu Gebildete. Sie werden in Bozen dazu vorbereitet und geprüft. Sie lehren nur im Winter von Martini bis Georgi. Der Anfang ist langsam und lau. Die herbstliche Milde bis Weihnachten erlaubt dem Kleinvieh fast immer auf die Weide zu gehen, und dazu werden oft schulpflichtige Knaben länger als dienlich verwendet. Deßgleichen fängt dieses Hutwesen schon wieder nach Ostern frühzeitig an. Dadurch schmilzt die eigentliche Schulzeit sehr zusammen. Sommerschule findet nur in den Dörfern St. Martin und St. Leonhard statt, aber ausnahmsweise für kleinere Kinder, und ohne großen Ernst von

Seiten des Volkes. Doch eignen sich die Kinder die obgenannten Fertigkeiten in sechs Wintern weit besser an, als man unter den erschwerenden Umständen glauben sollte. Bloß die Schullehrer in den Pfarrdörfern, wo sie zugleich Organisten und oft Meßner sind, stehen sich etwas besser, während die bei Bergschulen angestellten erbärmlich besoldet sind. Diese erhalten von jedem Kinde den Schulgroschen, im Ganzen ungefähr 1 Gulden 12 Kreuzer das Jahr für jedes Kind, und einen kleinen Geldbeitrag, der zwischen 8—16 Gulden schwankt. So kommt einer im glücklichsten Falle auf 30—36 Gulden Halbjahrgehalt, und muß sich dabei in der Regel noch selbst beköstigen, wofür er wenigstens 12—20 Gulden auslegt. Wo der Lohn sich noch geringer stellt, kann er abwechselnd bei den Bauern in Freikost gehen. Die Scheiter, womit die Oefen der Schulzimmer geheitzt werden, bringen die Kinder, wie bereits gemeldet worden, selbst jeden Morgen aus dem älterlichen Hause mit. Im Sommer treten solche Schullehrer als Knechte oder Hirten in Dienst, und verdienen wieder etwas. Andere kaufen mit dem ersparten Schulgelde Schafe, die sie im Frühlinge in die Alpen treiben, und im Herbste zu Meran auf den Fleischmärkten verwerthen. Nur äußerst selten erhält ein Schullehrer auf dem Berge einen Unterstützungsbeitrag aus dem Religionsfonde. Um Martini kehrt er von seinem Sommererwerbe wieder zu den Musen und Grazien zurück, und es kostet einige Mühe, das anfängliche Zittern der schwüligen Hände beim Schreiben sich abzugewöhnen. Er gleicht in solcher Wiederkehr leibhaftig dem Apollo, als er die Rinder des Königs Admet in Thessalien geweidet hatte, und wieder in den Kreis der Himmlischen zurückkehrte. Indeß ist dieser Dienst doch sehr gesucht, weil ein Schullehrer doch weit besser zu stehen kommt, als ein Knecht mit grober Arbeit.

Man sieht aus dem Gesagten, daß das Schulwesen von Passeier mit dem in Irland nach Kohls Reiseberichten viel Aehnliches hat. Das Schulhaus steht oft ganz isolirt, oft

in ein anderes eingekeilt. Einmal die Woche erscheint auch in der weitentlegensten Bergschule der Geistliche zum Religionsunterricht. Das ist für die Kinder jedesmal ein Fest. Sie begrüßen ihn stehend mit gefalteten Händen in lautloser Stille. Sowohl die Lehrer als die religionlehrenden Geistlichen müssen mit den Kindern sehr sanft umgehen. Der Passeirer hält auf gute Behandlung seiner Kinder eben so fest, wie am Kaiser von Oesterreich. Er wird im Uebertretungsfall leicht stöckisch, und läßt seine Kinder von der Schule wegbleiben, und oft mit Kosten in eine andere Nachbarschule gehen. Die Popularität ist für immer verscherzt, wenn sich ein Schullehrer oder Priester beigehen läßt, vermitttelst einer feierlichen Ohrfeige den unruhigen Kindern Andacht und Stille einzuflößen. Der Fall ist jedoch selten, daß sich ein Bauer gegen den Schulbesuch überhaupt sperrt, und wenn es sich auch bisweilen ereignet, so gilt er für dergestalt lächerlich, daß er keine Nachahmung findet. So weiß ich, daß einst ein Bauer durchaus forderte, man solle seine Arzneibücher und Postillen zu Schulbüchern wählen, und als es nicht geschah, seine Kinder aus der Schule wegzog. Sanftmuth von Seiten des Pfarrers beseitiget mit einigem Zuwarten derlei Sonderbarkeiten meist glücklich, während Strenge oder Gewalt durch das Landgericht bleibende Erbitterung zur Folge hat. Ueberhaupt kann sich ein Geistlicher nicht gewisser in der Volksmeinung verderben, als wenn er gegen die Bauern mittelst der weltlichen Macht einschreitet um sittlicher Zwecke willen. „Mir ist der Bothe ins Haus gekommen, der Pfarrer hat mich verklagt," sind Aeußerungen, die den Thäter für immer brandmarken. Stummer Gehorsam kann eintreten, aber keine Liebe!

Ein studirter Schullehrer thut in der Regel leichter als ein solcher, der den Bauern noch nicht ganz abgestreift hat. Er schreibt ihre Bittschriften, räth in schwierigen Fällen, und erreicht dadurch, daß man ihm leichter etwas nachsieht. Das Eintreiben der rückständigen Schulgroschen geschieht auf der

Ehehaftvertheidigung, und wer vor dieser Zeit drängt, handelt ganz unthalhaft. Die Fälle sind selten, wo die Zahlung nicht geleistet wird. Besondere Vorsicht braucht der Priester in der Schule. Die Kinder beobachten ihn scharfäugig, und erzählen daheim alles Gesehene, und das Erzählte und Wiedererzählte geht als lieber Redestoff, durch die Phantasie vermehrt und verändert, durch die ganze Gemeinde. Jedes Wort, oft selbst die unbedeutendste Geberde sind der Mißdeutung unterworfen, wogegen der gewandte Volkslehrer bei dieser Gelegenheit durch den Mund der Kinder den ungemessensten Schatz von Belehrung auf dem populärsten Wege ins Volk ergießt. Die Schulstunden währen von 8—11, und von 12—3 Uhr. Kinder, die weiter entfernt sind, gehen um Mittag nicht nach Hause, sondern behelfen sich mit einem Stück Brot, das sie mitgenommen. Es ist rührend, diese Kinder mit ihrem trockenen Brote in der Mittagsstunde vor dem Schulhause in dem kargen Sonnenstrahle sitzen zu sehen, der aus den Wolken und Nebeln des Winters bricht.

IV. Bodenzeugnisse und Erwerbsquellen.

Da sich Passeier aus der Schneeregion tief ins Südtirol hineinstreckt, so trifft man daselbst vereint die Bodenerzeugnisse von Nord= und Südtirol. Die Rebe reicht bis an den Eingang des Thales, und hat die Gränze nach dem Innern in neuester Zeit merklich überschritten. Saltaus baute einst Wein, und nur sorgloser Unfleiß der Besitzer ließ die Weingärten am Saltausbache eingehen. Dagegen hat der Hütter in Schweinsteg eine Viertelstunde tiefer Sonnenhügel mit Reben bepflanzt, und erhält in guten Jahren trinkbaren Wein. Das nämliche ist gegenüber auf Wega der Fall. Man findet die Rebe auch tiefer an allen Häusern, oft selbst als Ranken über die Dächer wie zu Granstein, beim Kolbbauer und im Widum zu St. Martin. Indeß gehören gute Jahre dazu, um die Frucht genießbar zu machen. St. Leonhard vier Stunden von Meran ist die Gränze des Rebwuchses. Auf gleiche Weise reicht der Feigenbaum, der Pfirsich, die Aprikose, die süße Kastanie und der Nespelbaum durch die ganze vordere Hälfte des Thales. Ihre Früchte erreichen im feuchten Klima eine Größe und Schönheit, die mit der Süßigkeit und Zartheit des Fleisches in keinem Verhältnisse stehen. Haut, Kern, Fasern bilden sich kräftig aus, aber auf Kosten des Saftreichthums und dessen Süße. In schlechten Jahren reifet

diese Art von Früchten nicht ab. Der wichtigste Baum unter den genannten ist die Kastanie in der äußern Hälfte auf dem Riederberge in riesenhaften Exemplaren angepflanzt, durch Frucht und Holz von großer Bedeutung für die Hauswirthschaft. Sie wächst leicht und üppig in wasserreichen Gründen des Gebirges, und bildet jene schattenreichen Landschaftspartien, welche die Wellungen der Sonnenseite so lieblich machen. Sie braucht zur vollen Fruchtfähigkeit acht bis zehn Jahre, und sollte als besonders einträgliche Holzart auch künzlich angepflanzt werden, wozu noch nirgend ein Anschein vorhanden ist. Sie ist von zweierlei Art, die edle und wilde, beide mit eßbarer Frucht. Die edle aus ursprünglicher Propfung erwachsen, auch Pelzkastanien genannt, liefert größere und süßere Früchte. Aus dem Strunke einer gefällten Kastanie wächst rings ein Wald von jungen Stämmlingen, die als Buschwerk besonders reich ins Auge fallen, und jene herrlichen Weingehölze liefern, mit denen die Vorderpasseirer so vortheilhaften Handel treiben. Die Kastanien werden im Herbste gedroschen, das heißt mit Stangen herabgeschlagen, aus der Hülse gelöst, und als Zukost von den Bauern genossen. Auf den Markt kommen wenige. Man ißt sie größtentheils gesotten, oft statt des Brodes oder in die Suppe gebrockt. Sie faulen leicht, und müssen daher mit großer Vorsicht gesammelt und aufbewahrt werden. Das abfallende Laub wird in schneefreien Wintertagen, deren es in dieser Gegend unzählige gibt, als Streu aufgelesen, so wie die stacheligen Bälge, worin die eigentliche Kastanie geruht, der Fäulniß überliefert, einen sehr guten Dünger gibt. Außer diesen edlen Obstarten gedeihen auch treffliche Kirschen, schmackhafte Birnen, Pflaumen oft in ungewöhnlicher Fülle und Güte, Nässe und Aepfel, aber kaum über St. Leonhard hinaus. Nur das wilde Obst reicht bis Glaiten, Stuls und Platt, die Kirsche bis Moos und Walten. Handel mit einheimischen Obste wird nicht betrieben. Die Bauern legen wenig Werth darauf, und sind wenig bedacht, dasselbe anzu-

pflanzen und zu veredlen. Man hegt es fast nur als Näscherei für die Kinder, und um dürre Schnitze zu den Weihnachtzelten und Birnmehl als leckre Streu in die Festspeisen zu erhalten. Der Nußbaum wird noch am meisten geschätzt. Er gelangt zu einer ungewöhnlichen Größe, und nimmt sich im Frühjahre mit seinen braunen Sprossen auf grünen Wiesen wundersam aus. Die Nüsse dienen ebenfalls als Zukost, und an heiligen Abenden als Spielmünze. Die „Nüsse auskarten" ist in Passeier eben so gang und gäbe, als das „Wein ausspielen" in der Gegend von Meran. Auch das Laub der Nußbäume wird zur Streu benützt. Die Feinde desselben sind die Maikäfer, hier Zullen genannt, welche alle zwei Jahre die Frühsprossen verheeren. Jedoch sind sie im Thale weniger gefährlich als in der Gegend von Meran.

Der Getreidebau ist durch das steile, und oft steinige Gebirge beschränkt. Nur in sehr guten Jahren erzielt man Getreide auf drei Vierteljahre. Was die Riederberger und Schweinsteiger mehr erzeugen, fehlt den Bewohnern des hinteren Passeiers. Deshalb werden alle Jahre wenigstens 6000 Star Körner eingeführt, größtentheils von Meran, bisweilen auch von Sterzing, und am meisten in Brot, das Kraxenträger ins Thal bringen. Das Hauptgetreide-Erzeugniß im vorderen Thale ist der Roggen, welcher auf den Sonnenbergen gut gedeiht, aber durch Dürre im Frühjahre leicht verdirbt. Das Verhältniß der Aussaat zur Ernte steht wie 1:6, und nur in besonders guten Jahren wie 1 : 8. Man braucht das Roggenmehl nicht blos zum Brode, sondern auch zu Mehlspeisen. Die eigenthümliche Säure, die demselben eigen ist, hält man für den Grund vieler Krankheiten, ohne daß die Passeirer in der Lebensart etwas ändern. Es wird meist Winterroggen gesäet, nur im höhern Gebirge auch Sommerroggen, der aber weit weniger ausgiebig ist. Die Ernte fällt im vordern Thale in die Mitte Juli. Auf den Stoppelfeldern baut man sogleich Heidekorn an, das gegen Michaelis zur Reife kommt, und mit seinem Ertrage die Fruchtbarkeit

des Jahres entscheidet. Das Volk lebt größtentheils vom Blentenmehle, das aus den Heidekorn oder Blenten genommen wird. Ein Star Blenten Aussaat trägt im günstigsten Falle 5—6 Star ein. Nässe und Kälte im Herbste ist dieser Fruchtart besonders gefährlich. Weizen gedeiht nur im vordern Thale mit 5—6 Star Ernte für 1 Star Aussaat, er wird aber wenig gebaut. Der Mais kommt bis St. Martin fort, und erscheint fast nur als Seltenheit angepflanzt, wahrscheinlich weil der steile und trockene Boden des Gebirges wenig geeignet ist, daraus ein einträgliches Felderzeugniß zu machen. Die ungeheure Masse des Maises, den man in den Etschgegenden erzeugt und um billigen Preis einführt, wirkt ebenfalls zur Vernachlässigung des Anbaues.

Neben dem Heidekorn besteht auf den Stoppelfeldern ausgedehnte Rübsaat. Die Passeirer essen die Rüben kleingehackt als Gemüse, und mästen damit ihr Vieh für die Fleischmärkte in Meran. Mißlingt ihr Anbau, so ist es ein allgemeines Unglück fürs Thal. Dieß geschieht aber bisweilen durch kleine Raupen, welche alles Blätterwerk zerstören. An allmälige Aufsammlung dieses Gewürms denkt im Thale Niemand. An die Rüben reihen sich die Kohlköpfe an der Ostseite des Thales, wovon auch ein Theil in die Stadt Meran verkauft wird. Kirbisse, die besonders schön und groß werden, dienen ebenfalls zur Viehmast. Nebst den gewöhnlichen sieht man auch eine Art Flaschenkirbisse, deren Frucht ausgehöhlt, zierliche Trinkgefäße bildet. Sie verschönern die nächste Umgebung schmutziger Hütten ungemein durch die Fülle ihres Wachsthums, und umschlingen besonders gern die wüsten Räume der Hausthiere, welche mit Zärtlichkeit nach der Himmelsfrucht empor grunzen, und jeden fallenden Brocken mit Jubel begrüßen. Kaum hat jemals ein Gelehrter den Kirbiß von dieser kalobiotischen Seite betrachtet, und unser Verdienst, darauf aufmerksam gemacht zu haben, ist gewiß nicht gering anzuschlagen für den Fortschritt erhöhter Lebensbildung. Im tiefern Thale wächst noch immer Roggen, Gerste, Hafer und

Rübsaat. Nur Pfelders und Hintersee müssen sich auf Gerste beschränken. Hafer wird überhaupt wenig angebaut. Daß die Fruchtbarkeit der Felder zu tiefer hinein desto mehr abnehme, begreifen meine Leser von selbst. In kalten Jahren geht in den Tiefgründen des Thales oft alle Ackerfrucht zu Grunde. Der Boden, eine lockere Schieferauflösung, ist im Ganzen fruchtbar, aber nur auf der Sonnenseite ergiebig. Die Schattenseite hat fehlige Güter, wie man in Passeier sagt; nur trockene Jahre stellen ein erträgliches Verhältniß auf beiden Thülflügeln her. Die Wiesen zerfallen in Heimwiesen und Alpenwiesen. Die erstern können im besten Falle dreimal, die letztern nur einmal gemäht werden. Nur einzelne Gemeinden im Hintergrunde des Thales haben Ueberfluß an Heu.

Die außerordentliche Steilheit des Gebirges, an beiden Stellen schwindelerregend für empfindliche Naturen, macht die Feldarbeit sehr beschwerlich. Der Pflug findet an vielen Orten keine Anwendung, die Erde muß mit dem Karste umgegraben werden. In der Regel trägt man die ganze Ernte auf dem Rücken ein. Dieses schwere Mühsal gibt den Frauen ein gedrücktes, in's Breite gehende Aussehen, und bei harten Eheherren, die ihre Eheweiber nicht schonen, sind Fehlgeburten die gewöhnliche Folge davon. Todtgeborne Kinder sind vorzüglich aus diesem Grunde in Passeier nicht selten. Um das Verschwemmen des Erdreiches zu verhindern, muß jedes Frühjahr vom unteren Ende des Ackers der Andrang der abrieselnden Erde zum obern hinaufgeschafft werden, theils durch „Aufgratteln“ vermittelst thierischer Kraft, theils durch „Era (Erde) rennen“ vermittelst ziehender Menschen. Stürzende Regen befeinden den Ackerbau besonders. Oft sitzen bei anhaltender Nässe ganze Aecker herunter, und dadurch verdirbt manchmal für immer die Möglichkeit eines Feldnutzens. Und wo eine Besserung eintreten kann, wird nur mit unsäglicher Mühe das Ackerland wieder hergestellt durch eingerammte Baumstämme und aufgetragene Erde. Die allermühevollste

Arbeit bleibt aber immer das Heueintragen. Ein Mann trägt 120—150 Pfund, ein Weib 50—80 Pfund in einer Tracht, oft steile Bergabhänge auf und nieder, mit ungemeiner Sicherheit des Trittes. Das bei solcher Anstrengung in den Kopf steigende Blut wird als Anlaß zum häufigen Schlagflusse bei Männern und Frauen bezeichnet. Die Bergwiesen liegen alle über dem Bereiche des Waldbodens, und geben gutes, aber kurzes und weniges Heu, das im August gesammelt und im Winter auf Schleifen heimgezogen wird. Es kann nur auf vortheilhaft gelegenen Orten gemäht werden; an vielen Stellen wird es büschelweise aus den Steinwänden herausgesichelt, wobei die Arbeiter nicht selten das Leben einbüßen. Gewöhnlich treten solche Unglückliche auf eine Handvoll Heu und schlüpfen mit demselben über die Felsabhänge hinaus, dem gewissen Tode in die Arme. Es hat für den tiefen Wanderer etwas Schaudererregendes, an steiler Felsenwand Weiber und Mädchen mit diesem Grassammeln beschäftigt zu sehen. Und doch tönt das kecke Berglied aus dem Munde der Hochschwebenden in alle Lüfte.

Zur Bewässerung wird der Bach aus tiefen Thälern gefaßt, und an Felsenklippen herausgeleitet, unter eigenen Wasserhütern, die für die gute Beschaffenheit der Rinnen zu sorgen haben. Um jede Unterbrechung sogleich zu merken, sind an den schwierigsten Stellen Wasserglocken angebracht, und werden durch wassergetriebene Hämmer im beständigen Klang erhalten. Ihr einförmig wehmüthiges Tönen durchs Gebirge greift tief ins Herz und weckt im akustisch gebauten Thale ein Klingen und Singen hinüber und herüber, das im empfindlichen Gemüthe lebenslang nachhallt.

Die Arbeit bleibt die sicherste und in der Regel einzige Erwerbsquelle in Passeier, da die Erzeugnisse des eigenen Bodens als Verkaufsgegenstände kaum in Betracht kommen, und nicht einmal zur Ernährung des Thales hinreichen. Diese allein bringt Geld in's Thal. Nach dem Aufhören der Saumfracht durch Passeier in's Oetzthal und nach Sterzing bildete

sich ein weitverzweigtes und überaus rühriges Trägerwesen aus. Nimmt man einige Weinfuhren in den Vordergrund des Thales zur Winterzeit aus, so wird alles Andere fast durchaus auf den Schultern aus- und eingetragen. Männer und Frauen widmen sich diesem Erwerbszweige. Der nächste Verkehrspunkt ist Meran. Der Passeirer kann seine Heimath nicht ohne Meran, und Meran nicht ohne Passeier denken. Die Vorliebe für Meran macht sich oft in dem Ausrufe Luft: „Ein solches Stadl wie Meran gibt es in der ganzen Welt nicht. Die Leute sind so fein, der Wein so wohlfeil und die Krämer so wortsüß!“ Selbst die Schulkinder von 5 Jahren denken sich unter Meran alle möglichen Süßigkeiten auf Erden. Wir betrachten zuerst die Träger und Trägerinnen, die bloß fürs Thal beschäftiget sind. Ihr Lohn mag für einen ganzen Tag schwerster Bürde kaum über 36 Kreuzer zu stehen kommen, und im schlechtesten Fall 15 Kreuzer nicht übersteigen. Sie nähren sich kärglich mit mitgebrachtem Vorrath oder essen und schlafen um 3 Kreuzer des Tages bei Bäckern und andern gemeinen Handwerken. Sie liegen nur im Nothfalle aus. In der Regel brechen sie um 2 Uhr Morgens in Passeier auf, und erreichen um 7 Uhr früh Meran. In wenigen Stunden sind ihre Geschäfte gemacht, und um 11 Uhr sieht man sie schon wieder auf dem Heimwege. So ist die Verbindung des Thalvordergrundes mit Meran alle Tage pünktlich aufrecht erhalten. Nur die Träger für die tieferen Gemeinden setzen zwei Tage an ihren Gang. Die Last ist für Frauen fast immer 70—80 Pfund. Sie fordern wenig und leben äußerst genügsam. Daher nährt ihr Geschäft mehr als eine Person. Man findet Beispiele, daß Weiber diesen beschwerlichen Dienst bis in die 80 Jahre ihres Lebens versehen. Ihre Emsigkeit flößt eben so viel Achtung ein als man sich auf ihre Ehrlichkeit gewöhnlich sicher verlassen kann. Die meisten können weder gut lesen noch schreiben, und man staunt mit Recht über die Kraft ihres Gedächtnisses, die sie auch nicht das Kleinste ihrer hunderterlei

Geschäftlein vergessen läßt. In Meran sprechen sie gern bei Frauen ein mit Eiern und andern Zuträgnissen, erzählen nebenbei die Geschichten des Thales, und verdienen sich ächt passeierisch durch bloßes Reden einen kleinen Nebengewinn an Geld und Kost. Sie sind in dieser Geschäftigkeit lebendige Chroniken des Thales, wandernde Mährlein, gutmüthige Medisance, die weder den Richter noch den Pfarrer verschont. Sie sind mit nichts nachläßig als mit Briefen. An solchem Geschreibsel sey nicht viel gelegen, meinen sie. Thatsache ist es, daß fleißige Briefbestellerinnen eigens gebildet werden mußten.

Zu diesen Trägerinnen im Thale kommen die Kraxenträger zwischen dem Etsch- und Inngebiethe, sämmtlich kräftige Männer, mit Branntwein, Getreide und Obst. Einige kaufen im Oetzthale für das Gebrachte Schmalz, woran der Oetzthaler bei starkem Fleischgenusse Ueberfluß hat, und liefern es entweder über den Tümbls zurück nach Passeier und Meran oder über den Niederjochferner nach Schnals, wo es eifrige Abnehmer findet. Der Gewinn, welchen sie im letzteren Falle dabei machen, beschränkt sich vorzüglich auf den Vortheil des verschiedenen Gewichtes. Neun Pfund Schmalz im Otzthal machen zehn in Schnals, und dadurch gewinnen sie im besten Fall zwei Gulden Ganggeld nebst der Verpflegung. Sie tragen oft gegen 200 Pfund. Sie übernachten bei Bauern und zahlen für Herberge und Kost drei Kreuzer. Oft werden sie von Schneestürmen auf den Eisbergen überfallen und erlahmen in ihren Gliedern für ihr ganzes Leben.

Andere Kraxenträger gehen mit Obst nach München und tragen eine Last von 150 Pfund im Ankaufspreise von 7—8 Gulden. Wenn sie dabei 4—5 Gulden gewinnen, so muß es als Glück betrachtet werden. Sie kochen gewöhnlich selbst in Häusern, wo die Nachtherberge umsonst ist. Als stets bereites Stärkungsmittel führt jeder derselben eine Flasche Branntwein mit sich, 3 Maß für den ganzen Weg hin und zurück. Wirthshauszehrung erträgt das Geschäft nicht. Häu-

ſtige Unfälle, worunter das Verderben der Früchte oft vorkommt, führen ſogar zu Verluſt. In neuerer Zeit gibt es einige Familien, welche den Obſthandel zu Lande vermittelſt eines Pferdes betreiben, bequemer zwar, aber kaum vortheilhafter. Mit dem letztern befaſſen ſich faſt nur Eingewanderte; der Paſſeirer geht und trägt, aber er fährt nicht.

Eine andere Durchzugswaare iſt der Flachs aus dem Oetzthale. In Paſſeier wird keiner gebaut, Verſuche abgerechnet. Man bezieht ihn aus dem Innthale und insbeſondere aus dem Oetzthale. Eigene Flachshändler, theils einzeln theils zu einer Geſellſchaft vereint, kauften früher den Flachs an Ort und Stelle auf, und ließen ihn durch Träger über die Berge an die Etſch liefern. Heutzutage geht nur wenig mehr auf dieſem Wege. Man liefert ihn lieber auf der Are in die Verkaufsgewölbe Südtirols, und verſieht damit nicht blos Paſſeier, ſondern verſendet ihn ſogar nach Italien. Dieſer Flachshandel nimmt immer mehr überhand, jemehr die Leinwandausfuhr aus Paſſeier im Abnehmen begriffen iſt. In älterer Zeit ward der von Trägern eingeführte Flachs auch größtentheils im Thale bearbeitet. Die daraus gewonnene Leinwand ging durch eigene Händler auf's Land heraus und nach Italien. Aber dieſer Erwerbszweig konnte in neuerer Zeit anderweitige Mitbewerbung nicht aushalten und wurde deshalb ſehr herabgedrückt. Was gegenwärtig noch im Thale davon erzeugt wird, rührt größtentheils von fleißigen Weibern her, die aus dem Verkaufe eines Stückes Leinwand eine kärgliche Einnahmsquelle für ihre Hausbedürfniſſe bilden, und ſie an der tiefern Etſch durch eigene Hauſirer verwerthen laſſen. Die Fälle ſind ſelten, wo auf dieſe Weiſe ein kleines Kapitälchen erworben wird. Dagegen ſind die Bleichſtellen in St. Martin, in St. Leonhard und in Moos allzeit wohl beſetzt mit Leinwand, die zu dieſem Zwecke durch die Trägerinnen ins Thal wandert. Man kann den Gewinn, welcher denſelben durch dieſen Arbeitszweig zufließt auf 500 Gulden anſchlagen, die armen Leuten zu Gutem kommen, da das

Wasser von Passeier durch seine Weichheit zur Bleiche vorzüglich gut ist, wenn es einmal ordentliche Fahrwege durch Passeier gäbe.

Bei weitem der wichtigste Handelszweig der Passeirer ist der Fleischverschleiß. Die Berge des Thales sind für die Milchwirthschaft wenig geeignet, und selbst das Ueberwintern des Viehes hat seine Gränzen aus Mangel an Futter. Man verlegt sich daher auf Viehmastung. Zunächst findet die Schweinmast besondere Aufmerksamkeit. Schon im Thale werden viele gezogen, und als sichere Zinsthiere mit Zärtlichkeit behandelt. Was an eigener Zucht fehlt, kommt im Frühlinge aus Baiern und Ungarn. Am beliebtesten sind diejenigen, welche der sogenannte „Boarseppel“ einführt. Fast jede Wirthschaft hält deren 2—3 mit dem hoffnungsvollen Blick in die Zukunft, die keine andere ist, als der glückselige Herbst in Meran. Dazu kauft man Schafe oder Ziegen aus Ulten, Schnals, Sarnthal, Vintschgau, Tefereggen und Kärnten, soviel als man im Sommer zu ernähren Aussicht hat. Oft ist das Geld zu diesem Ankaufe nur geliehen, und das Abschlagen eines solchen Anlehens ist bei Wohlhabenden das Zeichen der größten Hartherzigkeit, die ihren Kindern und Kindeskindern verderblich werden muß. Anstände sind jedoch bei solcherlei Forderungen äußerst selten, da der Passeirer die geliehene Summe mit ungemeiner Gewissenhaftigkeit wieder zurückerstattet. Ja die meisten Gläubiger verlangen wohl die dargeliehene Summe zur bestimmten Zeit, aber keinen Zins. Es lebt eine unverzinsliche Leihbank im Volke. Kleinhäusler, Knechte, Knaben von 12—15 Jahren, alles Männliche, was sich regen kann, legen ihr Spargeld in diesen Käufen an, und leihen es von lieber Hand, um ihr Glück zu versuchen. Dieses hoffnungsvolle Streben gibt dem Volke eine Frische und Lebendigkeit, die dem Passeirer manches sonst wohl verwahrte Herz gewinnt. Wer selbst kein Futter hat, gibt es andern in die Pflege gegen sehr mäßige Entschädigung. Im Anfange des Som-

mers wird das neu eingekaufte Vieh auf die Alpen getrieben. Man nimmt sogar auswärtige Schafberge im Oetzthal, Schnals und Zillerthal in Pacht. Namentlich findet man im Hintergrunde des Oetzthales in der Gemeinde Vent weitläufige Berghöhen mit Passeirerschafen besetzt. Da bisweilen 400 Schafe auf die nämliche Weide gehen, so schwillt der Weidezins von 18 Kreuzern für jedes so bedeutend an, daß nicht bloß der Alpenpacht bezahlt, sondern auch der Hirte reichlich genährt wird. Im Herbst geht dieses Mastvieh auf die Heimwiesen und wird mit Rüben und ähnlichen Feldüberbleibseln gemästet.

Hierauf folgen drei in ganz Südtirol berühmte Märkte in Meran, wie man sie sonst wohl kaum findet, um Martini (11. Nov.), Katharinä (25. Nov.) und Thomas (21. Dez.). Die Schweine werden alle im Thale geschlachtet und die Eingeweide derselben dienen der Hausgenossenschaft als Leckerkost. Die Passeirer gleichen hierin ganz den bescheidenen Göttern des Homers, sie begnügen sich damit, weil man ihnen nicht mehr läßt. Alle Wege des Thales bedecken sich sofort mit Menschen, deren jeder ein todtes Schwein auf dem Rücken hat, ganz mit Schweiß überronnen, stolz auf die Last Man muß diese Menschenzüge sehen, um dieselben in ihrer tiefen philosophischen Bedeutung zu würdigen. Wer das größte Schwein zu Markte bringt, darf nach dem Passeirerausdrucke mit einer Huifeder in der Kirche erscheinen und vor dem Pfarrwidum um Mitternacht juchheien. Gewöhnlich erringen diesen Kampfpreis die Bewohner von Stuls mit ihren Schweinen über 3 Zentner schwer. Alles übrige Vieh kommt lebendig auf den Markt nach Meran, und wird unter den Arkaden der einzigen Gasse geschlachtet, und in den Gewölben zum Verkaufe ausgestellt. Ein seltsames Schauspiel, überall blutgefleckte Schlächter, Abends mit einer brennenden Kerze auf dem Hute, von neuem Weine durchgeistet, allenthalben ungeheure Massen Fleisch aufgehängt, ausgelegt, angepriesen im größten Volksgedränge, so daß vom Glücke

zu reden hat, wer ohne Blutflecken nach Hause kommt, aus allen Winkeln ein Geruch von unerfreulicher Einwirkung auf empfindliche Nasen, dazwischen allerlei andere Waaren feilgebothen. Fällt dazu noch schlechtes Wetter ein, so steht das Bild in seiner saftreichsten Blüthe. Der Markt dauert regelmäßig nur 3—4 Tage, zieht sich jedoch fast eine Woche hinaus. Aus dem ganzen Etschlande erscheinen Käufer, besonders Italiener, die ganze Wagen voll Fleisch hinwegführen. Geht das Fleisch zu guten Preisen ab, so kaufen die Passeirer noch in der Meranergegend während des Marktes so viel Schlachtvieh auf, als sie zu veräußern hoffen dürfen, wobei sie mit einem sehr kleinen Gewinne zufrieden sind. Im Durchschnitte werden auf diesem Wege jährlich 550 Rinder, 1200 Schafe, 1600 Ziegen und 550 Schweine verwerthet. Die Preise des Fleisches sind natürlich verschieden. In zehnjährigem Durchschnitte kommt das gute Rindfleisch nicht über 11, das Schweinfleisch nicht über 18, das Schaf- und Ziegenfleich nicht über 8 Kreuzer das Pfund zu stehen, während der Preis für geringe Waare in der Regel viel tiefer steht. Der letztere wechselt am meisten beim Schweinfleisch, das auch die größte Nachfrage hat, besonders zu Schinken, wozu es sich durch seine zarte, nicht überfette Beschaffenheit vorzüglich eignet. Für die Passeirer ist diese Zeit die seligste des ganzen Jahres, auch abgesehen vom Gelde, das ihnen jedenfalls nur erwünscht seyn kann. Sie überlassen sich den süßen Genüssen des neuen Weines, der nach ihrer Ausdrucksweise „einen teuflischen Schnitt“ hat, so daß das Herz im Leibe aufhüpft. Die sonst oft lange stille gelegenen Volkslieder steigen tönend aus dem Hinterhalt der Seele, und die Liebe feiert ihre fröhlichsten Feste, denn der Liebhaber kann seine Inbrunst mit Wein und sauren Suppen beweisen. Vereinzeltes Unmaß bleibt nie aus, und äußert sich oft durch Erkrankungen nach der Heimkehr ins Thal.

Neben dieser Thätigkeit für die Fleischmärkte in Meran besteht einiger Handel mit Fleisch das ganze Jahr fort.

Viele Passeirer legen sich auf das sogenannte Strutzerhandwerk, und versehen viele Gemeinden an der Etsch mit Fleisch, entweder regelmäßig das ganze Jahr, oder zu gewissen Zeiten, wo der Bauer in Südtirol sein Nierenstück am Bratspieße haben will. Zu diesem Ende treiben sie Handel mit Vieh, der seinen Zug besonders nach Pusterthal nimmt, wo das beste Vieh erzeugt, und das wohlfeilste aus Kärnten eingeführt wird. Je tiefer man ins Thal hineinkommt, desto eifriger verlegen sich unternehmende Leute auf diese Art des Erwerbes. In den Zwischenzeiten, wo der Fleischverschleiß wenig oder nichts abwirft, wie in der Fasten, wandern die Strutzer nach Italien mit Ochsen, die sie aus ihrem Geschäftsbezirk zusammen kaufen. Und da zeigt sich oft ein Vertrauen der Besitzer, auf die Ehrlichkeit der Passeirer, das für die letztern sehr ehrenvoll ist. So zieht oft ein armer Passeirer, der für nichts gut stehen kann, mit 18 Paar Ochsen aus Allgund, Marling und Obermais, deren jedes 300 Gulden unter Brüdern werth ist, nach Verona, Vicenza, Padua ohne der italienischen Sprache kundig zu seyn, auf Märkte, wo ein gewandter Geist nothwendig ist, um seines Vortheils wahrzunehmen. Fälle, wo der Strutzer mit seinen 4500 Gulden ausblieb, sind unerhört, gewiß ein Zeugniß für unser Land, das wir nicht hoch genug anschlagen können in einer Zeit, wo so oft das schönste Vertrauen getäuscht wird.

Andere Passeirer legen sich auf den Branntweinhandel, wie bereits gemeldet worden ist. Sie wandern bis nach Modena hinein, und liefern ihre dort wohlfeil angekaufte Waare selbst ins Innthal, wo sie bei Kleinwirthen Geschäfte machen. Im Ganzen ist diese Erwerbsart stark im Abnehmen, und von vielen Seiten nicht ohne Grund angefochten, weil sie weder der Sittlichkeit, noch dem Vermögen der Betheiligten gedeihlich ist. Der Seelsorger kennt in der Regel diese Art von Händlern kaum, sie schweifen das ganze Jahr umher, und erscheinen nur bisweilen auf kurze Zeit im Thale, mit mehr Widerspruchs- und Verführungsgeist als weiser

Welterfahrung. Nur am Ende ihres Umlaufens fallen sie dem Thale zur Last entweder als Verarmte oder Verwöhnte.

Ein anderer Handel findet mit Kälbern aus dem Thale nach Meran statt, wobei nicht blos die Arbeit, sondern auch das eigene Erzeugniß bezahlt wird. Vier Unternehmer besorgen das Geschäft. Der größte darunter ist der Besitzer des Kammerveithofes, welcher allein bei 1200—1500 Kälber alljährlich auf das Land herausliefert. Man sammelt sie lebendig in St. Leonhard und St. Martin vermittelst großer Hunde, die ein ohrenzerreißendes Brüllen der armen Schlachtopfer veranlassen, und hetzt sie an die Etsch heraus. Im Ganzen möchten etwa 2000 Kälber auf diese Weise aus dem Thale wandern, wovon jedes beim Ankaufe zu 6—12 Gulden je nach der Jahreszeit bezahlt wird. Der Menschenfreund söhe gern eine Aenderung in der Behandlung dieser Thiere eintreten, was freilich nur geschehen könnte, wenn ein ordentlicher Fahrweg durch das Thal führte.

Passeier erzeugt wenig mehr Schmalz als es braucht. Da nur äußerst wenig Fleisch gegessen wird, so dient es als unerläßliche Würze der groben Mehlkost. Was daher in den Handel kommt, muß durch Oetzthaler Schmalz ersetzt werden, das billiger zu stehen kommt, als das Schmalz aus Passeier in Meran verkauft wird. Sogenannte Gramplerinnen machen bei diesem Austauschverkehr die Mittlerinnen, und verkaufen das Passeirer Schmalz zugleich mit Leinwand, Eyern, Hühnern und andern Geflügel. Größtentheils ist der Gewinn aus diesem Kleinverkaufe für die Weiber zur Deckung von allerlei Hausbedürfnissen bestimmt. Insbesonders wird dafür Zucker und Kaffee eingebracht, wobei der Trägerlohn in den Kaufläden bezahlt wird, um Kunden einzulocken. Aus diesem Kleinverschleiße erwächst daher im Ganzen mehr Schaden als Nutzen.

Die Wolle, welche der Bauer von seinen Schafen gewinnt, dient zur Bekleidung des Volkes. Nur die größeren Schafhändler, welche die eingekauften Stechschafe im Früh-

linge und Herbste scheren, können einen Theil der Wolle verkaufen. Italiener kommen ins Thal, und sammeln besonders die weiße Wolle auf, da sie für das Gewebe des landüblichen Lodens weniger taugt. Die Weiber und Mädchen des Thales sind eifrige Strumpfstrickerinnen aus dichtem Wollfaden für Landleute. Ueberall haben sie das Gestricke in den Händen, selbst die Trägerinnen, wenn sie nicht allzu schwer belastet sind. Dieser Eifer nimmt zu, je tiefer man ins Thal hineinkommt. In Hintersee wird es am ausgedehntesten betrieben, selbst Männer nehmen im Winter daran Theil. Was von Strümpfen nicht im Thale verbraucht wird, verkauft man auf das Land heraus, wo die feste und billige Waare guten Absatz findet. Andere Mädchen, die sich im Thale nicht nähren können, gehen im Winter als Spinnerinnen an die Etsch heraus. Sie erhalten dafür sparsame Kost, und im glücklichsten Fall 3—6 Kreuzer Lohn die Woche.

Hirten, arme Leute und Bettler flechten gemeine Strohhüte in Zillerthalerform, die man an Werktagen fast allgemein trägt. Man verkauft deren auch einige aus Passeier weg, 6—9 Kreuzer das Stück. Würde dieses Geschäft regelmäßiger betrieben, und in Meran oder Bozen eine Niederlage von derartigen Hüten gebildet, so könnte es sehr und mit Vortheil erweitert werden. Aeltere Leute und verwaiste Kinder dienen gern als Hirten in Schnals, Oetzthal und Zillerthal. Sie erhalten dafür die Kost um 4—5 Gulden Lohn für die Sommermonate. Davon treffen ungefähr 4—5 solcher Hirten auf Zillerthal.

In Vorderpasseier wird auch einheimischer Branntwein gewonnen, größtentheils aus Kirschen, weniger aus Hollunder, am wenigsten aus Wachholder und Enzian. Seiner Güte wegen ist der Kirschenbranntwein sehr gesucht als Hausarznei, die man in jedem Hause und Kasten trifft. Der beste Bauer kann daraus in sehr guten Jahren 100 Gulden gewinnen. Das gilt jedoch mehr als Ausnahme. Der gewöhnliche Verdienst guter Bauern in diesem Erwerbszweige

steigt auf 50—60 Gulden. Eigene Unternehmer kaufen ihn zusammen. Seine Heilkraft bei Koliken und Eingeweideleiden wird sehr gerühmt. Dadurch erklärt sich die ungeheure Menge von Kirschbäumen in Vorderpasseier. Bei schweren Arbeiten, wo man oft schon um 2 Uhr Nachts aufstehen muß, genießen die Passeirer ebenfalls von diesem Geiste, aber sehr mäßig, und preisen ihn als das beste Mittel, die Glieder aushältig zu machen. Branntweintrinker sind im Thale überhaupt sehr selten, was für das Volk nur empfehlend seyn kann, bei so viel Gelegenheit es zu lernen.

Die Bienenzucht findet hie und da eifrige Verehrer. Manche derselben halten 20—40 Schwärme in mützenartigen Flechtkörben oder länglichen Bienenstöcken. Der Honig, den man daraus gewinnt, ist vortrefflich und findet reißenden Absatz. Indeß lohnt es kaum sich damit abzugeben. Die Enge des Thales lockt die Schwärme zu Verlust ins Gebirge, und der häufige Regen hindert die Bienen dergestalt, daß sie oft kaum so viel Honig gewinnen als sie selbst zu ihrer Nahrung brauchen.

Eine bessere Einnahme bildet den Kalk, welcher in und außerhalb des Thales gesucht ist. Man sammelt die Kalksteine aus dem Bette der Passer im Winter und Frühjahr, und liefert sie zu den Kalköfen, welche als Eigenthum einzelner Besitzer oder ganzer Gemeinden längs des Thalbaches errichtet sind. Taglöhner, ausgediente Knechte, vereinzelte Branntweintrinker geben sich mit diesem Sammel- und Brenngeschäfte ab und verkaufen sie dann staarweise. Ein halber Wienermetzen kostet je nach den Umständen 16—20 Kreuzer an Ort und Stelle. Die außerordentliche Feinheit und Oelhaltigkeit des Passeirerkalkes taugt besonders zur Einmischung in schlechtere Kalkarten und zu gewissen Bauten, die einen vorzüglichen Kitt fordern. Man greift daher mit Vorliebe dazu, wenn er auch theurer ist, da er weit mehr ausgiebt. Nur die schlechten Wege durch das Thal stehen diesem Erwerbszweige entgegen, da der Fuhrlohn so hoch steht, daß

der Kalk von Passeier im Preise mit dem von Tisens nicht wetteifern kann. Der jährliche Gewinn, den der Kalkverschleiß einbringt, schlägt man durchschnittlich auf 250 Gulden an. Blickt man zur Nachtszeit, wo die Kalköfen in Thätigkeit sind, vom höheren Gebirge ins Thal herab, so gewähren die Flammen dieser einsamen Brennpunkte, hochauf leuchtend in die Nacht, einen geisterhaften Anblick, der zu den schönsten Nachtbildern in Passeier gehört.

Bedeutender ist der Waldnutzen des Thales. Das Gericht Passeier begreift ein Flächenmaß von 5,73 geographischen Quadratmeilen. Mehr als ein Fünftel dieser Ausdehnung nimmt der Waldboden ein mit 35.755 Morgen Landes zu 500 Quadratklaftern. Davon besitzt die Gemeinde Riederberg 1452, Platt 8340, Pfelders 854, Moos 5590, Rabenstein 4372, Stuls 642, Walten 3592, St. Leonhard 3161, Tall 5551 Morgen. Die Wälder selbst zerfallen in 23.542 Morgen landesfürstliche, 3525 den Gemeinden gehörige, und 8688 privateigenthümliche. Der Boden ist dem Wachsthume des Holzes überall sehr günstig, und daraus erklärt sich, daß Passeier schon seit Jahrhunderten nicht bloß seinen eigenen Holzbedarf decken, sondern noch Holz ausführen kann. In der neuern Zeit trafen jedoch so viele Umstände zusammen, den Holzreichthum zu vermindern, daß man für die Zukunft ernstliche Besorgnisse hegt. Die steilabfallenden Bergesflächen machen soviel Bergesräume zum Bannwald, der aus Gefahr vor Erdablagerungen nicht angegriffen werden darf, daß dadurch der Waldumfang fast um die Hälfte vermindert wird. Zugleich ward in älteren Zeiten unschonend in den Wäldern gewirthschaftet, und jetzt geschieht es oft heimlich aus Noth, um sich einen Kreuzer zu verdienen. Daher leiden die Gemeinden Pfelders und Stuls bereits Holzmangel, und müssen sich mit dem Ueberfluß der Nachbargemeinden behelfen. Die italienischen Holzhändler sind auch in dieses Thal eingedrungen, und führen alljährlich eine große Masse von Brettern und Gestängen hinweg. Aus diesen Gründen ist selbst für

die Thalbewohner das Holz nicht wohlfeil, da die steigende Armuth der Besitzer nur zu sehr verführt wird, mehr Holz zum Verkaufe nach Meran zu liefern, als für das Gemeinwohl gut ist. Man gewinnt im Thale jährlich ungefähr 18.100 Stück Brennholz, 1258 Stämme Bauholz, 2150 Kubikklafter Streu aus Fichtenästen, 40 Kubikklafter Rinden für die Gerber und 1 Zentner Harz zu verschiedenen Zwecken. Daraus werden nicht bloß Küchen und Oefen gespeist, sondern auch 10 Schmieden, 18 Sägemühlen, 15 Kalköfen, und 6 Leinwandbleichen im Thale versorgt. Eine Passeirer Klafter galt im Jahre 1842 5 Gulden 30 Kreuzer. Sie mißt 16 Schuh in der Breite, 4 Schuh in der Höhe, 3½ Schuh in der Länge, und hat einen Kubikinhalt von 224 Schuh. Ein großes Sägestück Lerchenholz von 16 Schuh Länge und 15 Zoll mittleren Durchmessers kostet 2 Gulden, und ein Fichtenstamm von gleicher Größe 1 Gulden 24 Kreuzer. Zwei Passeirer Klafter machen etwas mehr als eine Meraner Klafter aus, das heißt, einen Holzstoß von einer Wiener Klafter Höhe und Breite, und 3½ Wiener Schuh in der Spannlänge.

Die Holzarten selbst sind sehr mannigfaltig: Erlen, Eiben, Kastanien, Weißbirken, Eschen, Pappeln, Achorne, Vogelbeerbäume und anderes Laubholz. Vom letztern gewinnt man nicht bloß Futter, sondern besonders Weinbaugehölze. Im höhern Waldrevier herrscht die Fichte überall vor, die Lerche ist sparsamer und liebt die Schattenseite, Föhren und Tannen gedeihen seltener, am seltensten die Rothbuche und der Zirbelkieferbaum, welcher letztere bei Ulfas gegen Lazins am besten fortkommt. In der Tiefe sieht man kaum ein Muster davon. Den Beschluß der Holzarten macht die Zwergkiefer, Zunder genannt.

Aus diesem Waldbestande geht, nachdem die Bedürfnisse des Thales gedeckt sind, alljährlich, und zwar schon aus unfürdenklicher Zeit eine Lieferung von 1225 Meraner Lendklaftern nach dem oben bezeichneten Maßstabe, 30 Stück Bau- und Brückenholz, 40 Fuhren Weingartholz, 400 Stück

Bretter und 8 Zentner Harz nach Meran zum Verkaufe in der Stadt und Umgegend. Diese nach 50jährigem Durchschnitte gemachte Angabe hat in neuerer Zeit, namentlich in Brettern, eine bedeutende Erhöhung erhalten. Zum Holze kommen aus dem Waldgebiethe Klaubnisse aller Art, Heidelbeeren, Erdbeeren, Schwämme und andere Samenfrucht. Dadurch fließt ein jährliches Kapital von 8000 Gulden ins Passeier. Die einzelnen Besitzer schlagen das Holz in den Wäldern mit Erlaubniß des Waldamtes in bestimmter Zahl, und bringen es in Prügeln zerhackt an die Passer. Ein eigener Aufseher überwacht die Richtigkeit des Maßes. Eigene Uebernehmer, 7—8 an der Zahl, kaufen es hier auf, und schwemmen es auf der Passer gewöhnlich im Frühjahre nach Meran. Die Stadt baut und unterhält den Rechen mit einer Auslage von jährlichen 150 Gulden. Das ganze Lieferungsgeschäft ist nach der Holzordnung vom Jahre 1681 geregelt. Nach derselben verpflichtete sich die Stadt Meran, alles Lendholz aus Passeier zu kaufen, und die Passeirer gelobten dagegen es alljährlich an die Stadt Meran und an niemand Andern abzulassen. Anfangs der Fastenzeit auf der Ehehafttheidigung zu St. Leonhard mußte beiläufig die ganze Holzmasse fürs laufende Jahr angegeben werden. Meran bestellt einen eigenen Holzmair, das geschwemmte Holz in Empfang zu nehmen, und nach genauer Untersuchung mit dem Stadtrathe die Holzpreise für dasselbe festzusetzen. Es mußten im Jahre 1681 ungefähr 700 Klafter getriftet werden. Im Jahre 1784 machten sich die Holzhändler des Thales unter der Bürgschaft des ganzen Gerichtes verbindlich, jedes Jahr 2000 Klafter zu liefern. Bei später eintretendem Unvermögen, diese Bedingnisse zu erfüllen, entstand ein Prozeß zwischen Meran und Passeier. Das letztere verlor ihn, und mußte 10,000 Gulden Schadenersatz leisten, die nur gezahlt werden konnten, weil so eben das Geld fürs Terlaner Moos eingegangen war. So löste sich der Wechselvertrag, und die Holzlieferung findet alljährlich nach freiem Uebereinkommen

statt. Dieser unglückliche Ausgang mehrte bedeutend die Verarmung des Thales.

Geschichtlich stand die Waldbenützung in ältester Zeit unter dem Richter des Thales, später unter dem Kelleramte von Meran, das noch bis auf den heutigen Tag 10 Klafter Lendholz als Zehent bezieht. Der Forstmeister im Burggrafenamte unter dem Oberstjägermeister des Landesfürsten übte seine Aufsicht durch Forstknechte in Passeier selbst. Jetzt steht Passeier in dieser Beziehung unter dem Forstamte Bozen, welches durch einen Förster in St. Leonhard und drei Forstgehülfen zu Platt, Rabenstein und St. Leonhard unterstützt wird. Die Wälder in Hinterpasseier sind von jeher für den Bergbau auf dem Schneeberge in Anspruch genommen worden.

Durch diese erschöpfende Darstellung der Erwerbsquellen in Passeier fürchten wir fast dem Leser einen zu hohen Begriff von der Vermögenskraft des Thales beigebracht zu haben. Man liest sich nur allzu leicht in einige Uebertreibung hinein, wenn die kleinsten Einzelheiten aufgeführt werden, wodurch irgend Geld ins Thal fließt oder wenigstens fließen kann. Dagegen legen wir Verwahrung ein durch die Bemerkung, daß die aufgezählten Erwerbsarten nur sehr geringen Reinertrag in die Taschen der Bewohner führen. Dazu kommen Auslagen, die außergewöhnlich zwar, aber in ihrer jetzigen Unvermeidlichkeit eine Höhe erreichen, welche die Einnahmen leider mehr aufzehren, als es der Menschenfreund wünschen muß. Darunter ist zuerst der Gebrauch des Rauch- und Schnupftabakes zu zählen. Das Rauchen ist so in der Uebung, selbst bei den jüngsten Leuten, daß die Raucher oft beim Eintritte in die Kirche und bei andern ernsten Gelegenheiten die Pfeife im Munde vergessen. Ja es gibt Fälle, wo Männer höheren Alters jede einsam schlaflose Nachtstunde rauchen, wo sodann die benachbarten Wände Spuren von gewissen Anflügen tragen, die wir nicht näher zu bezeichnen brauchen. Der ordentliche Tabakverschleiß im Thale besteht zu St. Martin, und verbreitet jährlich ungefähr 14,400 Pfund

Rauchtabak und 1200 Schnupftabak, wofür bei 4000 Gulden bezahlt werden müssen. Ueberdieß wird auf Privatwegen viel Tabak von Meran und Sterzing bezogen, so daß die jährlichen Kosten für Tabak auf 5000—6000 Gulden steigen. Das Brot, welches man von Meran ins Thal trägt, und als Feinwaare betrachtet, kostet im geringsten Ansatze jährlich 4000 Gulden. In Kaffee und Zucker, die fast in jedem bessern Hofe gefunden werden, zieht die Näscherei wenigstens 3000 Gulden aus dem Thale. Die Meßstipendien, welche im Thale nicht gelesen werden können, betragen jährlich gewiß auch 2000 Gulden. Somit kosten bloß diese Nebenauslagen, die im Anbetracht der Thalbewohner zum Luxus gehören, 14,000 Gulden. Sogenannte Törcherfamilien, die mit Obst, Töpfergeschirr und andern Kleinwaaren handeln, siedeln sich gerne im Thale an, und bleiben fast immer als Last fürs Thalalmosen sitzen. Die Wanderlust des Volkes und andere Umstände in der Gegend von Meran bringen kostspieligen Zusatz an Menschenleben ins Passeier, wodurch die Gemeindeausgaben sehr vermehrt werden.

V. Jagd. Geologisches. Mineralien.

Schon aus der Darlegung der Passeirerthalfreiheiten konnte man schließen, daß das Wild theils durch die den Bauern gestattete größere Jagdfreiheit, theils durch die Jagdlust des zahlreich im Thale anwesenden Adels sehr verdünnt worden seyn müsse. Und so ist es auch in der That. Das edle Rothwild ist fast ganz ausgerottet. Einst grasten Hirsche am Ifinger und Hirzer im Kalmthale und andern Weideplätzen des Thalvordergrundes. Jetzt sieht man schon seit 40 Jahren keine mehr. Dagegen gibt es noch Rehe, besonders auf der Ostseite des Thales gegen Hafling, und so wie die Jäger nur einiger Maßen Ruhe gewähren, vermehren sie sich wieder schnell, können jedoch vor der allerwärts im Schwunge gehenden Wilddieberei kaum bestehen. Dessen ungeachtet kommen sie noch öfter ins Thal herab, und wandern leichtfüßig durch Feld und Wald. Und es ist oft staunenswerth, wie lange ein so vereinzeltes Thier alle Schüsse der Jäger hindurch unverletzt bleibt. Man erlebt Fälle, wo erst die fünfzigste Kugel trifft und tödtet. Da findet man oft mehrere Kugeln im äußern Fleische eingewachsen. Gemsen stehen noch am Ifinger, Hirzer und auf den höchsten Bergen gegen Schnals und Oetzthal. Am Anfange dieses Jahrhunderts fand man sie noch in Rudeln zu 6—10 beisammen, selbst auf solchen Berghöhen, wo sie jetzt nicht mehr vorkommen. So war die

Alpe Pfistrad hinter St. Leonhard gegen Sarnthal einst von ihnen sehr besucht. Ein Jäger verfolgte deren 6 mehrere Stunden, ohne jemals zu Schuß zu kommen. Endlich trieb er sie auf einen schmalen, rings abschüssigen Felsenkopf hinaus, wo kein Entrinnen mehr möglich war. Leider hinderte ihn ein Felsen, der zwischen ihm und den Thieren aufstarrte, einen zielsicheren Schuß zu thun. Die geängstigten Thiere, durch sein Bemühen zu schießen erschreckt, stürmten auf einmal rückwärts auf ihn los mit der Eile des Windes, und flogen über ihn hinaus. Nur ein schnelles Zurückducken an den Felsen rettete ihn, sonst würde er vom Ansturz der Thiere in die Tiefe gestürzt und zerschmettert worden seyn. Einzelne Bruten von Bergmäusen, hier zu Lande Murmenteln genannt, gibt es noch allenthalben, besonders im Kalmthale, in Lazins, und auf den Bergübergängen von Stuls nach Ratschinges.

Raubthiere erscheinen nur äußerst selten, Bären oft viele Jahre nicht, öfter Wölfe, jedoch nur in kalten Wintern, wo sie den Häusern näher rücken, und dem Viehe gefährlich werden. Da aber im Passeier die Winter selten strenge sind, so schaden im gleichen Maße die Raubthiere weniger. Dagegen sind die Füchse häufig, da ihnen nur äußerst selten zuzukommen ist. Bei Tage gehen sie fast nie aus, sondern schlummern in ihren Löchern hinter ungeheuren Felsblöcken. Selbst wenn sie zur Brutzeit bisweilen bei Tage getroffen werden, bekömmt man sie selten, denn selbst tödtlich verwundet erreichen sie fast immer noch das sichere Lager. Sie schaden den Hasen und jungen Lämmern sehr. Stets trifft man Reste von ihrem Gebein vor ihren Löchern. Auch ein Abpassen ist kaum möglich, da an denselben der Ausgänge immer mehrere sind, und das schlaue Thier nur mit möglichster Umsicht vorgeht. Hasen trifft man allenthalben viel, ungeachtet durch Schlingen, Schnellhölzer und Schußdiebe unzählige erlegt, und von Füchsen, Eulen und wilden Katzen ganze Bruten verwüstet werden. Die Bauern merken sich insbesondere ihre Weideplätze, wohin sie zur Nachtszeit am

liebsten kommen. Da schießen sie dieselben in mondhellen Nächten, die in diesen Gegenden für ein gutes Auge die zielsichersten Schüsse möglich machen. Hie und da verlieren sich einzelne Hauskatzen im Frühlinge aus den Bauernhütten. Haben sie einmal Wildfleisch gekostet, so sind sie, wie ausgewechselt, in wenigen Tagen ganz wild. Sie leben von Hasen und Vogelbrut. Die wilde Freiheit bekommt ihnen trefflich, sie werden groß und fett mit glänzendem Balge. Der Strahl ihres Auges dringt stechend auf jedes menschliche Wesen ein. Man schießt sie oft leicht auf folgende Art. Von den Hunden verfolgt, flüchtet eine auf einzeln stehende Bäume, die von den Hunden nicht mehr verlassen werden. Kommt der Jäger herbei, so pfeifet sie ihn furchtbar mit scharfen Tönen schon von weiten an, die Augen voll Wuth und Flammen ganz auf ihn und auf alle seine Bewegungen gebohrt. Er tritt herbei in gehöriger Schußweite, stets mit Vorsicht, daß sie nicht einen verzweifelnden, oft lebensgefährlichen Satz vom Baume auf ihn herab machen kann. Und fällt sie endlich getroffen, nahen ihr weder Jäger noch Hunde, fast eine Viertelstunde lang, um sich ganz zu überzeugen, daß sie wirklich todt ist. Solche wiegen oft 9—10 Pfund. Die größten Eulen, in Passeier Puchin genannt, stellen sich regelmäßig in den dichten Bäumen auf, welche in der Nähe einer Hasenweide stehen, schießen auf die Thiere nieder, und führen sie mit Leichtigkeit durch die Luft. Daher findet man auf den Felsabsätzen vor ihren Nestern und in dichten Bäumen häufig Ueberreste ihres glücklichen Fanges. Auf die gleiche Weise holen sie zur Nachtszeit die größten Forellen aus dem Wasser, wahrscheinlich schwebend über den Bächen, und zum Fange untertauchend. Ihre Nester sind mit Fischgräten dicht umlagert, wie mit einem spitzdornigem Zaune. Eichhörnchen gibt es allenthalben viel, besonders im Winter, in den sonnigen Wäldern des Niederberges. Sie leben um diese Zeit gern auf dem Boden, und naschen im Gesträuche hin und her. Nur beim Nahen der Menschen schießen sie

pfeifend empor in die Bäume. Man fängt sie auch jung ein, und bringt sie als Gesellschaftsthiere zum Verkaufe nach Meran und Bozen, wo sich Knaben damit unterhalten.

Wichtiger als die geschilderte Jagd ist die des Vogelreiches. Wie das Thal im Mittelalter als Verbindungsweg zwischen Nord und Süd diente, und die Ströme deutscher Bevölkerung an die Gränzen von Italien leitete, so geht durch Passeier noch jetzt umgekehrt der Hauptzug der Wandervögel, größtentheils im Frühlinge, aus dem Süden nach dem Norden. Der Flug im Herbste von dem Norden nach dem Süden ist nur ein sehr sparsamer zu nennen, sei es, daß die Vögel überhaupt eine andere Straße ziehen, sei es, daß ihr Vorüberflug plötzlich und zur Nachtszeit geschieht, und deßhalb weniger bemerkt wird. Den Wanderzug nach Norden eröffnen gewöhnlich Scharen wilder Gänse und Enten. Sie kommen in der Regel vom Nonsberge oder dem Ultenthale, halten sich oft einige Tage in den Auen und Moosgründen an der Etsch auf, und fliegen bei Tage und bei Nacht, aber selten mehr als 8—16 auf einmal. Aber die Abtheilungen folgen sich oft schnell, ihr Flug ist geradelinig über den Jaufen hin, und verkündet sich dem leiseren Schläfer zur Nachtszeit mit einem ganz eigenen Geräusch und Schnalzen, das wie Riemenschwung in der Luft tönt. Gewöhnlich sind diese Wandervögel klein und jugendlich. Nur bisweilen kommen große und fette, und werden, weil oft verspätet, oder zum Rasten genöthigt, leichter geschossen. Einige davon wiegen 2—4 Pfund. Einst wanderten Scharen graulicher Tauben durchs Thal, sie haben aber in Folge der überall herrschenden Zerstörungswuth sehr abgenommen. Interessanter als diese Luftzüge des Federwildes sind die vereinzelten allmälig vorrückenden Vögelwanderungen nach dem Süden. Da werden im Frühlinge alle Berghalden längs des Hauptthales belebt vom buntesten Gefieder, das mannigfaltigste Sich-Regen und Zwitschern erwacht, und das Vorrücken erfolgt nur sehr langsam, je nach dem Wetter oder den Wolken des Himmels.

Und da der Passeirer in der Regel selbst als leichtfertiger Knabe den Vögeln wenig nachstellt, und sogar die Nester mehr schont, als es anderwärts geschieht, so kann sich dieses interessante Wanderspiel in aller Ruhe der Augen des Beobachters entfalten. Fang der Kleinvögel findet fast gar nicht statt. Nur junge Dompfaffen nimmt man bisweilen aus dem Neste, um sie Liedlein pfeifen zu lehren, und so zu verkaufen. Sie finden im tiefern Lande reißende Abnahme. Um so lieber halten sich die Sänger des Waldes daselbst auf, freilich größtentheils im wärmeren Vordergrunde des Thales, wo sie zuerst von den Mühen der Reise ausrasten. Den Halbvögeln schenken die Jäger schon einige Aufmerksamkeit, obgleich mit großem Bedachte des Pulvers und des Bleies, das sie kaum abzahlen. Man versteht darunter besonders die Krametsvögel, hier Kranewitter genannt, die besten und beliebtesten aus allen mit zartem Fleische, dann das Geschlecht der Drosseln, die Zitteln, die Amseln, die Schnerren, die Trosteln, endlich die Kernbeißer, eine Art großer Dompfaffen. Daran reihen sich die Schnepfen. Man theilt sie in Stand- und Wanderschnepfen. Die erstern siedeln sich im Thale bleibend an, meist nur ein oder höchstens zwei Paar im nämlichen Umkreis an einer sonnigen Stelle, wo lockerer Grund und Wasser zu haben ist, das im Winter nicht gefriert. Das Gefrieren des Wassers ist für sie überhaupt das Zeichen des Aufbruches in wärmere Gegenden. In dem lockern Grund bohren sie sich mit ihren Schnäbeln ein, und holen einen großen Theil ihrer Nahrung aus dem Schooße der Erde. Die Standpunkte dieser vereinzelten Schnepfenpaare sind auf der Sonnenseite des Thales aufzusuchen von Saltaus bis hinter St. Martin hinein, wo so viele Bergwässerlein im Winter stets frei vom Eise quellen, und lockerer Moorgrund allenthalben anzieht. Die Wanderschnepfen kommen fast immer im Herbste auf ihren Zügen nach dem Süden, die einzige Vogelart, die im Herbste landeinwärts durch Passeier an die Etsch zieht, und fallen, wie man zu sagen pflegt, im

September zuerst in die höhern Wälder ein, wo sie bleiben bis zum ersten Wassergefrieren. Dann ziehen sie weiter der Wärme nach, fliehend vor Frost und Eis. Da sie unfähig sind, auf den Aesten der Bäume anzusitzen, so schießt man sie gewöhnlich im Fluge mit eigens abgerichteten Hunden. Sie nähren sich von allerlei Keferarten, die sie mit ihrem langen Schnabel aus der Erde hervorwühlen. Ihr Fleisch ist köstlich. Im Frühjahre findet man sie selten, gewöhnlich einzelne Standschnepfen. Ihr Zug nach Norden muß eine andere Straße gehen.

Von den Schnepfen steigt der Jäger gern zu den Birkhühnern empor, die hier zu Lande Spielhühner heißen, und auf den höhern Bergen ob Holz sehr zahlreich sind. Da unsere Schützen nicht gelernt sind, dieselben im Fluge zu schießen, so erlauert man sie zur Zeit der Balze, in der Regel nur die Hähne, nachdem sie sich mit den Weibchen begattet haben. Der Jäger erfährt ihren Standpunkt aus ihrem Balzen, einem windartigen durchdringenden Pfeifen, das durch die Menschenstimme nicht leicht nachzuahmen ist. Er bricht um Mitternacht auf, damit er vor Tage daselbst eintrifft, und harrt still und regungslos, um den feinsten Hörsinn dieses Federspiels nicht zu reitzen. Mit dem ersten Strahl des Morgenlichtes erscheint der Birkhahn, hellpfeifend und lockt die Henne. Er sieht zuerst scharf um, ob dem Orte zu trauen ist. Dann schließt er Aug' und Ohren, und lockt ununterbrochen, bis er das Weibchen herbeizieht, oder zur Antwort bringt, um es selbst aufzusuchen. Während dieser Balze kann ihm der Jäger ziemlich nahe kommen, und ihn schießen. Er gehört zu den köstlichsten Leckerbissen, besonders für solche, die das Federspiel der Gebirge nicht kennen. Eine Henne zu schießen hält ein gewissenhafter Schütze für Sünde am edlen Weidwerke. Besonders zahlreich sind die Steinhühner, oft auf gewissen Standpunkten so sehr, daß ein Theil von der Noth gedrängt, völlig auswandern muß. Sie vermehren sich stark. Ein junger Bursche war so fühllos, daß er eine Mutter

von 18 Eier herunterschoß. Kundige Jäger versichern, daß man oft in einem Neste bis 24 Eier findet, wohl etwa nur von mehreren Hennen, die zu einem Männchen sich zusammen gefunden. Sie erheben sich von den Nesteiern nur im äußersten Nothfall, wenn der Mensch ihnen ganz nahe kommt. Mit einiger Gewandtheit kann man Junge und Alte zugleich mit einem Tuche vom Neste wegfangen. Man fängt sie auch oft zur Unterhaltung in Bauern. Jäger stellen ihnen nur wenig nach, und deshalb fallen sie fast ganz den Wilddieben anheim, die sie mit aufgerichteten Steinplatten fangen. Sie kommen oft an den höchsten Höfen ganz nahe heran, und legen ihre Eier unter dem Dachvorsprung von Hütten, die rückwärts an steile Abhänge angelehnt sind. Wie bereits angedeutet, wird dieses Federwild mehr gefangen als geschossen, größtentheils mit Kloben, die an Zäunen zwischen Sträuchern und Steinen, wo ihr Zug geht, angebracht sind, ein Querholz unten, ein anderes darüber an einem Ende fest, am andern aufgerichtet. Betritt das Huhn das untere Querholz, so schlägt das obere darüber her, und es ist gefangen mit dem Kopfe, und erwürgt zugleich. Schneehühner, im Winter weiß, im Sommer mehr graulich, finden sich im höhern Gebirge ebenfalls viel, und sie werden weniger gefangen als geschossen. Die Rebhühner in niedern Gegenden sind selten. Raubvögel auf den höchsten Alpen gibt es wenige. Die eigentlichen Adler sieht man selten, sogenannte Jochgeier nur bisweilen, wahrscheinlich, weil sich der mittlere tirolische Gebirgszug hier endet, und das Klima zu warm ist. Dagegen kreisen allenthalben sogenannte Hühnergeier, die im Thalvordergrunde besonders gern nisten, an steilhangenden Felsen, wo sie in der Regel Niemand erreichen kann. Nur selten wird ein junges Lamm von den Geiern auf der Alpe angegriffen, wie es anderwärts in Tirol sonst wohl auch öfter der Fall ist. Wilde Marder mit glänzenden Bälgen schießt mancher Jäger statt der Eichhörnchen vom Baume herab. Sie saugen die Eier der Vogelbrut aus, und zahlen den Schuß mit ihrem Balge

reichlich. Von giftigen Thieren nirgends eine Spur. Selbst eine Art Schlangen, wie man sie hinter Saltaus im Gesteine trifft, ist ganz harmlos.

In älteren Zeiten hatte die Gemsenjagd ungemein viel Anziehendes; jetzt hallt die ungemessene Wohllust derselben nur in den sogenannten Jägerpredigten wieder. Man versteht darunter die salbungsreichen Vorträge eines ausgedienten Jägers, der zum Bergsteigen zu schwach, daheim am Feuer sitzt, und mit Wehmuth auf den Stutzen an der Wand blickend, dem jungen unerfahrenen Volke seine alten Jagderinnerungen erzählt. Für Flachländer, denen die Lust der Gemsenjagd unbekannt ist, haben sie einen eigenen Reitz. Mir stieß in Passeier ein Jagdprediger dieser Art auf, ein Mann von 70 Jahren, noch voll Kraft, ein Bild ehrwürdigen Alters, mit der Jagdmiene, die von Jugend auf gebildet, einen überaus verständigen lauernden Zug annimmt. Er hatte 55 Jahre der Gemsenjagd gewidmet, und sich dadurch einiges Vermögen gesammelt. „O welch' ein edles Thier, die Gemse!" fing er an, „ein köstliches Wesen, das mehr als jedes andere Geschöpf Gottes Allmacht preist. Je länger ich mich mit diesem Thiere abgab, desto größere Erfurcht erfüllte mich für dasselbe. Die Brutstätte desselben ist im Thale Matsch, welches mit zehn andern Thälern, namentlich mit Schnals, Passeier und Oetzthal zusammenhängt. Sind daselbst keine Gemsen, so sucht man sie namentlich in Passeier vergeblich, das allzulicht in's Etschland hinausliegt. Die Gemse wirft des Jahres nur einmal, und stets nur ein Junges, und Unfälle der Geburt finden hier so gut statt als im Menschenleben. Daher vermehrt sich dieses Wild sehr langsam. Der Gemsbock lebt den ganzen Frühling und Sommer einsam auf sonnigen Höhen, in der Nähe guter Weideplätze, und ist von Natur faul. Er frißt des Tages dreimal, bei Tagesanbruch eine Viertelstunde, um Mittag eine halbe, und Abends eine Viertelstunde. Das gesuchteste Gemsenfutter sind Gräser mit Sauerstoff, isländisches Moos, Himbergestände und dünn-

blättrige Krüppelgewächse, die beim Aufhören des Holzwuchses unsere Berghöhen bedeckt.

Um Bartlmä befällt ihn die Brunst. Da lockt er die Gemsinnen entweder in seine Nähe, oder treibt sie auf geeignete Stellen zusammen. Kein anderer Bock darf sich in seine Nachbarschaft wagen, wüthende Eifersucht treibt ihn mit jedem Fremdling in den Kampf, welcher oft so heftig ist, daß beide Nebenbuhler todt auf dem Platze bleiben. So fand ich einst zwei mächtige Böcke todt beisammen liegen, beide mit blutigen Köpfen und verstümmelten Hörnern, mit Spuren eines furchtbaren Kampfes auf dem Boden. Um diese Zeit der Begattung lieben die Gemsen den Aufenthalt im Gesträuche, und nur im Nothfalle besuchen sie die höchsten Berge. Das Zusammenwohnen des Bockes dauert bis Weinachten, wo die Begattung geschieht. Ist diese letztere vorüber, so trennt er sich auf der Stelle von den weiblichen Gemsen, ohne sich weiter im mindesten darum zu bekümmern. Er sucht seine alte Einsamkeit wieder auf, mit großer Vorsicht so gelagert, daß ihn keine Lawine erreichen kann, mit der größtmöglichen Aussicht auf allen Seiten. Seine Ruhe ist so fest, daß man bei günstigem Windzuge ihm ganz nahe kommen kann. Ich klomm einst im Gegenwind eine Anhöhe empor. Schon diesseits merkte ich deutlich das Wiederkauen einer Gemse am jenseitigen Abhange, und ward von ihr erst bemerkt, als ich den Gipfel überstiegen und in ihren Gesichtskreis gekommen war.

Die Sinne der Gemsen sind außerordentlich fein, Auge und Geruch besonders, auf 3—4 Stunden weit vollkommen ausreichend. Zunächst den Ohren haben sie sogenannte Windfänge, kleine behaarte Oeffnungen zwischen den Hörnern an der Rückseite des Kopfes mit der bewundernswerthesten Empfindlichkeit für den Zug der Luft, und alles, was darauf einwirkt. Ist daher der Wind ihnen günstig, so kann sie kein Jäger erreichen. Des letztern Kunst besteht also darin, die Thiere so zu umschleichen, daß er den Luftzug für sich hat.

Dieß macht die Gemsenjagd zur scharfsinnigen Berechnung, und äußerst beschwerlich. Die weiblichen Gemsen sind wanderlustig, lieben Gesellschaft, und finden sich gern auf freien Plätzen zusammen. Gegen Ueberfall stellen sie Schildwachen aus, welche mit Aug und Ohr die ganze Umgegend beherrschen. Ich sah einst 50 Gemsen auf einem Bergmahde beisammen, und sorglos spielend, war aber durch ein tiefes Thal davon getrennt. Auf einmal bemerkte mich die Schildwache, sie erhob ein schrilles Pfeifen, und wendete sich in entgegengesetzter Richtung zur Flucht. Alle 50 Gemsen flogen ihr pfeilschnell nach, und ich konnte nichts mehr von ihnen aufspüren. Ein anderes Mal stand ich auf einem Felsen zuhinterst im Thale. Mir gegenüber außer aller Schußweite befanden sich 20 Gemsen, jede mit ihrem Jungen. Da kreiste plötzlich ein Gemsenadler über ihnen, und machte Anstalt, eines der Jungen zu rauben. Sogleich nahmen die Mütter ihre Jungen in die Mitte, und schlossen um dieselben einen dichtgedrängten Kreis, so daß sie wie ein schwarzer Klumpen herauskamen, an denen nichts zu sehen war als auswärts gekehrte Hörner und Köpfe. So oft der Adler herniederschoß, ward er mit Hörnerstößen so tüchtig empfangen, daß er nach halbstündigem Kampfe von seinem Raubunternehmen ablassen mußte. Es gibt sogar Fälle, daß der Adler todt auf dem Platze bleibt.

Eine weibliche Gemse zahlt ihren Schuß nicht am besten. Sie ist gewöhnlich mager und leicht. Man löst für Fleisch und Fell kaum 6—8 Gulden. Dagegen ist ein fetter Gemsbock 16—18 Gulden werth. Besonders schätzt man die Haut des Thieres, da sie gegerbt als unmittelbares Leibgewand viele Jahre ausdauert, und nie ihre ursprüngliche Weichheit verliert. Wer mit einigem Glücke der Gemsenjagd obliegen will, studirt zuerst alle Oertlichkeiten seines Jagdbezirkes auf das genaueste. Dadurch hat er bald die Fährte der Gemsen ausgekundschaftet, und erspart sich viele unnothwendige Gänge. Die Thiere sind im Winter vor den Nachstellungen der Jäger

am sichersten, daher im Frühjahr weniger furchtsam. Sie wagen sich oft nahe an die Berghütten heran. Ich lag einst noch im Bette, als mich mein Weib weckte, und mir eine Gemse zeigte, die auf einer nahen Anhöhe sorglos weidete. Ich trat sieben Schritte vom Hause weg, und schoß sie so treffend, daß sie mir todt zu den Füßen fiel. Eine solche Freude kann nur ein Jägerherz empfinden. Ist aber im Frühjahre der erste Schuß im Thale erklungen, so kehrt die alte Wildheit wieder. Diese ist am größten bei Thieren, aus deren Mitte eines weggeschossen worden ist. In der Regel verlassen die andern sogar das Thal, wo ihnen der Unfall begegnet ist. Im Ganzen bleiben jedoch die Gemsen ihrem Geburtsthale treu, und verlieren sich willig nie über einen gewissen Umfang hinaus. Sie werden sehr alt, besonders die Böcke. Jedes Jahr setzt sich an ihren Hörnern ein Ring als Alterszahl an. Ich schoß einst einen Bock, der 80 solcher Ringe hatte, und bei 20 bereits abgestoßene. Er war daher mit Gewißheit über 100 Jahre alt.

Der Körperbau ist wundervoll eingerichtet, um selbst auf den steilsten Felsen nicht zu stürzen. Alle Gebeine gliedern sich federleicht im Mittelpunkte des Leibes. Dadurch kann die Gemse den Schwerpunkt ihres Gewichtes auf der schmalsten Kante ruhen lassen, wo immer ihre vier Füße Platz haben. Die letztern berühren sich auf solchen Ansätzen so enge und fest, daß kein Sandkorn dazwischen durchrieseln könnte. Ihre Klauen sind gespalten, aber durch Querbänder vor einseitigem Ausweichen gesichert. Im Frühlinge gehen sie oft über Eisflächen und gleiten aus. Der Fall gleicht dem Sprunge einer Feder, durch welchen das Thier so auffällt, daß die rückwärts gebeugten Hörner stets bergwärts kommen, und bald an einzelnen Hervorragungen hangen bleiben. Sobald sie dieß fühlen, fahren sie springfederartig auf, und sind mit einem Satze gewöhnlich außer aller Gefahr. Oft stürzen sie, vom Schusse bloß betäubt, aus Schrecken über eine Anhöhe hinunter, aber so leicht, daß sie in der Tiefe unverletzt davon eilen.

In ihrem ganzen Thun und Lassen ist so viel Verstand, wie man im Menschenleben leider oft schwer vermissen muß. Von Natur sehr hitzig, suchen sie kühlende Nahrung auf. Ihr Leib ist gegen die Winterkälte mit dichten kleinen Haaren ganz bedeckt, so daß kein Tropfen Wasser auf's Lebendige dringen kann. Ich schoß einst einer Gemse das Bein ab. Sie konnte nicht mehr vom Flecke, ich mußte sie abstechen. Da schoß mir das Blut so glühend auf die Hand, daß ich zuckte wie bei siedendem Wasser. Der Wärmegrad ihres Blutes ist nur 2—3 Grade unter der Siedhitze." Der alte Jäger würde noch lange geredet haben, wenn ich länger sein Zuhörer hätte bleiben können. Diese Art Leute leben nur mit dem Leibe daheim, ihr Geist ist im Hochgebirge und fliegt den Gemsen nach.

In geologischer Beziehung nimmt Passeier durch seine Lage im mittleren Urgebirgsstocke an den Vorkommnissen dieser natürlichen Scheidewand zwischen Nord- und Südtirol verhältnißmäßigen Antheil. Die vorherrschende Gebirgsart daselbst ist Glimmerschiefer, an der östlichen Thalseite mit Thonschiefer versetzt auf festem Grunde von Granit, der nur von tiefwühlenden Wassern entblößt und zu Tage geführt wird. Die Einbettungen bestehen vorzugsweise aus Hornblende, welche überall, besonders am Wege von St. Leonhard nach Moos in mächtigen Lagern vorkommt. Damit verbinden sich allenthalben Quarze in den verschiedensten Arten und Abarten. Im Glimmerschiefer sitzen häufig blaßrothe unreine Granaten, und in den Quarzen sogenanntes Katzensilber. Alle diese Steinarten der Oberfläche verwittern leicht zu fruchtbarem Erdreich, befördern aber auch die außerordentliche Brüchigkeit des Thales bei einfallendem Unwetter. Im äußeren Thale trifft man überall angeschwemmte Erdschichten aus diesen Bestandtheilen an. Im tieferen Hintergrunde gegen das Timblserjoch zieht sich in der Mittelhöhe des Gebirges eine isolirte Kalkader vom Pfosenthal in Schnals durch Pfelders und die Gostwand bei Moos gegen das Kreuzjoch ob Stuls

herüber. Eine Stunde hinter Moos bei Hohnebam steht sie in schichtenweiser Lagerung zu Tage, und die Gewitter führen alljährlich aus den dortigen Bergbrüchen eine unzählige Menge Kalksteine durch's Thal Passeier bis in's Bett der Etsch unweit Meran. Sie liefert eine Art Alpenkalk, welcher an einzelnen Stellen in weißen Marmor ausläuft, wovon jedoch keiner gebrochen wird.

Von andern Fossilien kommen interessante Bruchstücke vor. So findet man im Bette des Saldernbaches Apatit in Quarz und Glimmerschiefer, Bleierz mit und ohne Silber auf dem Schneeberge, zu Ulvas und den Glaitener-Alpen, Bleiglanz am Schneeberge, Kupfererz ebendaselbst, in den Alpen von Seva und zu Ulvas, Asbest und asbestartigen Strahlstein auf dem Schneeberge, Bergholz, eine mit Thonerde durchdrungene Asbestart, ebendaselbst; kleine scharfkantige, durchsichtige Granaten in Asbest und Strahlstein, größere von brauner, weißer und schwarzer Farbe im blaulichen Fettschiefer in Seba und Lazins, weißglänzende Krystalle ebendaselbst und am kleinen Ferner im Formazonthale, Kalkspath in Lazins gegen den Planferner, krystallisirten Feldspath ebendaselbst, Staurolit in den weißschimmernden Schieferlagern an Lavinenstrichen auf dem Seeboden von Rabenstein, Margarit ebendaselbst, Cyanit im Saldernbache und in der Passer, Pistazit bald mit Hornblende, bald mit Glimmerschiefer und Rutil im Saldernbache. Der Waltenerbach führt oft abgerollte Stücke Bleierz daher, so groß, daß man im Jahre 1775 mit einem einzigen dieser Art drei Saumpferde beladen konnte, ohne daß bisher das eigentliche Lager dieses Erzstockes entdeckt wurde. Ein Bergwerksaufbruch, bei Walten im vorigen Jahrhundert versucht, fiel unglücklich aus, und mußte wieder eingehen. Eben so ward das Bergwerk in den Seberalpen aufgelassen, größtentheils aus Holzmangel zur Verarbeitung des Erzes, obgleich es noch im Jahre 1720 einen neuen Aufschwung genommen hatte. Ein Waschwerk auf der Passer, schon im Jahre 1482 im Betriebe, unbekannt

ob zur Ausbeutung von Silber oder Gold, kam ebenfalls gänzlich in Verfall. Herr Landrichter Johann v. Strolz, dessen vielseitige Kenntnisse Licht in so manche dunkle Parthien von Passeier brachten, legte eine Sammlung von Passeirer Fossilien an, und seinen Bemerkungen über dieselben haben wir zum Theil Obiges entnommen.

VI. Krankheitserscheinungen.

Das Gesundheitswesen in Passeier ist von den klimatischen Verhältnissen und der Lebensweise der Passeirer bedingt. Die Bewegung in freier Luft und die gleichmäßige Wärme machen im Sommer die Krankheiten selten. Und viele, die an bleibenden Uebeln leiden, fühlen sich besonders gegen den Herbst gestärkt, wenn sie die Rüben erreichen, die sie als Gemüse gern essen. Und in der That hört man um diese Zeit nichts von Erkrankungen. „Die Rüben sind da, die Aerzte haben nun ausgedoktert!“ heißt es sprüchwörtlich im Thale. Die meisten Krankheiten fallen auf die Monate März, April und Mai, und den späten November. Die Feuchtigkeit des Spätherbstes durch die gewöhnlichen Regengüsse, und die Unmäßigkeit auf den Fleischmärkten zu Meran legen den ersten Grund zur Erkrankung in vielen schwächlichen Naturen. Sie schleppen sich im Winter, der oft sehr rein und heiter ist, monatelang leidlich durch, bis der Frühling mit seinen treibenden Keimen und Sprossen zur Entscheidung drängt. Der März ist im Durchschnitte bei weitem der reichste Monat an Todfällen. Die gewöhnlichen Krankheiten sind Wassersucht, Abzehrung, Lungensucht, Schlagfluß, Lungenentzündung und hysterische Leiden, fast sämmtlich durch klimatische Einflüsse im Volke angepflanzt, und durch Unachtsamkeit groß gezogen.

Die Wassersucht ist doppelter Art. Sie zeigt sich am häufigsten als Erscheinung des Alters aus dauernder Schwäche

der Verdauungskraft. Der Magen wird in Passeier durch athmosphärische Einwirkung in einem fortwährenden Ueberreitze erhalten. Daher unter zehn Menschen kaum einer, der eine reine Zunge hat. Bei den meisten ist sie das ganze Leben dergestalt belegt, daß man sich über die Fortdauer des Lebensprozesses wahrhaft wundern muß. Dazu kommt das schlechte Wasser in Vorderpasseier, meist aus Sumpfgründen, wie sie sich auf allen Urgebirgen nur zu leicht ansetzen, weder kalt noch rein gehalten, und überhaupt selbst den gesundesten Mägen unheilsam. Der saure Rifftianer Wein, zu wohlfeilem Preis angekauft, um die Sommerarbeiten besser auszuhalten, trägt ebenfalls das Seinige züm Verderben der Säfte im Leibe bei. Die wandernden Passeirer schonen alles mehr als ihre Gesundheit, ihr leichter Sinn verführt sie zur Unmäßigkeit, und ihr schnelles Gehen überreitzt ihre zartgebildeten Organe. Endlich wird in keinem Thale mehr Arznei genommen als in Passeier. Deßhalb machen Aerzte, Wundärzte Viehdoktoren, Pfuscher und Betrüger daselbst gute Geschäfte. Von den drei Wundärzten des Thales läuft man an die Etsch und an den Inn, um überall Arznei zu hohlen. Nirgends wird erklecklich ausgeharrt, Arznei und Doktor leichtsinnig gewechselt, und auf Gnade und Ungnade mit Leib und Leben gewaghalst. Daher so viele Fälle gänzlicher Unthätigkeit der Verdauungswerkzeuge und daraus entstehender Wassersuchten.

Eine andere Art Wassersucht ist in der Regel gemacht, und besonders jungen Frauen gefährlich. Diese gehen im Hause und außerhalb desselben fast immer barfuß, besonders im Sommer, treten wohl auch in kaltes Wasser, und verkühlen sich ohne Rücksicht für weibliche Zustände. Daraus entwickelt sich beim Gebrauche drastischer Arzneien eine schmerzvolle Wassersucht, die alle leiblichen und geistigen Verrichtungen hemmt und verwirrt.

Die Lungensucht entsteht durch Verkühlung, die im feuchten Thale äußerst schwer zu vermeiden ist, und findet im

Bau der Brust Halt genug. Sie ist für ein Bergvolk in einfachen Verhältnissen ungemein häufig bei beiden Geschlechtern. Die blühenden Gesichter, scheinbar kerngesund, welken oft auf einmal wie Blumen, von einem Gifthauche versehrt. Eine unbeschreibliche Wehmuth prägt sich auf denselben aus, und die eigene Ueberraschung über das plötzliche Sinken der Lebenskraft gibt sich in Wort und That kund. Die Kranken erlangen in diesem Zustande oft eine Art von Clairvoyence. Sie sprechen mit Bestimmtheit ihr Schicksal, ihre Zukunft, die Stunde ihres Todes aus, und bekommen etwas profetisch Schneidendes, unheimlich Absprechendes für die Lebenden. Ihre Träume verspinnen sich ins Leben, und Schreckbilder eigner und fremder Phantasie gaukeln um ihre tiefliegenden Augen. Sie müssen mit ungemeiner Zartheit, besonders vom Priester, behandelt werden, wenn sie nicht namenlos leiden sollen. Sie schließen sich an den geliebten Seelsorger mit unendlicher Treue an, und wollen fortleben in seiner Lebenskraft, in seinem Himmelstrost. Es bildet sich bei ihnen die schauerliche Liebe des Todtbettes aus, die für ein fühlendes Wesen so viel Erhabenes und Herzzerreißendes hat. Auch ein fester Mann hat in solchen Augenblicken alle Kraft nöthig, gefaßt zu bleiben. Der Strahl ihres erlöschenden Auges will sich ersetzen und fortpflanzen aus dem Strahle dessen, der helfen und trösten soll.

Eben so häufig als auffallend ist der Schlagfluß beim männlichen und weiblichen Geschlechte, theils als ganz unerwarteter Todtfall, theils als Umschlagen einer bestehenden Krankheit nach langwierigen Leiden. Daher so viele Fälle, wo man auch bei der größten Sorgfalt Kranke unvermuthet todt im Bette antrifft. Unter den Entzündungskrankheiten sind nervöse und gastrische Fieber im Winter nicht selten, insbesonders beim weiblichen Geschlechte. Sie werden aber nicht leicht tödtlich, wenn Maß und Ordnung eingehalten wird. Lange fortgesetzte Ausleerungen, wie sie Wundärzte oft verordnen, machen sie aber verderblich. Es entsteht bei

den stärksten Menschen auf diese Weise plötzlich Auszehrung und gänzliche Kraftlosigkeit. Faul- und Nervenfieber sind schon seltener, und gewöhnlich gutmüthiger Art, wenn die Behafteten vor der Krise die Geläufigkeit des Sprechens, das Gedächtniß und Bewußtseyn wenigstens zeitweise verlieren. Mit dem Wiedereintritt der geistigen Verrichtungen ist auch das Uebel gehoben, und die Genesung schreitet schnell vor.

Mit diesen Entzündungskrankheiten hängt ein krankhafter Frauenzustand enge zusammen. Er befällt größtentheils nur ledige Personen. Sie gerathen in große Aufregung, wobei ihr Puls entweder sehr unregelmäßig oder gar nicht gefühlt wird. Scheinbares oder völliges Unbewußtseyn tritt ein. Sie winden sich auf schauderhafte Weise wie einen Knäuel zusammen, und werden oft wie durch unsichtbare Kraft in die Höhe geschnellt. Nach jedem Ueberreitze solcher Art liegen sie ganz erschöpft da, Schaum am Munde, mit hervorgequollenen Augen, ohne Eßlust, aber gierig nach starkem aufreitzenden Getränke. Dieser Keim von Frauenkrankheiten wuchs ungemein durch die Wallfahrt der Passeirer-Mädchen zur Maria Mörl nach Kaltern, und alle Aeußerlichkeiten der letztern spielten in mehr oder minder genauen Abdrücken in Passeier nach, die jedoch von nicht zu übernatürlichen Priestern auf das gemeine Maß weiblicher Zustände zurückgeführt wurden. Selbst Männer werden von einer Art Hypochondrie befallen, die alle ihre Kräfte herabstimmt, ihr Urtheil im Bezug auf Sünde und Tugend ganz verkehrt, und einen Trübsinn erzeugt, der an sonst kräftigen Bergnaturen auffallend genug ist. Sie sind in diesem Zustande verzagt, thränenreich, reuig ohne Maß und Erfolg, ein wirres Durcheinander, scheinbar um des Himmels willen, in der That aber aus Ursachen eines verdumpften, durch Herzensangelegenheiten angegriffenen Gemüthes. Es gehört ein kluger Arzt dazu, diese Leiden durch Arzneien nicht zu verschlimmern. Die Kinder leiden sehr an Drüsenkrankheiten, wie sie sonst kaum in verweichlichten Städten vorkommen. Daraus entstehen auch oft die

Anlässe zu späteren Lungensuchten und Auszehrungen. Die nicht selten an Kindern erscheinende Krätze halten die Landärzte für Einschwärzung reisender Viehhändler oder beurlaubter Soldaten. — Es ist möglich, aber die eigentliche Quelle derselben liegt im unreinen Lebensstoffe und in der schmutzigen Lebensart, weil sie bei sorgfältiger Pflege und reiner Speise am leichtesten verschwindet. Gicht und rheumatische Leiden erscheinen auch, und kaum ist anderwärts zur Winterszeit ein so ernstliches, allgemeines und hartnäckiges Husten, wohl in Folge der Ortsbeschaffenheit, zu finden, als in Passeier. In neuerer Zeit fand die homöopathische Heilart großen Eingang im Thale wegen ihrer Unbegreiflichkeit, ohne im Ganzen besondere Resultate zu erzielen. Auch an abergläubischen Versuchen zur Herstellung der Gesundheit fehlt es nicht. Manche trinken Weihwasser, Andere den Absud geweihter Kräuter, Viele tragen Amulete und Weihgeschenke. Die Fälle sind jedoch selten, wo derlei Uebungen als reiner Aberglaube erscheinen. In der Regel hat ihre religiöse Ueberzeugung mehr oder minder geläuterten Antheil daran. Für die allerletzten und kräftigsten Heilärzte halten die Passeirer den alten Pfarrer von Fließ im obern Innthale und einen Viehdoktor in Steinach. Können diese nicht helfen, so muß man sich nach ihrem Ausdrucke mit dem Himmel bekannt machen.

Die Sterblichkeit ist am größten in der Kindheit und in den sechziger Jahren des menschlichen Alters, am geringsten im Knabenalter von 7—17 Jahren. Unter 100 Personen erreichen ungefähr 30 das 70ste Lebensjahr. Viele Unheilbaren, Brust- und Lungenkranke etwa ausgenommen, lassen sich leichter behandeln, sind williger und besser gelaunt als anderwärts, und besonders eifriger in der Ordnung ihres Seelenzustandes. Sie dulden viel, ohne zu klagen, sterben leichter als es die zähe Natur sonst gewöhnlich zuläßt, und schauen fest und ohne Selbsttäuschung in den nahenden Tod. Selbst das charakteristische Zeichen der Lebenshoffnung bei Brustkranken

und Abzehrenden findet man in Passeier weniger, und jedenfalls in sehr milden Formen. Sie wünschen viel Besuche der Priester, und ohne die Gegenwart eines Priesters zu sterben scheint ihnen ein Unglück als Strafe der Religionsverachtung in einzelnen Fällen des früheren Lebens. Sie suchen den geistlichen Beistand frühzeitig, und oft vor der Arznei des Doktors. Selbst auf den höchsten Bergen ist Anwesenheit des Geistlichen ihr höchster Wunsch. Von der Bereitwilligkeit des letztern, bei Tag und Nacht gegenwärtig und gehekräftig zu seyn, hängt seine Popularität ab. Ihre Andacht, ihre Reue, ihre Himmelshoffnung im Vertrauen auf die Verdienste Jesu Christi ist eben so lebhaft, als ihre Jugend oft überschäumend und entzügelt gewesen. „Abfahren ist leicht, aber das Ansitzen jenseits macht mir Sorge!“ hört man oft Kranke sagen. Die Vorstellung, daß Christus alle ihre Sünden hinweggenommen, treibt ihnen die hellen Thränen in die Augen. Sie haben in diesem Zustande einen heißen Drang für ihre Seele durch Vermächtnisse zu sorgen ohne Rücksicht für die Hinterlassenen, mit blinder Hast, die einer sinnlosen Vergeudung oft nahekommt. Es gehört der ruhige Geist eines aufgeklärten Priesters dazu, um dem Unmaße und der Unzweckmäßigkeit in dieser Hinsicht vorzubeugen. Nebenbei läßt sich oft an ihren Vermächtnissen ein so tiefchristlicher Geist erkennen, daß man ihn nur höchlich bewundern kann.

Ein kinderloses Weib ohne nächste Erben bestimmte ihr ganzes Vermögen von 1800 Gulden als Entschädigung für die Ganggelder der Geistlichen bei Versehgängen unter der Verpflichtung, „unsere Herren“ in Zukunft umsonst in die Bauernhütten zu tragen. Eine andere Weibsperson mit einem furchtbaren Krebsschaden im Gesichte überwachte während ihrer Krankheit jeden Bissen, den man ihr reichte, um alles, was zu viel wäre, abzuschneiden, und den Armen aufzusparen. Ihrer Wärterin schärfte sie gleiche Enthaltsamkeit ein, um ja die Gemeindearmen nicht zu beeinträchtigen. „Ich habe alles Vermögen für die Armen bestimmt,“ sagte sie,

„weh uns, wenn wir es ihnen vom Munde wegessen, und Gott, den Vater aller Armen, dadurch kränken!“ Selbst ihr Begräbniß ordnete sie so wohlfeil als möglich an. So starb sie mit dem Troste, 600 Gulden sauer erspartes Geld den Gemeindearmen hinterlassen zu haben. Man konnte nicht ohne Rührung von der schrecklich entstellten Leiche scheiden, in welcher bis zum letzten Athemzuge ein so energischer Geist für den Erlöser gearbeitet und gelitten hatte. Ein armer Krachsenträger hatte sich durch lebenslange Arbeit einige hundert Gulden erspart, und lag sterbend auf einem fast verfaulten Bette. Man machte ihn aufmerksam, daß er sich mit seinem Gelde wohl ein besseres anschaffen könnte. „Ja, das könnt' ich, wenn ich ein Narr wäre,“ sagte er lächelnd, „meine blutarmen Verwandten sollen sich eines anschaffen, für mich ist es zu spät, ich bin nichts als Stroh gewohnt.“ Man muthete ihm an, Fleischsuppe kaufen zu lassen. Er weigerte sich dessen, weil es ihm doch nichts hälfe gegen den Tod und das letzte Gericht, er habe mit der Mehlsuppe gelebt, und wolle mit ihr auch sterben. Auf die Anregung eines schriftlichen Vermächtnisses erwiederte er lebhaft: „Sie verschreiben beim Landgerichte ohnehin Papier genug. Ich verlasse mich auf den Kaiser, der läßt es gewiß in keinen falschen Sack fallen.“ Sein zurückgelassenes Vermögen von 500 Gulden machte eine arme Familie im Gebirge ganz glücklich.

Nirgends sind die Verfügungen über Geld und Gut noch bei Lebzeiten häufiger als in Passeier. Oft hinterlegt der Besitzer schweigend für bestimmte wohlthätige Zwecke für den Fall seines Todes eine Summe Geldes in die Hände seines Seelsorgers, und öffnet nie den Mund darüber, so daß seine Linke wirklich nicht weiß, was die Rechte thut. Dadurch wird es den Seelsorgern möglich, soviel für die Armen, die Schulen und Kirchen zu thun. Eine Seele, welcher die Bemerkung gemacht wurde, sie möge rechtzeitig für ihren Nachlaß sorgen, erwiederte: „Dafür ist gesorgt. Ich habe schon seit Jahr und Tag ein leichtes Herz. Man glaubt es kaum, wie schwer

oft ein Kreuzer auf der Seele liegt. Ich habe mich zeitig von den Sorgen und Plagen des Besitzes frei gemacht."

Besonders rührend ist die unentgeltliche Krankenpflege, die von dem nächsten Besten mit Liebe geleistet wird. Fast alle Frauen sind in diesem Sinne barmherzige Schwestern. Man betrachtet den Krankendienst als eine Ehre und Auszeichnung des schönen Geschlechtes. Geschick, Langmuth, Heiterkeit und Genügsamkeit für die eigenen Bedürfnisse sind hervorstechende Eigenschaften dieser Krankenwärterinnen. Sie scheuen keine Ansteckung, keine gräßliche Krankheitserscheinung, kindlicher als selbst das Kind gehen sie harmlos in alle mißlichen Umstände des Kranken ein. Nur eine Ansteckung findet keine Erbarmung. Sie ist aber so selten, daß man sie unter Thalleuten wohl unerhört nennen kann. Zweideutige Leute bringen sie bisweilen mit sich ins Thal. Einmal bekannt geworden, finden sie nur mit größter Mühe eine abgelegene, allgemein verabscheute und gemiedene Herberge. Man hat Fälle erlebt, daß ganze Familien, denen ein angestecktes Glied zugegangen, in furchtbarer Isolirung leben mußten.

VII. Merkwürdige Passeirer.

Winnebacher. Pöll. Nikolaus Auer. Benedikt Auer. Joseph Haller. Johann Pichler. Joseph Ennemoser. Peter Lechner. Michael Hofer. Johann Holzknecht.

Der Passeirer-Volkscharakter zeigt sich ungemein standhaft selbst in jenen Männern, die sich entweder durch wissenschaftliche Bildung oder durch besondere Umstände in der Gesammtmasse bemerkbar gemacht haben. Sie verläugnen in den verschiedensten Lebensverhältnissen nie die Fäden ihres ursprünglichen Gewebes. So begegnet uns zuerst Michael Winnebacher, Sohn des Donatus Winnebacher, Meßners zu St. Martin. Der letztere betrieb nebst dem Meßnerdienste das Geschäft eines Bäckers auf dem sogenannten Mairhofe ob der Kirche von St. Martin am Wege nach Matatz. Dieser letztere bildete einst einen großen Küchenmairhof, welcher unmittelbar zum Schlosse Tirol gehörte. Man theilte ihn ins Außer- und Innermairgut ab. Jenes führt diesen Namen noch, dieses heißt heutzutage St. Pölten, durch Passerüberschwemmungen vom rechten auf das linke Ufer hinübergedrängt. Auf dem Außermairgut stellte Donat Winnebacher das heute noch stehende Mahlerhaus her mit allerlei Mahlereien und Schnörkeln an seinen Mauern. Hier wurde sein Sohn Michael 1655 geboren, der einzige überlebende Sohn seiner Eltern unter zwei jüngern Schwestern. Seine Eigenschaften entwickelten sich frühzeitig, und wurden Veranlassung, daß er zum geistlichen Stande bestimmt wurde. Er zog nach

Innsbruck und studirte bei den Jesuiten, welche damals in voller Blüthe ihrer Wirksamkeit standen. Von diesen nahm er alle Töne und Farben seines zukünftigen Lebens an, ein lebendiger Ausdruck ihrer Erziehungsweise mit allen Vorzügen und Mängeln ihres Systems. Besonders entfaltete sich seine Mittheilungsgabe in Wort und Schrift. Er war Schauspieler, Prediger, Sänger, Versemacher, Wallfahrter, Kunstreisender in den Gränzen jesuitischer Jugendübung, ein Stolz ihrer Schule. Zugleich arbeitete er als Erzieher im Hause der ansehnlichen Bürgerfamilie Kastner. Sein Zögling wurde später Abt in Stams, und übte liebevollen Einfluß auf seinen ehemaligen Lehrer. Kaum Priester geworden, versah Winnebacher zuerst eine Gehülfenstelle in Moos, später in Allgund, unweit Meran. Die allen Passeirern eigene Vorliebe für ihr Heimaththal zog ihn schon im Jahre 1686 nach Moos zurück. Er war durch diesen Rückzug der einzige Seelsorger in Hinterpasseier, und hatte in Moos, Platt, Pfelders und Hintersee zu arbeiten. Er taufte im Durchschnitte jährlich 50 Kinder, und daraus kann man mit Fug auf 2000 weitzerstreute Seelsorgsangehörige schließen. Er versah diese schwierige Stelle mit eben so viel Muth als Gründlichkeit, die ersten 18 Jahre allein, später mit einem Gehülfen, den er selbst zahlte, und sehr nöthig hatte, da er nach seiner unruhigen Passeirernatur stete Thalausflüge machen mußte, um sein Herz zu stillen. Auch ältere Priester, wie zum Beispiele Bombardi und Schiefer, ließen sich in seinem Hause nieder als Kostgänger. Ihm verdankt dieser entfernte Winkel Tirols die Einführung christlicher Lebensbildung, die in der mittleren Zeit sehr in Verfall gekommen, und die kirchliche Erneuung durch die allmälig ins Leben tretenden Beschlüsse des Konzils in Trient. Trotz dieses Eingehens in eine oft übertriebene Zeitrichtung war er ein heller Kopf, allzeit lustig, nie Feind der Poesie und des Gesanges, unerschöpflich an witzigen Gedanken und Puffs, die Seele jeder Gesellschaft, nach seiner Art gewandt im Ausdrucke, leider oft auf Kosten des geläuterten Geschmackes.

Selbst das Griechische und Hebräische verstand er leidlich, und verewigte diese Sprachkunde durch Denkverse im Fremdenbuche auf dem Schneeberge. Viele seiner Werke sind gedruckt, mehrere noch Handschrift, fast immer geistlichen Inhalts in der geschmacklosen Form seiner Zeit, die alles zur Karrikatur machte. Kein leiser Anflug von Volksthum im frischen Sinne desselben, keine Spur von Zartgefühl wirklicher Empfindung, alles gemacht, eine lachende Askese mit gemahlten und kolorirten Thränen, Abraham von Sankta Clara ohne dessen Ironie und humoristische Schärfe. Natürlich geht Winnebacher durch dieses Urtheil kein Unbild zu. Er war das Kind seiner Zeit, namentlich der religiösen Ueberstimmung seines Zeitalters mit dem warmen, aber eingepreßten Herzen eines Passeirers, dem nichts von Herzen geht als das Natürliche und Herzliche, und der eine Verzerrung wird, sobald er in der Lüge gemachter Empfindung einherplätschern soll. Andere Stämme Tirols können sich besser fügen, als ein Passeirerherz!

Er schlief in der Regel wenig, und selbst bei Nacht hatte er immer die Schreibetafel bei sich, um seine poetischen Funken zu fixiren. Er reiste gern, nach Italien, nach Baiern und in die entlegensten Winkel des eigenen Heimathlandes. Besonders oft ging er über den Tümbls nach Stams auf Besuch zu seinem ehemaligen Zögling. Eine Sage erzählt, wenn er länger in Moos fest geblieben, sey er krank und traurig geworden. Da hätten ihn jedesmal seine eigenen Leute gebethen zu reisen, damit er fröhlich und gesund zurückkehre. Da Thalausflüge nicht zu jeder Zeit möglich waren, ging er wenigstens heraus ins Vaterhaus zu St. Martin. Er richtete sich daselbst ein Zimmer ein für einsame Studien, und behielt es selbst dann noch frei, als es längst in andere Hände übergegangen war. Im Garten standen damals noch Weinreben, kleine Schattengänge überwölbend, in der Mitte ein Tisch von feingeschliffenem Schiefer. Daselbst wandelte er in seinen Denk- und Dichternöthen auf und ab, die warme Lage zur Auslüftung von Leib und Seele benützend. Besonders hielt

er sich hier gerne auf, wenn die Bußprediger der Gesellschaft Jesu in St. Martin ihre Uebungen hielten. Er war mit den meisten bedeutenden Männern des In- und Auslandes bekannt. Viele derselben besuchten ihn gern im Hochsommer zu Moos in seinem gastfreundlichen Widum, und die ganz eigene Bonhommie der Unterhaltung vereinte die verschiedenen Meinungsgenossen friedlich unter einem Dache. Man gab dem Hausherrn große Neugierde schuld, vielleicht mit Recht, es liegt in der Passeirernatur. Reiste ein regierender Herr in Bozen durch, so duldete es ihn nicht im Thale. Alle Säcke mit chronologischen Grüßen und Inschriften voll, eilte er an die Etsch heraus. Einst beim Durchzuge des Kaisers Karl VI. brach die Bühne am Dominikanerkloster zu Bozen, worauf er stand, zusammen. Einige hatten sich glücklich durch die Fenster ins Kloster gerettet, andere hingen an den Mauervorsprüngen wie Waldkatzen, die übrigen suchten ihre gesunden Glieder unter der lachenden Menge. Daß dieß Ereigniß Winnebachern unvergeßlich blieb, schildert sein Wesen hinlänglich. Er kannte den Uebereifer gegen die öffentlichen Volkstänze noch nicht, konnte sich derselben vielmehr herzlich freuen für Andere. Daher schrieb er den Mooserkirchtag am zweiten Sonntag im Oktober 1698 in burlesker Art. Er stellte darin seine Pfarrkinder als Schafe und Böcke dar, und sich selbst als Mölibäus Wurstmacher, bestellten Schafhirten von Moos, voll gutmüthigen Scherzes über den Tanz im Stadel beim Geklimper des Hackbrettes. Um von seinen deutschen Versen ein Beispiel anzuführen, wählen wir ein Stück aus seiner Beschreibung des Seeausbruches in Hinterpasseier, welches also lautet:

Der See das vierte Mal mit großer G'walt ausbricht,
Passeier schön aufgeputzt, wie häßlich zugericht!
Meran, so vöst es war, mueß wiederum herhalten
Und nach dem alten Brauch die Passer lassen walten.
Sie höbt das Fundament, zwo Brucken sammt den Steg
Und suecht nächst an der Stadt den unverhofften Weg.

Die Ringmaur mueß daran, ob sie schon tief gegründet,
Der ganz ergrimmte Bach reißt fort, was er nur findet,
Kein Kaum ist ihm zu groß, kein Stein ist ihm zu schwer,
Den z' höben aus dem Grund seine Kraft nicht Meister wär.
Das föste Archgebay von seiner Stärk kann zeigen,
So bei der Ankunft sich mueßt in die Tiefe neigen,
Ein schneller Glaitsmann sein bis in die Etsch hinab,
Wo im Morast und Sand der Archen letztes Grab.

Aufzuräumen, zu ordnen, Tauf- und Sterbebücher in Anlage und Form zu bringen war seine liebste Freude. Alle seine Zimmer waren sinnig ausgeschmückt mit frommen Sprüchen, jede Thür bemahlt, Ernst und Spaß mit einer Ueberfülle, die dem Volke des Thales noch jetzt für Schönheit gilt. Er liebte die Kunst als Dienerin der Religion, unterstützte Mahler mit Geld, Rath und Entwürfen. An Sinn für einfache Kunstwahrheit war bei ihm nicht zu denken, ungeachtet er öfter in München und zweimal in Rom gewesen. Er hatte ein Kunterbunt von Gedanken im Kopfe, die nach Gestalt rangen, und leider mußten sie fast immer ins alte Gewand von angelernten Symbolen schlüpfen, und büßten dabei alle Frische und Ursprünglichkeit ein. So auch im Leben! Ein Brausen und Sieden von unbestimmten, ihn doch bestimmenden Gefühlen mit Verstößen und Halbheiten aller Art, ein Sinnen und Brüten, Beschlüssefassen und Beschlüsseaufgeben, wie es im Volke von Passeier noch heute gährt. So alle seine Briefe, ein Gewühl von Ameisen, kraus durch einander von Andacht und Spott, Zeit, Gott und Welt, oft so erhaben, als andere Mal gemein und niedrig, nie vom Wort, oft vom Humor verlassen, noch spaßhaft in Noth und Krankheit. Er hielt ein ununterbrochenes Tagebuch mit zwar kurzen, aber sehr charakteristischen Bemerkungen. Alle Gastmahle, alle Schlücke guten Weines, selbst der seltene Jesuitenspitz, welcher den Weg über die Nase gefunden, Sünd und Tugend standen darin mit unerbittlicher Wiederholung verzeichnet. Nie vergaß er anzumerken, daß er Windpulver eingenommen. Und

die gute Wirkung, die er stets beisetzt, kontrastirt mit unsern heutigen Erfahrungen sehr, wo kein Geist die verschlossenen Geister lösen kann, und dieser leidige Umstand so viel Häckelei in den Journalen anrichtet. Mit den Benediktinern von Marienberg, die in Passeier Seelsorge übten, stand er selten auf vertrautem Fuße. Ihre schlichtere Art und Weltansicht stimmte zu wenig mit seinem Kosmopolitismus überein. Dagegen war im Maiser Widum nächst Meran sein liebster Aufenthalt. Keine Heirath, keine Primitz oder ähnliche Feierlichkeit wurde in weitem Umkreise ohne ihn gefeiert, und hatte er darauf gut gegessen, so stand es mit besonderem Wohlgefallen vermerkt in seinem Tagebuche. Besonders gern erschien er bei Einkleidungen und Professen in Frauenklöstern, und machte dabei den Bruder Lustig, denn es war damals noch nicht Sitte, heuchlerisch und langweilig zugleich zu sein. Er hielt sich zu diesen Ausritten stets ein gutes Reitpferd, und war von dienstwilligen Knaben begleitet, die er zu den lateinischen Studien bis in sein höchstes Alter emsig vorbereitete. Mit unerhörter Wahrhaftigkeit bemerkte er in seinem Tagebuche stets, aus welchem Druckwerke er seine Predigt abgeschrieben hatte, denn eine auf eigene Kosten zu verfassen war nicht seine Gewohnheit. Auch einen guten Nachttrunk schätzte er ungemein. Indem wir diese Eigenheiten des Pfarrers in Moos erzählen, fürchten wir kaum Jemanden zu ärgern. Wer sich so wahr und aufrichtig selbst Zeugniß gibt, bleibt immer ein Beispiel, das besonders in unsern Tagen aller Nachahmung werth ist. Mittelst des zeitgemäßen Gebrauches windetreibender Pulver blieb er fast immer gesund, und kleine Unpäßlichkeiten achtete er nicht. Aber im Jahre 1737 fiel er während einer Prozession, und verletzte sich die Schultern, daß er neun Wochen zu Bette liegen mußte. Doktor Feyertag von Meran heilte ihn zwar wieder, aber die Folgen der Erschütterung dauerten fort, und zehrten an seinem Leben. Er starb am 20. Juli 1742, 87 Jahre alt, ein Beweis, daß seine Lebensart der Gesundheit sehr förderlich gewesen.

Ein sehr lehrreiches Beispiel der regen anstelligen Passeirer-Natur, welche wir in Winnebacher kennen gelernt, ist auch Johann Jakob Pöll. Er wurde zu Ulfas nächst Platt in Passeier am 27. April 1781 geboren, und zeigte sich schon von Jugend auf äußerst emsig mit jenem eigenthümlichen Sinn fürs Leben, der oft die größten Talente an Wirksamkeit überflügelt. Die Benediktiner von Platt gaben ihm den ersten Unterricht in der deutschen und lateinischen Sprache. Von ihnen empfohlen, eilte er auf das Gymnasium nach Meran. Sein Fortgang war mäßig, aber sein geschmeidiges, gutmüthiges Wesen allenthalben wirksam, sich die Gemüther seiner Umgebung zu gewinnen. Im Hause des Herrn v. Guggenberg übte er um diese Zeit zuerst sein Lehrtalent im Unterrichte kleiner Kinder, und wurde durch Liebe und Geduld für seine Zöglinge Allen achtenswerth. Gegen das Jahr 1803 trat er gegen den Rath seines Arztes in den Orden der Kapuziner, und erhielt bei seiner Einkleidung den Namen Edmund. Aber seine schwache Brust war der schweren Aufgabe des Ordens nicht gewachsen, er mußte den Verein der Kapuziner zu Bruneck nach drei Monaten als leiblich unfähig wieder verlassen. Er studirte hierauf zwei Jahre zu Innsbruck, und faßte daselbst den Entschluß, sich der Jugenderziehung zu widmen, wozu ihn sein unermüdliches, sanftes, aufopferndes Wesen vorzüglich eignete. Er fand bei Hubel, der Professor der Erziehungskunde war, gute Aufnahme, und studirte unter seiner Anleitung die Pädagogik besonders fleißig. Die mit ihm verkehrten, schienen mit seinem Lebensgange nicht recht einverstanden. Man warf ihm Mangel an Gewandtheit und Talent vor, um das schwere Erziehungsgeschäft gehörig auszuführen. Dieser fremde Andrang machte ihn keinen Augenblick in seinem Vorsatze irre. Er hatte ein angebornes Gefühl von der unermeßlichen Wirksamkeit fleißiger Verwendung, unsäglicher Geduld, unverwüstlicher Freundlichkeit, und den Besitz dieser in der Erziehung so viel entscheidenden Eigenschaften konnte er sich selbst nicht abläugnen. Von Innsbruck begab er sich

nach Brixen, und vollendete dort in zwei Jahren 1808 seine theologischen Studien. Die strengwissenschaftliche Seite der Schuldoktrinen war nicht seine Sache. Es fehlte ihm dafür der Sinn, vielleicht auch das höhere spekulative Talent, und hierin war er ganz Passeier, denen in der Regel philosophische Grübelei fern liegt. Selbst bei Ennemoser, dem wissenschaftlichsten Passeirer, herrscht das Gemüthliche vor, und die Schärfe Hegel'scher Logik muß man bei ihm nicht suchen. Pöll faßte die praktische Seite der Theologie auf, so fern es ihre Aufgabe ist, die Grundsätze des Christenthums auf asketischem Wege für gemeine Leute nützlich zu verarbeiten. Alle Polemik, alles bloß auf den Verstand Berechnete war ihm fremd. Er stand und ging mit dem Volke im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe. Was sich nicht zunächst und leicht fürs Leben des Volkes brauchen ließ, war für ihn so gut als nicht vorhanden. Er empfing zwar die kleineren Weihegrade zum Priester vom Bischofe von Chur, welcher zu Meran wohnte, aber zum förmlichen Eintritte ins Priesterthum konnte er es nicht bringen. Die baierische Regierung entfernte den Bischof von Chur aus Tirol, und die dafür befingerzeigten Stellvertreter konnten ohne Verordnung der obersten Kirchenmacht nicht anerkannt werden. Er trat daher beim Kaufmann Fritz in Bozen als Hauslehrer ein. Er benahm sich im Hause ungemein vorsichtig, und hielt sich fern von aller friedensstörerischen Einmischung in ungehörige Geschäfte. Er bewies seinen Zöglingen die langmüthigste Liebe, die er nie in Strenge umarten lassen konnte, selbst da, wo es bei widerstrebenden Naturen vielleicht besser gewesen wäre. Sein Grundsatz war: „Fleiß, Langmuth, Liebe bewirken Alles!“ Er besorgte die kleinsten Einzelheiten des Haushaltes seiner Zöglinge, ihre Kleider, ihre Geräthschaften, ihre Bücher waren durch seine Sorgfalt stets im besten und reinlichsten Zustande. Seine ganze Art und Sorge steuerte aufs Leben los, nur das zunächst Nothwendige fand an ihm einen eifrigen Vertreter. Ungeachtet er bald nachher diese Stelle wieder

aufgab, vergaß er doch die ihm einst Anvertrauten nie. Alles Gute an denselben erfreute ihn innig, und mußte er Böses hören, drangen ihm oft Thränen in die Augen.

Als sich die Kirchenverhältnisse im Südtirole wieder zu regeln anfingen, dachte er mit Ernst daran, sich zum Priester weihen zu lassen. Brixen hatte die geistliche Verwaltung an der Stelle des Fürstbischofes von Chur übernommen. Pöll eilte nach Trient, wiederholte daselbst am baierischen Lyceum die theologischen Lehrgegenstände, und ließ sich von neuem prüfen. Hierauf ward er am 18. März 1809 in Brixen vom Fürstbischofe Lodron zum Priester geweiht. Er kehrte nach Bozen zurück, wo er mittlererweile beim Kaufmann Joseph Anton v. Zallinger die Hauslehrerstelle übernommen hatte, und las am 3. April die erste hl. Messe. Für große körperliche Anstrengungen auf dem Lande untauglich, beschloß er sich ganz dem Lehrfache in der Stadt zu widmen. Er wurde am 1. Oktober 1809 Lehrer an der Stadtschule zu Bozen. Er bekleidete von dieser Zeit an bis zu seinem Tode nach einander alle Lehrämter der Anstalt, und stieg bis zum Direktor auf. Was ihn auf dieser Laufbahn erhielt und förderte, war kaum seine tiefe Gründlichkeit, sondern das Bescheidenthätige, Praktischannehmbare, Verträglichanschmiegende seines Wesens. Man muß staunen über die Masse dessen, was er zu gleicher Zeit anregen und betreiben konnte. Nebst seinem Lehramte versah er den Unterricht für Knaben zum Eintritt ins Gymnasium, stellte eine Sonntagsschule her, und trug in derselben durch zehn Jahre die Religionslehre vor mit besonderer Liebe und großem Segen. Er widmete sich mit seltener Neigung dem Unterrichte der Taubstummen an Sonn- und Festtagen, und wußte sich ohne kunstgemäße Art dergestalt mit ihnen zu verständigen, daß er sie fürs Christenthum unterrichten, und für den Empfang der Sakramente vorbereiten konnte, wozu er auch vom Bischofe als Beichtvater aufgestellt war. Trotz unzähliger Hindernisse gründete er mit frommer Beihülfe eine Industrieschule für Mädchen.

Das Schulgebäude ward auf seinen Betrieb um ein Stockwerk erhöht, und dafür Raum gewonnen. Die erste Lehrerin dieses Faches ließ er auf eigene Kosten im englischen Hause zu Brixen bilden. Er legte einen Schulgarten an, um die Obstbaumzucht emporzubringen, und schrieb über Pomologie ein eigenes Büchlein nach fremden Vorlagen für den einheimischen Gebrauch, das 1831 bei Eberle in Bozen erschienen ist. Es wurde auf seinen Betrieb und nicht ohne Kosten von seiner Seite eine Schulbibliothek angelegt, zu deren Aufrechthaltung er auch ein Legat von 100 Gulden bestimmte. Er begründete die nöthigen Instrumente zur Naturlehre und Feldmeßkunst, eine hübsche Naturaliensammlung und viele geographische Hülfsmittel zum Unterrichte, und hinterließ sie zum Gebrauche der Stadtschule. Er führte die Verwaltung des Lokalschulfondes seit dem Jahre 1823 unentgeltlich und mit größter Gewissenhaftigkeit. Mit besonderer Liebe nahm er sich der Bildung thätiger Schullehrer an, deren Unterricht ihm als Direktor oblag, und deren Unterkommen in Bozen seine angelegentlichste Sorge war. Viele Jungfrauen wurden durch seine Thätigkeit zu Lehrerinnen herangebildet, und fanden als solche Aufnahme in den Klöstern, denen er sie emphahl. Er sammelte ein Münzkabinet, das ihn schon von Jugend auf beschäftigte, und Notizen für die Geschichte Tirols, namentlich über Passeier und Bozen mit einem Eifer, als wäre dieß sein alleiniger Beruf.

Dessen ungeachtet fand er noch Zeit für die emsigste Seelsorge. Er war unverdrossen im Beichtstuhle, und viele rathlose und verachtete Personen verdankten seiner Sorgfalt die richtige Mitte in geistlichen und weltlichen Dingen. Er suchte besonders dienstlose Mädchen unterzubringen, und achtete es nicht, wenn er deßhalb oft die größten Kränkungen um seiner guten Absicht willen dulden und groben Undank einernten mußte. Kranke suchte er fleißig heim, sein Zimmer stand allen Hülfsbedürftigen offen, und nie verließ ihn die Geduld. Wo er durch die That nicht helfen konnte, tröstete

er wenigstens durch seine Freundlichkeit. Er blieb auch in diesem Stück immer Passeirer, Niemand war ihm zu niedrig, für Alle hatte er ein zartes Wort der Aufmerksamkeit. Diese unerschöpfliche Thätigkeit ehrt den Mann um so mehr, da er fast immer unbemerkt wirkte, und von Neidern geflissentlich verkleinert wurde. Den Passeirern, seinen Landsleuten, blieb er treu mit der Inbrunst erster Liebe. Obgleich in allen Dingen anständig und reinlich, brauchte er doch für seine Person wenig. Er verstand die Kunst zu schonen und zu sparen, in eigenen und fremden Angelegenheiten ein eben so verständiger als genauer Hauswirth. Er hielt am Satze fest: „Wer etwas wirken will, muß Geld haben, und deßhalb ist Sparsamkeit unerläßlich." Er wußte mit seinem geringen Gehalte in den ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit dergestalt zu wirthschaften, daß er fast jedes Jahr eine kleine Summe als Spargut zurücklegen konnte. So ängstlich er im Gebrauche für sich war, gab er davon doch gerne für Andere. Unzählige kleine Gaben flossen alljährlich aus seiner Hand für seine armen Verwandten in Passeier, für dürftige Studenten, dienstlose Mädchen, und andere, besonders verlassene Personen. Man hat seiner Sparsamkeit sehr thörichte Vorwürfe gemacht mit eben so wenig Einsicht als Edelmuth. Da er jeden Kreuzer mit saurer Arbeit erwarb, war er auch im Ausgeben desselben bedächtlich, und wo ein Gulden hinreichte, verwendete er nie zwei. Er hatte das mit allen besonnenen Männern gemein, die für das Gute Geld vorräthig haben wollen. Die ganz eigene Scheu vor überflüssigen Ausgaben und das Bestreben aus sehr kleinen Erwerbungen allmählig einen Nothpfennig zu ersparen, hatte er aus seinem Heimaththale als angeborne Gabe stets fleißig bewahrt.

Andere Angriffe kamen von Leuten, die aller uneigennützigen Thätigkeit gram sind, weil sie fast wie Vorwurf gegen ihre eigene Person lautet. Man tadelte seine Unwissenschaftlichkeit, seine Unfestigkeit in der deutschen Schriftsprache, seine Weitläufigkeit in Aufsätzen und dergleichen mit mehr

Bitterkeit als Verstand. Es unterlag gar keinem Zweifel, daß manche dieser Anklagen mit einigem Grund gegen ihn vorgebracht wurden. Der Drang seiner Natur, selbst dem gemeinsten Menschen nützlich zu seyn, und nur dem Leben, nie dem bloßen Wissen zu dienen, schloß von selbst anderweitige Richtungen aus. Gerade diese Art zu seyn charakterisirt ihn. Mit mehr Sinn für die Theorie, mit größerer Aufmerksamkeit für die Form wäre die praktische Wirksamkeit seines Lebens kaum möglich gewesen. Selbst als Priester ging er nie aus dem ersten ursprünglichen Anhauche eines Passeirers heraus. Was ihn hiebei am meisten ehrt, er klagte nie über seine Widersacher, bewies ihnen stets die gleiche Liebe und Achtung, und ließ sich in nichts beirren, was er einmal als recht erkannt und zu thun sich vorgenommen hatte. Um nur ein Beispiel anzuführen, brachte er den Sommer gewöhnlich in Oberbozen zu, und hielt aus eigenem Antriebe die umwohnenden Sommerfrischgäste im christlichen Sinne zusammen. Unfüge rügte er ernst und liebreich oft vom Altare weg. War er hiebei für gewisse Forderungen auch zu wenig zart, und in seinen Anreden eben nicht sprachgewandt, so machte sein mäßiges, sich stets gleiches Wesen doch immer Eindruck genug, um das christliche Wort zu schirmen. Alle Kinder liebten ihn, alle Studenten zog er an, alle frommen Frauen waren auf seiner Seite, so war der schlichte Passeirer auch in der Entkleidung von allen gebietherischen Eigenschaften eine moralische Macht durch Wort und That.

Seine Gesundheit hielt bis 1837 erträglich aus, nur litt er bisweilen an Kopfweh. Aber im letzteren Jahre kehrte er kränklich aus dem Mitterbad in Ulten zurück. Er erhohlte sich zwar in Oberbozen, und konnte im September das Schuljahr beginnen. Aber nach einigen Monaten meldeten sich kleine Schlaganfälle, die ihn auf mehrere Wochen im Bette festhielten. Er ließ sich keine Ruhe. Kaum gebessert, kehrte er wieder an's Schulgeschäft zurück, mußt es aber um Ostern 1838 ganz aufgeben. Bald konnte er das Krankenbett nicht

mehr verlassen. Im Hintertheile der Gehirnhöhlung bildeten sich Geschwüre mit erbsengroßen Auswüchsen an der Gehirnhaut, die Krankheit wurde äußerst schmerzlich, und dauerte bis zum 7. Oktober, wo er starb. Man vermißte ihn sehr. Das Wissen konnte ersetzt werden, aber der uneigennützige, allthätige Passeirer-Charakter wurde als Verlust gefühlt und beklagt. Seine literarische Hinterlassenschaft erbte sein Neffe Andre Pöll in Allgund, der ihm seine Erziehung zum Priester verdankt.

Winnebachers jüngerer Zeitgenosse und Hausfreund, Theilnehmer an Ernst und Scherz seines Gönners, war Nikolaus Auer, zwar von Geburt kein Passeirer, aber durch langes Verweilen im Thale und durch seine Frau ins Passeirerwesen ganz eingelebt. Er wurde zu Meran im Jahre 1690 am 4. Dezember geboren, wo sein Vater Sagschneider und Büchsenschifter an der Spitalbrücke war. Er lernte frühzeitig die Anfänge die Mahlerkunst beim Meister Berger in Meran, kam später nach München, wo ihn der Hofrath Peter Lechner, ein geborner Passeirer, unterstützte, und bildete sich später zu Augsburg bei Johann Georg Bergmüller, und wurde heimkehrend von Winnebacher für Passeier gewonnen. Die wieder aufwachende Kirchlichkeit auf dem Lande, und der besondere Sinn für bildliche Darstellungen im Passeirervolke versprachen ihm guten Verdienst, und Winnebacher war edelmüthig genug, bedeutende Vortheile zu seinen Gunsten fahren zu lassen. Er überließ ihm das Mahlerhaus mit dem dazu gehörigen Gute um einen mäßigen Preis, und fesselte ihn dadurch bleibend ans Thal.

Nikolaus Auer nahm 1719 davon Besitz, und begann ein eifriges Kunstleben bis ins Jahr 1753. Sein erstes Passeirerbild steht noch am Eingange ins Thal Fartleis in einer bedeckten Holznische, wie man in Passeier aus älterer Zeit noch mehrere antrifft. Durch diese oft in tiefer Einsamkeit an Alpensteigen aufgestellten Bilder wurde die Kunst wahrhaft populär, und weckte die Vorübergehenden zu andächtiger Ge-

dankenrast. Später mahlte er die Margaretenkirche in Sterzing aus, machte Kirchenbilder nach Oetzthal, nach Meran und Moos, in welchem letzteren Orte noch jetzt seine besten Arbeiten zu sehen sind. Auch gereichte es ihm zu nicht geringem Ruhme, daß der berühmte Johann Evangelist Holzer am 24. Dezember 1709 zu Burgeis geboren, sein Schüler wurde, von dem Augsburg so viel Achtungswerthes aufzuweisen hat. Schon das durchweg praktische Bestreben dieses Künstlers, dem Landvolke zu dienen, läßt vermuthen, daß seine Gemählde die Spuren dieser Richtung an sich trugen. Und in der That kann man seine Manier eine eigenthümlich passeierische nennen. Farbenfrische, lebhafter Ausdruck, feste Zeichnung sind allgemein anerkannte Eigenschaften seiner Gemählde, aber die Formen scheinen ohne viel Umschweif aus dem Leben aufgegriffen, seine Madonnen Mädchen aus Passeier mit aller Ueberfülle der bäurischen Toilette, mit aller Breitheit des durch schwere Arbeit gedrückten Wuchses, seine Namensheiligen derber Kern von Holztreibern und Hirten, alles roh grundirt, ohne landschaftlichen Hintergrund mit unendlich mehr Fleisch und Blut, als Geist und Andacht. Aber der Volkston war gut getroffen. Auer wurde durch seine Kunst wohlhabend, und lebte ziemlich sorglos. Seine Frau war eine kluge Wirthschafterin, und gebar ihm drei Söhne, die für uns nicht ohne Interesse sind.

Benedikt Auer der Aeltere folgte dem Berufe seines Vaters in weit besserer Schule, mit entschieden größerem Talente. Man konnte ihn fast allein mit Fug einen Künstler im wahren Sinne des Wortes nennen. Seine Geburt fällt ins Jahr 1722. Die ersten Kenntnisse seines Faches schöpfte er bei seinem Vater in St. Martin. Aber schon als Knabe von 14 Jahren ging er nach Innsbruck zu einem Miniatur- und Wappenmahler. Er verweilte dort drei Jahre. Als sein Meister starb, führte die Witwe das Geschäft fort durch einen eigens dazu berufenen Mahlergesellen, wie man damals noch zu sagen wagte. Von diesem lernte er am meisten, besonders im Porträtmahlen. Damit half er sich nach Italien.

In Trient mahlte er viel, und eilte mit dem verdienten Gelde und einem Passe nach Verona. Diese Stadt war damals mit Soldaten überschwemmt, und der Krieg in Italien den Künstlern wenig günstig. Da er gleich bei seinen ersten Porträten in Verona Aufsehen machte, so nahm ihn der Kommandant der dortigen Truppen gefangen, und verdammte ihn zum Zwangsmahler seiner Offiziere und deren Frauen gegen Kost und geringes Trinkgeld. Zugleich verschaffte er ihm Gelegenheit bei einem italienischen Meister Manches für seine Kunst zu lernen. Man lud ihn mit den schmeichelhaftesten Anerbiethungen ein, in den Generalstab als Soldat einzutreten. Er war nicht ungeneigt dazu, aber sein wälscher Meister rieth ihm davon ab. So floh er heimlich mit genauer Noth nach Venedig mit drei Dukaten, die er sich in Verona erspart hatte. Daselbst kam er bald in größte Geldnoth. Ausländische Werber wollten ihn abermals zum Soldaten pressen. Aber ein Kaufmann, Schmied mit Namen, nahm sich seiner an, und gab ihm in Porträtmahlen etwas zu verdienen. Der berühmte Wagner lernte ihn kennen, und machte ihn aufmerksam auf das Mangelhafte seiner Zeichnung. Auf dessen Vorstellungen ergab er sich durch vier Jahre dem emsigen Studium, und verlegte sich nebenbei auf das Kupferstechen und Miniaturmahlen, worin er eine große Fertigkeit erlangte. Die geschickte Künstlerin Rosalba und der bekannte Amiconi behandelten den talentvollen Jüngling mit Vorliebe und Auszeichnung. Aecht passeierisch hatte er während der ersten Jahre seinen Eltern über sich gar keine Mittheilung gemacht. Sie wußten nichts um ihren Sohn, ohne deßhalb sich zu kümmern, eine Erscheinung, die auch wohl noch jetzt eintritt. So gewöhnt ist man ans Wandern und Verschollenseyn der Jugend, bis sie plötzlich mit eigenem Glück oder Unglück wieder auftaucht, und ins Heimaththal zurückkehrt. Man hat oft Mühe das Dorf auffindig zu machen, wo die Wiedergefundenen rechtskräftig durch ihre Geburt hingehören. Die Leute, die es angeht, wissen es oft im eigentlichen Sinne selbst nicht.

Und das ist bezeichnend für den Charakter des Volkes. Bald fand sich auch sein Bruder Joseph, der eben so selbstvertrauend in der Welt umherzog, in Venedig zu ihm, und arbeitete unter Amiconi längere Zeit. Nach vier Jahren fandan beide Brüder für gut, ihre Eltern zu besuchen. Sie machten Aufsehen als Leute, die durch sich selbst etwas geworden. Joseph verheirathete sich zu Neumarkt mit einem Edelfräulein, und trieb dort sein Geschäft schwunghaft, aber starb schon nach fünf Jahren an der Kolik. Sein einziger Sohn Karl folgte ihm bald nach im Alter von sieben Jahren bei seinen Groß-Eltern in St. Martin. Während dieser Zeit hatte Benedikt wieder mehrere Jahre bei den Jesuiten in Bologna gearbeitet, und kehrte erst nach dem Tode seines Vaters bleibend ins Heimaththal zurück. Er machte sehr viele gesuchte Miniaturstücke zum Theil in weit entfernte Gegenden, namentlich nach Italien, in welchem Geschäftsverkehr der Kaufmann Semblrock den Korrespondenten und Vermittler machte zwischen ihm und seinen Kunden, auf Pergament, Elfenbein u. dgl. zu kostbaren und gesuchten Geschenken. Er radirte mitunter viel in Kupfer, und die von ihm ausgehenden Kupferstiche, deren es noch viele gibt, besonders in Passeier in seinem Nachlasse, geben uns einen sehr vortheilhaften Begriff von seiner Kunstfertigkeit und seinem Kunstgeschmack. Besonders beschäftigten ihn die Jesuiten und andere geistliche Genossenschaften, und er hatte es seinem Unterrichte unter Amiconi zu danken, daß er nicht der Unnatur und Geschmacklosigkeit seiner Zeit anheim fiel. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit seiner Konceptionen, die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, das Kräftigderbe seiner Zeichnung und Komposition verdient alle Anerkennung. Und man sagt nicht zu viel, wenn man ihn fürs größte Talent erklärt, welches Passeier bisher hervorgebracht hat. Bei vielem Verdienste konnte er doch nur anständig leben, von Wohlhabenheit war nicht die Rede. Seine Frau, eine Geyer von Mareit jenseits des Jaufens, stimmte mit ihm trefflich zusammen. Der leichte

Sinn, wie er im Thale lebt, welcher gewöhnlich nur für die Gegenwart sorgt, und die Zukunft für sich selber sorgen läßt, beseelte beide mehr als für eine gedeihliche Wirthschaft billig war.

Zugleich hatte er nicht weniger als eilf Kinder, wovon jedoch sechs schon in der Jugend starben. Unter den fünf Ueberlebenden befanden sich vier Söhne, die alle in die weite Welt zogen, bis auf Benedikt den Jüngern, welcher noch zu St. Martin als Mahler lebt, und den Nachlaß seiner kunstliebenden Familie aufbewahrt *). Es besteht in allerlei Zeichnungen, Skizzen, Kupferstichen und einigen Bildern, die in ihrer Gesammtheit für die tirolische Kunstgeschichte von Werth sind. Der Besitzer fordert dafür 24 Gulden. Sein Vater Benedikt starb im Jahre 1792 am 19. Dezember. Er selbst zählt bereits (1841) 81 Jahre, ohne männliche Nachkommenschaft. Seine Tochter betreibt ein kleines Melblergeschäft. So abgelebt er äußerlich scheint, lebt in ihm doch noch ein thätiger Geist, ein erstaunliches Gedächtniß, und der schöne Stolz auf den Ruhm seines Hauses. Er kämpfte alle Befreiungskriege mit von 1796 bis 1814, größtentheils als Lieutenant der Passeirerschützenkompagnie. Besonders zeichnete er sich bei Rafenstein ob Bozen im Jahre 1797 aus, in einer Schanze, die von den Franzosen vergeblich gestürmt ward. Wenn man das innige Verflochtensein dieser Männer mit den Thalbewohnern erwägt, und von ihnen noch jetzt nicht bloß in Häusern, sondern auch auf Wegen und Stegen allerlei Kunstversuche und bildliche Darstellungen antrifft, und die vielen Volkssagen über diese Künstlerfamilie betrachtet, so ist das wohl nur von Passeirern und in Passeier möglich, wo das kräftige Leben des Volkes alles Gleichartige anzieht und in sich verarbeitet. Die Liebe zum heimathlichen Thale ist in solchen Umständen selbst für Gebildete leicht erklärlich.

Der vorzüglichste Schüler Benedikts Auer des Aeltern war Joseph Haller. Er war der Sohn des Kleinkrämers

*) Er ist seitdem gestorben, und sein Nachlaß zerstreut (1845).

Simon Haller, und wurde im Jahre 1737 zu St. Martin geboren. Anfangs zu Nikolaus Auer in die Lehre geschickt, verlor er diesen schon im ersten Jahre seines Unterrichts, und setzte seine Studien unter seinem Sohne Benedikt drei Jahre fort. Hierauf wanderte er nach Augsburg, und trat dort bei einem Glasmahler ein. Es scheint, daß er sich nie vom Gewerblichen in der Kunst zu höhern Studien emporschwingen konnte. Im Jahre 1769 rief man ihn nach Hause, um das Hochaltarblatt in der Pfarrkirche zu St. Martin zu mahlen. Es sind von ihm mehrere kleine Staffeleigemählde aus jener Zeit übrig, in roher Manier, mit kräftigen, aber derben Pinselzügen, besonders unregelmäßig in der Zeichnung, und daher leicht erkenntlich vor vielen andern. Es war in allen diesen Arbeiten die derbe, unveredelte Passeirer-Natur vorherrschend, mit ihren Vorzügen und Fehlern. Das Streben nach Kraft, weil von keinem guten Geschmacke geleitet, wurde bei ihm gewöhnlich zur Karrikatur. Im Jahre 1773 siedelte er nach St. Leonhard über, mahlte viel, und ergab sich zugleich stark dem Trunke, so daß er bei allem Verdienste doch stets Noth leiden mußte. Er erkrankte in Moos, und wurde nach St. Leonhard herausgeliefert, wo er am 2. Mai 1773 starb. Von ihm ist der mittlere Plafond in der Pfarrkirche zu Neustift des Thales Stubai, und der größte Theil des heiligen Grabes zu Moos in Hinterpasseier. Auch am Oberwirthshause zu St. Martin sieht man ein Freskogemählde von ihm, an dem man seine Art am besten abnehmen kann. Die meisten andern seiner Gemählde sieht man in der Pfarrkirche zu St. Martin und in andern Kirchen von Passeier. Seine größte, vom Volke sehr hochgeschätzte Stärke bewies er in Bildnissen der schmerzhaften Mutter Gottes. Seine dießfälligen Madonnenköpfe ergreifen durch den tiefen Schmerz, der ihnen eingehaucht ist. Leider zuckt er schon nach der oben gerügten Unnatur und Verzerrung. So muß man auch sein glühendes Kolorit beurtheilen. Die Farbenfrische steht mit der natürlichen Färbung selbst in keinem Verhältnisse. Alles ist zu

grell ohne nuancirte Uebergänge, mehr gekleckset als gemahlt. Auf den ersten Augenblick nimmt man wahr, daß er sehr schnell arbeitete. Daher machen seine Gemählde auch fast immer den Eindruck unvollendeter Skizzen. Lob und Tadel spricht sich über ihn am besten in dem Satze aus: „Er konnte den alten Menschen von Passeier nicht ausziehen.“ Daher war er wohl ein Mann des Volkes, aber kein wahrer Jünger der Kunst.

Von ungleich größerer Bedeutung auf einem andern Felde ist Johann Pichler. Er war ein Zeitgenosse des Nikolaus Auer. Sein Geburtsort ist Moos. Er war der Sohn eines Säumers, und in seiner Jugend Hirte. So fing er an als einsam sinnender Geist mit einem Messer Holzfiguren zu schnitzen, namentlich Kruzifixe. Das erregte Winnebachers Aufmerksamkeit. Er unterstützte ihn, und stellte ihn zu einem Bildhauer in St. Leonhard in die Lehre, dessen Name nicht genannt ist, der aber einen neuen Beweis von dem Sinne im Volke für bildliche Darstellungen gibt, und für den Geist der Zeit, der selbst auf dem Lande solche Volksbelehrung beförderte. Er ging nach Rom, der einzige unter den Künstlern aus Passeier, später nach Venedig, wo er sich längere Zeit aufhielt. Er arbeitete daselbst besonders kleine Figuren aus Holz und Elfenbein, und war in der Bildhauerkunst ganz das, was sein jüngerer Zeitgenosse Benedikt Auer der Aeltere in der Mahlerkunst. Man wollte die Kunst aus dem Massenhaften herausarbeiten, und handsam ins alltägliche Leben einführen. Auch in Wien verweilte er länger. An der heiligen Dreifaltigkeitssäule auf dem Platze am Graben sind die kleinen Engel aus Gößlaner Marmor von ihm.

Nachdem er mit beträchtlichem Spargute ins Tirol zurückgekommen, ließ er sich in Meran nieder. Das war selbst für seine Bildung bezeichnend. Die übrigen Passeierkünstler hatte das verwandte Thal unwiderstehlich angezogen. Pichler setzte sich aber vor seiner Oeffnung nieder, und war bedeutend aus dem heimischen Volkswesen zum Vortheile seiner Kunst

herausgetreten. Er machte hier wieder kleine Figürchen aus Holz und Elfenbein, Bettler, Schalksnarren, Gesindel, Einsiedler u. dgl. mit außerordentlicher Naturtreue und geläutertem Geschmacke, welcher seinen Werken noch heutzutage großen Werth verleiht. Ernstliche Studien sind daran nicht zu verkennen. Seine Hauptkunden um diese Zeit waren die Freiherren v. Flugi zu Aspermont, seßhaft auf Knillenberg in Obermais, und die Grafen Fuchs auf Jaufenburg in Passeier. Er war sehr geizig, mürrisch, besonders häßlich von Gestalt mit unförmlich großem Kopfe. Er wollte stets reich heirathen, wie man in Passeier sagt, bekam aber aus den angeführten Gründen oft einen Korb. Endlich errang er eine Witwe, Deprida von Lana, die durch ihren Hang zum Wohlleben mit dem Knauser immer im Zanke lag. Zuletzt lebte er in Bozen, weil er aus Unverträglichkeit sich in Meran nicht zurecht finden konnte. Daselbst sieht man von ihm den Erlöser aus Marmor auf dem heiligen Grabe, und ein Marmorbild über der Hausthür der Schulschwestern, Maria mit dem Leichnam Christi im Schooße. Er starb 1719. Bürgermeister Haller in Meran bewahrt von ihm noch acht kleine Stücke in Holz, Hieronymus, Franziskus Serafikus, Magdalena, den Salvator, eine liebliche Madonna, St. Georg, besonders fein, und Pauli Bekehrung. Benedikt Auer der Aeltere und Johann Pichler, unstreitig Männer von Geist und Kunstgefühl, verdienen in Tirol größere Aufmerksamkeit, als sie bisher gefunden. Besonders sollte das Ferdinandeum in Innsbruck, das sich um geringere Kapazitäten bemüht, dieser hervorragenden Künstler ernstlich annehmen.

Die Wissenschaft im Sinne des Gelehrten und Arztes vertritt für sein Heimaththal Joseph Ennemoser, Doktor der Arzneikunde, gegenwärtig in München, und wo sichs trifft, in seinen höchst mannigfaltigen Lebensschicksalen unverkennbar Passeirer, selbst in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen solchen Zweigen zugeneigt, deren Wahl offenbar im innersten Grunde des Gemüthes haften, wie es sich im Volke von

Passeier besonders überraschend ausspricht. Wir lassen ihn selbst reden: Ich bin auf dem Eckhof geboren zu Schönau, der Gemeinde Hintersee, am Fuße des Tümbls, am 15. November 1787. In einem Alter von zwei Jahren nahm mich meine Base zufällig einmal zu meinem mütterlichen Großvater nach Hütta mit, das am Eingange nach Pfelders liegt, eine Stunde hinter Platt. Dieser fand an mir Behagen, und behielt mich ferner in seinem Hause. Ich hütete das Vieh mehrere Jahre, legte aber den Hirtenstab im Jahre 1802 am heiligen Dreikönigenfeste nieder zum Erstaunen meines damaligen Kuraten Hammerle, einem Kapuziner, der unter Joseph II. in die Seelsorge ausgesetzt worden war, und bath den letztern, mich im Lateinischen zu unterrichten. Er that es mit Fleiß und Liebe. So konnte ich noch im Herbste des nämlichen Jahres in die Gymnasialschulen zu Meran aufgenommen werden. Hammerle blieb mir auch in der Erinnerung ein Stern Gottes, der so tief in mein Herz hineingeleuchtet, daß ich in Thränen zerfloß, als der Mann zwei Jahre später durch Meran zog, und in sein Kloster Trasp heimkehrte. Meinen Vater habe ich schon in einem Alter von fünf Jahren verloren, und eigentlich nie gekannt, da ich früh aus dem väterlichen Hause wegkam. Um so schmerzlicher war mir der Abschied von Hammerle, ich stand als Waise einsam in der Welt, völlig verlassen. Aber in seinem Blicke, den ich nie vergaß, hinterließ er mir den Segen des Himmels, der mich wahrscheinlich auch von allen Gefahren des Leibes und der Seele bewahrte. In Meran studirte ich die Syntax einschließlich, die Rhetorik schon in Trient. Es trieb mich ein wilder Instinkt, Länder und Sprachen fremder Völker kennen zu lernen. Meine Verwandten sahen mein Weggehen von Meran, wo mich so viele Wohlthäter unterstützten, ungern. Aber es half nichts, ich mußte wandern. In Trient fühlte ich bald drückende Noth. In der großen Stadt nahm sich meiner Niemand an, ich wurde sehr krank, lag längere Zeit im deutschen Spitale, und wurde nur mit Mühe wieder hergestellt. Doch erhielt

ich ein gutes Zeugniß am Ende des Schuljahres. Trient behagte mir nicht mehr, es lag mir zu nahe an der Heimath. Mit Joseph Auer, einem Richtersohne von St. Leonhard in Passeier, zog ich tiefer ins Italien hinein, und wollte nach Rom. Aber schon in Verona änderten wir den Sinn, und gingen nach Padua, unsere Studien fortzusetzen. Das Soldatenspielen der dortigen Studenten gefiel uns nicht lange, wir wanderten durch das Venetianische und Kärnthen nach Salzburg. Hier blieb Auer zurück, denn unser Geld war verzehrt, und hoffte auf Gnade von seinem Vater für sein unbefugtes Landstreichen. Ich ging nach Linz und Wien weiter, konnte aber daselbst kein Unterkommen finden. Am 12. Dezember 1806 zog ich mit 12 Kreuzern im Sacke durch das Kärnthnerthor der Kaiserstadt, um den sauren Weg in meine ferne Heimath anzutreten, aus der ich heimlich entwichen war. Ein Hemd, ein Rock und eine Hose waren alle meine Habseligkeiten. Regen und Schnee, Hunger und Nässe begleiteten mich standhaft durch Steyermark und Kärnthen. Ich ging in der Regel mit 3 Kreuzern des Tages zwölf Stunden, und Abends wagte ich bei Geistlichen um eine Herberge anzusprechen, die mir auch nie versagt wurde. Mein Tirolerwesen fand Anklang, man gab mir zu essen und noch Geschenke auf die Reise mit.

Am 7. Jänner 1807 kam ich nach Innsbruck, und wurde noch in die Logik aufgenommen. Ich studirte hierauf Physik, und 1809 Arzneikunde. Um diese Zeit nahm mich mein Landsmann Andre Hofer als Schreiber an, als ich im April dieses Jahres in St. Leonhard einige Feiertage verlebte. Von nun an machte ich den ganzen Krieg von Anno neun mit, theils unmittelbar an Hofers Seite, theils als Lieutenant der Passeirer Schützenkompagnie im Innthale und in Wälschtirol bis an's Ende, wo wir im November den General Ruska von Meran vertrieben. Im Gefechte mit den Baiern auf dem Berge Isel wurde ich verwundet. Das Jahr darauf ging ich nach Wien, in der Hoffnung, wenigstens das Studium

der Medizin fortsetzen zu können, als Kämpfer für Oesterreichs Sache in Tirol. Ich wurde aber zurückgewiesen als Ausländer, und litt große Noth, die nur von einigen Landsleuten gemildert wurde. Ich wollte das Studiren aufgeben, und Soldat oder was immer werden, um mein Leben zu fristen. In dieser Noth nahm mich ein dänischer Kaufmann im Jahre 1811 als Begleiter mit sich. Wir gingen über Prag und Dresden nach Berlin. Hier lernte ich einen Tiroler Kaufmann Lechleitner kennen, der mich aufmunterte, meine Studien fortzusetzen. Die Preußen nahmen mich als ersten Tiroler, der aus dem Kampfe 1809 zu ihnen gekommen, freundlich auf. Ich studirte bei Fichte, Reil, Hufeland, Gräfe, Wolfart und Andern die noch übrigen Fächer der Philosophie und Medizin mit großem Ernste, und das erste Mal mit wärmster Liebe. Die Professoren gewannen mich lieb, ich sah ein, daß ich bisher leider noch gar nichts Rechtes gelernt hatte. Ich kam wie Andere meiner Mitschüler in politische Klubbs, wo der tiefste Franzosenhaß schmottete. Im Sommer 1812 wanderten wir, eine Schaar Studenten und anderer kampflustiger Gesellen, heimlich durch Schwaben nach England, wo man uns sehr gut aufnahm, in der Absicht, im Rücken der Franzosen Angriffe gegen dieselben auf deutschem Boden zu unternehmen. Sie wurden jedoch überflüssig durch ihre Niederlage in Rußland. Als 1813 der König sein Volk zu den Waffen rief, trat ich in das Lützow'sche Freikorps ein, wurde Offizier, und kämpfte wacker an der Seite meines Freundes Körner. In Folge meiner Thätigkeit ward ich Ritter des eisernen Kreuzes. Nach dem Pariserfrieden stand ich längere Zeit in Besatzung in und um Brüssel. Im Herbste 1814 nahm ich den Abschied, kehrte nach Berlin zurück, wiederhohlte noch anderthalb Jahre die Fächer der Arzneikunde, und wurde nach dem Verlaufe dieser Zeit zum Doktor befördert. In dieser Eigenschaft durchzog ich England, Holland, und kam 1818 nach Polen, wo ich eine merkwürdige Somnambule durch Magnetismus von einer für unheilbar erklärten Krankheit

wieder herstellte. In Warschau erhielt ich die erste Anzeige, daß man mich zum Professor in Bonn befördern wolle. Mir gefiel der Vorschlag, und 1819 trat ich als außerordentlicher Professor der Medizin daselbst in Thätigkeit. Im Jahre 1827 zum ordentlichen Professor befördert, blieb ich in dieser Stellung bis 1837.

So weit Ennemoser selbst. Wir ließen ihn geflissentlich selbst und so weitläufig reden, weil aus der Erzählung die strebsame Wandernatur der Passeirer trefflich hervorleuchtet. Die den Gebirgsländern überhaupt, den Passeirern aber insbesonders fest inwohnende Sehnsucht nach den heimischen Bergen zog ihn aus den vortheilhaftesten Verhältnissen in Bonn mit Weib und Kindern nach Tirol. Er wurde ausübender Arzt in Innsbruck, wo ihn die Regierung als solchen ohne die sonst gewöhnlichen Prüfungen für solche, die ihre Studien im Auslande gemacht haben, willig und gerne anerkannte. Doch 1841 wanderte er wieder nach München, und hat sich seit dieser Zeit zur Sommerszeit besonders in besuchten Bädern als geschickten Heilkünstler geltend gemacht. Er schrieb viele medizinische Werke, die jedoch fast sämmtlich auf die psychische Heilkunde Bezug haben. Wir führen die vorzüglichsten derselben an: 1. Ueber den Magnetismus 1818. Zweite ganz umgearbeitete Auflage bei Cotta im Jahre 1842. 2. Ueber den Ursprung und das Wesen der menschlichen Seele und die Beseligung des Leibes insbesondere. Bonn 1824. 3. Ueber die nähere Wechselwirkung des Leibes und der Seele mit anthropologischer Untersuchung des Mörders Adam Moll. Bonn 1823. 4. Anthropologische Ansichten oder Beiträge zur bessern Kenntniß des Menschen. Bonn 1828. 5. Was ist die Cholera, und wie kann man sich vor ihr sicher bewahren? Bonn 1831. Nebst dem schrieb er noch eine Abhandlung in Zeitschriften verwandten Inhalts. Ennemoser ist von mittelmäßiger Größe, ausgeprägten Gesichts, mit einer volltönenden Stimme, die durchdringend auf den Hören wirkt. Seine Liebe zum Heimathlande ist eben so rührend, als der wissen-

schaftliche Zug seines Geistes mit der innigen Gemüthfülle seines Volkstammes auf das engste zusammenhängt. Selbst seine Neigung zur Grübelei, die an die innersten Geheimnisse des Menschenlebens pocht, hat seinen Grund in der ursprünglichen Anlage der Passeirer, die sich in ihm das erste Mal fest und bildsam ausgesprochen hat. So ist der unauslöschliche Zug des religiösen Zartgefühls, das ihm so rein und unverkümmert fortglüht durch das Wechseln irdischer Gestalten, ein Erbtheil seines Volkes, und um so ehrwürdiger, da er sich troß der wissenschaftlichen Kritik in seinen Rechten behauptet hat. Seine Schreibart ist klar und deutlich, wie sie in wenigen Büchern arzneilicher Schriftsteller angetroffen wird, offenbar vom angebornen Triebe in's Thunliche und Allgemeinverständliche ausgeprägt. Was ihm gelehrte Leute ausstellen, bekennt er selbst, er ist ein wissenschaftlich gebildeter Passeirer, den eine schwankende Färbung im Leben und in der Schrift nur als solchen kenntlich macht. Er kann seinen Ursprung nie und nirgends verläugnen.

Den merkwürdigen Gegensatz zu diesen dichtenden, in Kunst und Wissenschaft strebsamen Geistern des Passeirerthals bilden andere Thaleinwohner ganz eigener Art, größtentheils ohne Schule, voll regster Umthunlichkeit, bäuerlichen Ursprungs, geschmeidig, selbst im Widerspruch mit der Derbheit ihres Stammes, voll süßer Worte, und einem Verstande, der dahinten lauert auf den Fang, aber nie ohne angeborne Gutmüthigkeit. Es sind Wandergesellen, Wirthe, Wundärzte, Meßner, Bauerndoktoren u. dgl., noch weniger bekannt, als sie es verdienen. Sie bleiben in der Regel ihr ganzes Leben, was sie sind. Nur wenige haben sich durch Zufall in einen höhern Lebenskreis emporgeschwungen, der sie aber ihrem Ursprunge nur wenig entrückt hat. Zur letztern Art gehört der Hofrath Peter Lechner in München. Er war in Walten geboren, ein Zeitgenosse und Freund Winnebachers, und zog in seiner Jugend als Schneidergeselle umher. In dieser Eigenschaft kam er nach München, und fand bald Zutritt beim

Hofgesinde, wahrscheinlich durch handwerklichen Verkehr. Hier vernahm er, daß man sich knapp behelfen müsse, denn die Kassen seien leer. Er ließ die Bemerkung fallen, daß sich der Finanznoth abhelfen lasse. Diese Prahlerei, denn für das muß man sie an einem Schneidergesellen halten, kam vor den Hof. Man ließ ihn rufen, was um so weniger auffallen kann, da der baierische Hof von jeher an den wandernden Tirolern besonders Behagen gefunden. Die weiteren Stufen, die Lechner emporsteigen mußte, sind unbekannt. Das Ende des Geheimnisses war, daß er wirklich im Finanzfache angestellt, und darin so bewährt erfunden wurde, daß er bald als Hofrath bei der Regierung im großen Ansehen stand. Er vergaß jedoch sein Heimatthal nicht. Alle Jahre kam er auf einige Wochen herein, und setzte seine Landsleute in Passeier durch Aufwand und zahlreiches Gesinde in Erstaunen. Bei einem Feste, das er in St. Leonhard bei einer solchen Gelegenheit gab, wurde einer seiner Bedienten durch einen berstenden Pöller getödtet. Er beschenkte die Kirchen St. Leonhard, St. Martin und Moos mit schätzbaren Zierden, und stand mit dem Volke aus innerem Drange in steter Vertraulichkeit bis zum Jahr 1703. Der um diese Zeit verunglückte Einfall des Kurfürstrn Max Emanuel in's Tirol störte dieses schöne Verhältniß. Lechners Freund, Winnebacher, konnte es sich nicht in sich drücken. Er schrieb beißende Verse auf diese Begebenheit in der anfangs unvermeidlichen Aufregung, welche solche Ereignisse hervorrufen. Dadurch war der erstere selbst vor seinem Hofe bloßgestellt. Als daher Winnebacher das Jahr darauf auf einer Ferienreise nach München kam, und sich dem alten Freunde nähern wollte, ward er abgewiesen, und mußte München um seiner eigenen Sicherheit wegen auf der Stelle verlassen. Von diesem Augenblick an mußte Lechner in seiner Stellung der eigenen Heimat fremder bleiben, was er nie ganz verwinden konnte. Tiroler unverdächtiger Gesinnung fanden in München an ihm zwar einen wohlwollenden Unterstützer, ihm selbst aber schien der Lebens-

odem entzogen; man sagt noch jetzt im Thale, er habe von 1703 an nie mehr herzlich lachen können. Seinen Tod konnten wir nicht ausmitteln, er muß aber, wie aus gewissen Umständen zu schließen ist, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfolgt seyn.

Die nicht ganz erklärliche Weise, wie ein wandernder Schneidergeselle sich in München zum Posten eines Finanz- und Hofrathes aufschwingen konnte, findet ihre Lösung durch andere Passeirer von ähnlicher praktischer Tüchtigkeit. Darunter zeichnen wir zuerst den Michael Hofer aus, welcher aus dem nämlichen Geschlechte entsproß, wie Andreas Hofer, sein jüngerer Vetter. Er war Wirth zu Moos, ein schöner, stämmiger Mann, in grüner Festjacke, so oft er vor Gericht, in die Kirche, oder zu Lande ging, eben so sanft in seinem Wesen, als stolz auf sein reiches Bauernthum. Seine schönste Lebenszeit fiel in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo noch die Grafen Fuchs als Inhaber des Gerichtes auf Jaufenburg saßen, aber durch schlechte Wirthschaft sehr herunter gekommen waren. Er kaufte mit entschiedenem Vortheile, weil stets im Besitze baaren Geldes, ihre Allodialgüter an, und gewann durch gute Bewirthschaftung derselben ungewöhnlich schnell die ausgelegten Gelder zurück. Es erhoben sich Stimmen gegen die Art und Weise dieses Erwerbes, aber mit mehr Worten als Glück. Michael Hofer zog sich selbst mit ungemeiner Gewandtheit aus jenen Prozessen heraus, in die er verwickelt wurde als Käufer von Gütern, deren Gefälle, als zum Gerichtsurbar gehörig, später von der Gemeinde als Besitzerin der Pfandherrschaft angesprochen wurden. Die außerordentliche Mangelhaftigkeit der damaligen Urbarsberatung kam ihm hierin sehr zu Statten. Ein anderer klug benützter Umstand trug ebenfalls viel bei zur Vermehrung seines Vermögens. Der Schneeberg stand noch im schwunghaften Betriebe. Moos bildete fast den Mittelpunkt zwischen ihm und Meran. Die Knappen bezogen gar mancherlei Bedürfnisse von Meran, die durch Passeirer Säumer

geliefert wurden. Besuche kamen zahlreich, die merkwürdige Stätte dieser Metallausbeute näher zu besuchen, besonders im Hochsommer, wo ein solcher Ausflug für die vornehmen Bewohner des Burggrafenamtes fast zur Gewohnheit wurde. Der Verkehr mit Oetzthal war noch sehr stark, besonders mit Flachs, der großentheils durch Passeier dem Süden zuging. Um die Gunst dieser Zeit und Ortsverhältnisse zu benützen, bahnte Michael Hofer durch Kapitalien, die durch einen Wegzoll verzinset wurden, den sogenannten Grafeilweg von St. Leonhard bis Moos, dessen nähere Geschichte uns bereits bekannt ist. Dadurch nahm der Wanderzug auf demselben sehr überhand, und das Wirthshaus in Moos wurde das berühmteste auf der ganzen Wegesstrecke. Noch jetzt ist das Andenken an diese Wirthshausherrlichkeit in den Passeirern nicht ausgestorben. Michael Hofer saß mit freundlicher Umsicht mitten im Korn. Der Zoll in St. Martin war sein Pacht von der Landesregierung zu mäßigem Preise. Die Wildseen in Hinterpasseier, damals noch voll köstlicher Fische, gehörten sein, und er handelte damit auf's Land heraus, wo seine Bergforellen reißenden Absatz fanden. Alle Jäger der Umgegend standen in seinem Solde, und ihre Beute ging bis nach Bozen. Die kleinen Verkaufsgegenstände des hintern Passeiers, und der fast gesammte Viehhandel der Kleingütler wurden mit seinen Kapitalien betrieben. Von Zeit zu Zeit erschien der reiche Wirth von Moos in Meran, mit seinem Sonntagskleide angethan, eigens einmal die sonst bezähmte Spiellust zu befriedigen. Er schrieb selbst in sein Urbarbuch:

Alles von Gott
Das Leben, auch zeitlich's Gut,
Und endlich der Tod!
Also handel in deinen Thun und Lassen,
Weil du noch lebst auf Erden,
Heute, morgen ewig selig zu werden!
Was nützt der Reichthum?

Wann's kommet zum Sterben,
Kannst du dir dadurch
Doch keine Hoffnung erwerben,
Der Tod als ein Blinder
Dich stürzet nicht minder,
Seyst arm oder reich,
Gilt gleich!

Zur Zeit, wo die Gemeinde die Pfandschaft des Gerichtes vom kaiserlichen Hofe zu erlangen trachtete, ging er als Gesandter des Thales zur Kaiserin Maria Theresia nach Wien, und machte Aufsehen, eben so sehr durch seine männliche Schönheit, als durch den klugen Geist, der alle seine Worte und Schritte auszeichnete. Die Kaiserin verlieh ihm das Verdienstehrenkreuz für seine dem allgemeinen Besten gewidmete Thätigkeit im Thale. Er hinterließ bei seinem Tode acht Kinder, deren jedes wenigstens 6000 Gulden erbte, wonach sein hinterlassenes Vermögen über 60,000 Gulden betrug, nach dem gewöhnlichen Maßstabe des Thales eine bedeutende Summe.

Einer seiner älteren Söhne siedelte sich auf dem Ansitze Thurnfeld ob St. Leonhard an. Dessen Sohn Johann Hofer zeichnete sich im Jahre 1809 neben Andreas Hofer durch Muth und Klugheit vortheilhaft aus, und wurde zur Belohnung seiner Verdienste um die Landesvertheidigung Schloßhauptmann auf Tirol, wo er vor mehreren Jahren gestorben ist. Ein anderer Sohn Michaels trat in den Orden der Kapuziner, und ist in der Familie als Pater Sebald noch unvergessen. Am merkwürdigsten wurde jedoch Michael Hofers jüngster Sohn Simon. Er studirte in Meran, und verliebte sich in eine Allgunder Bauerntochter. Sein Leichtsinn, den er hierin bewies, zugleich sein Passeirerhang zu Abentheuern bewog ihn zur Flucht von Meran. Seine Geliebte, darüber ganz trostlos, trat als Nonne in's Klarissen-Kloster in Meran. Der Flüchtling kommt zurück, und hört mit Schrecken von ihrem Schritt. Beide verstehen sich besser und

schneller als man ahnet. Er will sie entführen. Schon ist die Leiter an die Gartenmauer angelehnt, schon eine andere in den Garten hinabgestellt. Er und sie haben schon die obersten Stufen erreicht. Schon werden Küsse gewechselt. Da wird's entdeckt, und die Nonne mit Gewalt zurückgerissen in's Kloster. Ein ungeheurer Lärm entsteht in der Stadt. Er mußte sich zum zweiten Male flüchten, und trat beim österreichischen Heere in Ungarn unter dem Prinzen Koburg in Dienste als Feldpostdirektor. Nach dem Frieden kam er als Postdirektor nach Linz, mit einer Ungarin vermählt. Er war bis an's Ende seines Lebens der gutmüthigste Passeirer, aber leichtgesinnt, dem lustigen Leben zum Nachtheile seiner Hauswirthschaft zugeneigt. So ging sein ganzes Vermögen zu Grunde. Seine Frau überlebte ihn viele Jahre, und wußte viel zu erzählen von seinem Leichtsinn.

Eine Tochter Michael Hofers vermählte sich mit einem Holzknecht in St. Leonhard, und wurde die Mutter des berühmten Johann Holzknecht, der unter Andreas Hofer so viel beigetragen hat zur Maßhaltung bei völlig entzügelter Volkskraft. Er war Stroblwirth zu St. Leonhard, in seinem Haushalte als stiller, umsichtiger Mann bekannt, wegen seiner sanften freundlichen Weise im ganzen Thal berühmt. Die Landherren, welche im Hochsommer nach St. Leonhard in die Frische oder in's Bad Zögg in der Nachbarschaft kamen, wohnten gewöhnlich bei ihm, und schätzten den Wirth wegen seiner Einsicht und Billigkeit sehr hoch. In allen Dingen maßhaltend, hatte er einen bewunderungswürdigen Scharfblick, man möchte sagen Instinkt, in den verwickeltsten Fällen das Wahre und Rechte herauszufinden und zu handhaben. Kaum hatte Sandwirth in Innsbruck nach den Iselsiegen die landesfürstliche Burg bezogen, so erschien er als sein Adjutant, und lange Zeit als sein erster Minister, kann man sagen, ohne Aufsehen und Zudringlichkeit, in einer stillen angebornen Weise, das gerade Gegentheil zum Bauernübermuthe, der wohl bisweilen um diese Zeit sich hervordrängte. Die Maßhaltung,

Klugheit und Landesgemäßheit der Regierung des Andreas Hofer war fast ohne Ausnahme den Rathschlägen dieses sinnreichen Mannes zu danken. Und er trat erst zurück, als Hofer von Schreiern verführt, sich gegen Napoleons Uebermacht und gegen Oesterreichs Rath behaupten wollte. Deshalb wurde Johann Holzknecht selbst von den Baiern geachtet. Im Jahre 1810 verlangte der Wienerhof des Andreas Hofers ältesten Sohn Johann zu sehen, und voraussichtlich auch zu behalten. Holzknecht ward ausgelesen, ihn nach Wien zu begleiten, und bürgte mit seiner ganzen Habe der baierischen Regierung, daß er ihn wieder sicher zurückbringen werde. Da jedoch der Wienerhof nicht daran dachte, den jungen Johann Hofer weiter nach Tirol zurückkehren zu lassen, so wurde dem muthigen Führer erst durch lange diplomatische Verhandlung in München sein verbürgtes Besitzthum ausgelöst, und wieder frei übergeben. Während dieser Zeit blieb Holzknecht fast ein Jahr theils in Wien, theils besuchte er seinen Bruder in Triest, der daselbst als Kaufmann angesiedelt war. Eine Tochter dieses Johann Holzknecht heirathete den jetzigen Hofrath Miniussi in Wien. Dieser stand zuerst als Tribunalrath beim Friedensgerichte in Bozen, ein Mann von vorzüglichem Talent, durch großartige Auffassung des Lebens und der Weltzustände allgemein geachtet. Er wurde später Landrichter in Passeier, gewann den Johann Holzknecht lieb, und vermählte sich mit der Tochter Therese. Bald als Wechselgerichtsrath nach Triest versetzt, kam er von dort als Appellationsrath nach Mailand, wo seine erste Gemahlin aus Passeier starb. Nachdem er einige Zeit Präsident in Belluno gewesen, wurde er als Hofrath nach Wien versetzt, wo er noch fortwährend als tirolischer Referent bei der Justizhofstelle mit Auszeichnung dient. Die Passeirer haben ihn noch im besten Andenken, und sind stolz auf seine ehemaligen Dienste in ihrer Mitte.

Mit Michaël Hofer war mütterlicher Seits auch Joseph Anton Haller, Besitzer des Schildhofes in Saltaus, verwandt.

Der genannte Simon Hofer, dessen romantisches Schicksal wir oben erzählt, hatte eine Schwester Helena, welche sich mit Joseph Haller, Gastwirthe in Saltaus, vermählte. Eine Frucht dieser Ehe war Joseph Anton Haller, dessen Geburt in's Jahr 1764 fällt, ein für Oesterreich eifrig eingenommener Mann, von wenig Worten, aber großer Thatkraft, höchst uneigennützig, und vom innersten Herzensdrang zu jeder Handlung bewogen. Ein machte alle Feldzüge in dem tirolischen Befreiungskriege mit, zuerst 1797 auf dem Tonal als Unteroffizier, um die Franzosen vom Nons- und Sulzberg abzuwehren. Das Jahr darauf zog er nach Vintschgau, ebenfalls Offizier der Passeirerschützen. Als Laudon vor den durch's Münsterthal einbrechenden Franzosen fliehen mußte, begleitete er ihn unter den Nächsten durch Langtaufers, und half ihm über die Gebirge nach Imst. Im Jahre 1804 stand er wieder in Vintschgau als Hauptmann der Standesschützen-Kompagnie in Meran. Im Jahre 1809 diente er als freiwilliger Adjutant des Divisionskommandanten Wenter von Obermais auf eigene Kosten. Niemand both ihm etwas an, er forderte nichts, stolz in seiner That. Er focht in Nordtirol auf dem Berge Isel, und in Südtirol bei Lavis mit eben so viel Unerschrockenheit als kluger Umsicht. Nach dem Wiedereintritte der österreichischen Regierung zog er sich auf seinen Ansitz in Saltaus zurück, mit der Jagd und mechanischen Arbeiten beschäftigt, still, fast menschenscheu, nur gegen alle seine Gäste zuvorkommend, mit so richtiger Ansicht der Lebensverhältnisse, daß man den tiefinnersten Kern von Passeier, den Geist des Johann Holzknecht in ihm unmöglich verkennen konnte. Er starb 1835, und sein Besitzthum ging auf seinen Sohn Joseph Valentin Haller, Bürgermeister in Meran, über.

VIII. Sagen. Mährchen. Phantasieleben.

Die Sage von Dietrich von Bern lebt noch im Volke. Ueberall erzählt es vom Rosengarten und einem Könige, der ihn zerstört. Allgemein nimmt die ältere Volksmeinung wilde Männer an, hier Norggl, Nörggl oder Lorggen genannt und selige (salige) Fräulein, eine Art Mittelwesen zwischen den Menschen und der leblosen Natur, in der Regel gutwillig, und böse nur im Falle ruchlosen Frevels von Seite der Menschen. Sie spucken überall, aber besonders in den Alpen, auf einsamen Berghöfen, gesellen sich oft als Gehülfen den Menschen bei, und dienen ihnen mit rührender Treue. Bisweilen erscheinen sie als Rachegeister, welche uralte Sünden an den Nachkommen züchtigen, und Pflanzen und Vieh verderben, besonders zur Nachtszeit. Spott erdulden sie nicht, Vorwitz strafen sie schwer, die Tücke machen sie lächerlich. So erschien allnächtlich ein Lorgg in einer Alpenhütte zu Hintersee, nahe am Schneeberg. Bursche der Nachbarschaft, die seinen Gang ausgespäht, setzten sich einmal mit keckem Trutz in der Hütte fest, zu sehen, was er thun würde, wenn er dieselbe schon besetzt fände. Dieser fühlte jedoch ihre Tücke voraus, nahte sich leise der Hütte, hob sie über den Jünglingen weg, und kugelte sie in's Thal hinab wie einen leichten Hut, den man über ein Nest junger Waldlerchen gelegt. Die Entblößten ließ er beschämt unter dem Thaue des Him-

mels auf dem Heustocke sitzen, entfernte sich schnell, und erschien nie wieder. Ein anderer Norggl half einer Küherin das Vieh hüten, füttern und melken, und erhielt dafür alltäglich eine Schale frischer Milch zum Trunke. Als er einst zu spät kam, mischte sie Wasser unter seine Milch, stellte ihm diese auf die Thürschwelle, und legte sich schlafen. Er fühlte den Trug, und goß ihr die gefälschte Milch in's Bett. Davon bekam sie im Gesichte Sommersprossen, die konnte sie nicht wegbringen. Der Norggl ließ sich aber nie mehr sehen. Ein anderer hütete einem Hirten alle Sommer die Schafe, während er an Sonntagen in die Kirche nach St. Martin ging, aber unter dem ausdrücklichen Verbothe, kein Mädchen zu küssen. Als er jedoch dasselbe übertrat, schlug ihm der Norggl eine Gerte über's Gesicht, daß er den Querstriemen davon nie mehr ausheilen konnte. Und so hatte das Sonntagshüten ein Ende. Kein Mädchen mochte den Hirten mehr heirathen, sie sagten: „Der Norggl hat ihn gezeichnet!“ So schwand er langsam vor Gram. Als er aber zu Grabe getragen wurde, sah man den Norggl vom Berge herab ihn begleiten, unter den Männern, im zweiten Paar hinter der Leiche. Aber an der Freithofsschwelle blieb er zurück, und that einen leisen Schrei. Man sah nichts weiter mehr von ihm.

Manchmal erscheint ein Norggl in mondhellen Nächten, und singt Trutzlieder entweder auf gewisse Gegenden oder Menschen, eine Art Naturdichter, die mir anderwärts nicht begegnet. Wahrscheinlich hat diese Mythe ihren Grund im Bau des Thales, das die Töne zur Nachtszeit laut und in weite Entfernung zurückwirft, so daß man allerlei seltsames Singen von einem Berge zum anderen hören kann, besonders in der Mittelregion der Berge. Oft tragen die Norggl einen Mann, der sich todtgefallen, bis zum nächsten Kruzifix am Wege, weiter können sie nicht. Im Winter unterhandeln sie mit der Bäurin um einen Wärmeplatz am Herde. Gewährt sie ihn und gibt dem schweigsamen Gast auch noch öfters ei-

nigen Speiseabhub, so fangen alle Hennen Eyer zu legen an, und die Rüben im Keller faulen nicht, und die Kinder fallen nicht aus der Wiege. Ein Norggl verliebte sich in eine Bauerntochter auf Pill, und kam vom Imsterberge, wo seine Wohnung im Felsengewölbe war, zu ihr auf Besuch. Er brachte ihr junge Schneehühner, Berghonig und die schönsten Sträuße von den Alpen, ohne jedoch ihre Liebe zu gewinnen. Da verwandelte sich seine Liebe in Haß. Unter schrecklichen Drohungen entfernte er sich einst am Lichtmeßabend in's Gebirge. Am andern Tage trat er mit grimmer Geberde aus seiner Höhle, und ein schrilles Lachen tönte aus seinem Munde in die Luft. Dieses weckte eine Schneelawine. Als sie an seiner Grotte vorüberkam, schwang er sich darauf, wie oft Jäger zu thun pflegen, wenn sie der Lawine nicht mehr ausweichen können, und fuhr mit derselben pfeifend wie eine Bergmaus in die Tiefe auf das Haus seiner Geliebten, die allein zu Hause geblieben war. Die Lawine schleuderte es über den Bach an einen Waldabhang, daß es auseinanderborst und zertrümmert wurde. Mit Emsigkeit räumte nun der erschütterte Norggl den Schnee auf die Seite, sein Herz ließ ihn schnell den rechten Fleck treffen. Sie lag todt mit dem Gesicht zur Erde von einem Balken des Daches gequetscht. Er rüttelte mit Angst, all sein Haß war verschwunden, aber umsonst! Mit lautem Weinen ging er thalauswärts, und verlor sich in die dunkle Waldung. Noch immer hört man ihn alle Freitage um 9 Uhr Vormittags wehmüthig stöhnen.

Noch kunstreicher sind die tausenderlei Sagen von den seligen Fräulein, die man auch Faien nennt, mitunter uralten Vorstellungen entsprungen. Ein seliges Fräulein auf den Abhängen von Glaiten, mit einer Krone auf ihrem Haupte, auf ihrem Schooße eine Wünschelruthe, die alles, was sie berührt, in Gold verwandelt, zu ihren Füßen eine weiße Schlange, die nach dem edeln Erze im Gebirge züngelt. Nur ein Sonntagskind, von ihm im ersten Wiegenschlafe geküßt, kann dasselbe sehen, so lange es ohne schwere Sünde ist und nichts

aussagt. Es kann reich werden durch ihre Geschenke, aber wenige halten die Prüfung aus. Eine andere Fai weint aus den Fenstern der Jaufenburg heraus, und schüttelte ihre blonden Locken, die bis zu den Füßen reichen, in die Winde nach St. Leonhard hinab, mit Geberden, als wollte sie hinunterstürzen und ihren Schmerz kühlen im Waltenbache. Oft sieht man eine Andere als wilde Jägerin durch die Wälder sausen, in der Rechten einen Dolch, und in der Linken ein blaues Licht, wie einem Wilde nachjagend, aber bald sinkt sie selbst zusammen. Viele Nächte sieht man ein blaues Flämmchen glühen an der Stelle ihrer Ohnmacht. Oft spricht eine Fai bei einem Kalkbrenner zur Nachtszeit ein oder an einer Kastanienhütte am Wege, ihre Kleider zerfetzt, die Wangen enthäutet, hungrig und krank. Bald langt ein Ritter auf stolzem Rosse an, und begehrt einen Trunk Wasser. Sie läßt eine Perle in die Krystallfluth gleiten, und reicht es ihm mit hochrothen Wangen zu trinken. Die getrunkene Perle brennt den Ritter wie Blut. Er hebt die schöne Schenkin zu sich auf's Pferd, und sprengt zurück auf sein Schloß. Aber es ist versunken, die Fai verschwindet vor seinen Augen, sein Roß bricht zusammen, der Reiter muß sich durch's Land betteln, kein Mensch will ihn mehr erkennen. Erst als er nach langer Irrfahrt auf einem Düngerhaufen beim Schmied im Kalmthale sitzt, erscheint sie ihm wieder, und führt ihn in sein altes Heim. Das Schloß steht herrlicher da als je. In seiner Abwesenheit ist der Reichthum gemehrt worden, sie halten Hochzeit und leben mit einander in hellen Freuden. An Sonntagen in der Fasten gewahrt man eine Fai am Kalmbache sitzen, da wo dieser sich in die Passer ergießt. Die Sonne ist untergegangen, nur einzelne Streifen von Licht und Gluth zittern noch auf den Bergen. Sie wartet, bis auch diese verschwinden. Dann wäscht sie hastig einen Blutflecken von den Wangen, aber er vergeht nicht, ungeachtet das abrinnende Wasser wie Blut gefärbt ist. Erst spät um Mitternacht steigt sie weinend in's höhere Thal hinauf. Das

Volksurtheil sieht in ihr eine Kindesmörderin, die ihr Kind getödtet aus Scheu vor dem Pfarrer, der sie zur Strafe ihrer Mutterschaft am ersten Kirchgang vor allen Leuten dreimal um die Kirche führen wollte.

Am Fuße des Jaufens, da wo jetzt arme Hütten am Waltenbache stehen, duftete einst der Rosengarten, und darin herrschte eine selige Fai. Tausend Werber kamen, sie wies jeden ab, und warf ihnen die Blumen ihres Gartens in's Gesicht. Den Mädchen des Thales, die ihr Milch bringen, schenkt sie duftige Kränzlein zu den Kirchenfesten, besonders den Rosmarin, der ihr nicht am liebsten aus allen Ritzen wächst. Jeden Abend badet sie sich in Milch, um ihre schöne Haut glänzend zu erhalten. Und als sie einst zur Zeit einer schrecklichen Seuche in einem Kübel Milch saß, und die Abendsonne von Platt ihr in's Gesicht schien, erblindete sie, und mußte sich als Bettlerin aus dem Thale stehlen. Ein Gewitter die Nacht darauf schwellte den Waltenbach, er riß den Rosengarten weg, und ließ an der Stelle nur Verwüstung zurück. Auf fast ähnliche Weise wird die Mythe vom Rosengarten in der höhern Region der nämlichen Thalgegend erzählt, nur mit dem Unterschiede, daß die Fai in einen Stein verwandelt wird, und anstatt der Blumen Felsen aus ihrem ehemaligen Garten aufstarren. Und wenn die Gemsen das Moos von denselben abfressen, so bekommen sie Durchfall und Schwindsucht. Von diesen in Südtirol oft wiederkehrenden Rosengartenmythen entstand ohne Zweifel erst das Lied der Dichter vom großen Rosengarten bei Worms und vom kleinen am Gardsee, und nicht umgekehrt. Oft schlummert eine selige Fai am Wege unter einem Kreuze. Wer da niederkniet, und leise ein Vater unser bethet, ohne sie aufzuwecken, hat das Glück an sein ganzes Leben gebunden. Redet sie aber Jemand an, dem sprüht sie schlaftrunken Geifer in's Gesicht, daß er davon erblindet. Im Gebirge, wo Schneehühner brüten, ist die liebste Heimath der Faien. Sie besuchen alle Tage die Nester im Umkreise, streuen Körner aus, und nehmen die

Fallen weg, welche die Wilddiebe aufgerichtet haben. Sie wässern die Wurzeln der Kräuter um's Nest, daß sie wachsen und buschig werden zum Schirm der Jungen vor dem Menschenauge. Guido Görres erzählt, sie seyen auch thätig, um die Landstürmer zum Kampfe aufzuregen, und zögen wohl gar mit ihnen in den Streit. Dieß scheint mir eine durchaus neue Idee, ich entdecke davon keine Spur.

In Brantach saß ein Kind spielend am Rande einer Felswand. Plötzlich that sich diese auf, und eine holdselige Fai trat heraus, einen Kranz von Gentianen auf dem Haupte, eine Perlenschnur um den Hals, um den Leib ein weiches Vließ, und an den Füßen zierliche Sohlen von Baumrinden, die sie mit zartem Bast befestiget hatte. Sie näherte sich dem Kinde, und fing mit demselben an zu spielen. Sie warfen Steinchen an ein Ziel, und die Fai verlor nach und nach alle, die sie in einer Tasche von Kitzfell an der Seite trug. Nach zwei Stunden verschwand sie wieder. Als das Kind mit den Steinchen nach Hause kam, fand es sich bald, daß die von der Fai gewonnenen gediegenes Gold waren. Das Haus wurde dadurch reich, und büßte die einfache unschuldige Sitte ein. Das Kind, zum Knaben herangewachsen, verfiel in allerlei Laster. Da gelangte dieser einst wieder in die Nachbarschaft der Felswand, wo ihm die selige Fai erschienen war, ohne nur im mindesten an sie zu denken. Er begegnete einem Mädchen, und näherte sich unehrerbiethig demselben in böser Absicht. Auf einmal schritt die Fai wieder aus der Felsenwand, zürnend und roth vor Eifer, schlug dem Mädchen mit der flachen Hand in's Gesicht, und kegelte den Knaben mit einem derben Schlag über die Felsen, daß er todt aufgehoben wurde. Das Mädchen behielt von ihrem Schlage ein rothes Mahl im Gesichte, und als sie heirathete, hatten alle ihre Kinder die nämliche Zeichnung an der nämlichen Stelle. So ging es fort bis in's vierte Glied. Als das erste Mädchen ohne Mahl auf die Welt kam, war das Haus des Knaben ganz verkümmert, der letzte männliche Sprosse ward

an einem heißen Sommertage in der Nähe der bekannten Felsenwand vom Schlage gerührt. Da erschien die Fai zum dritten Mal, Thränen im Auge, und kühlte die Stirne des Sterbenden, und machte seinen Tod sanft. Von diesem Augenblicke an wurde sie nie mehr gesehen. Es war dieß in der Nähe der Hütte geschehen, wo Hofer verrathen wurde.

Zuhinterst im Kalmthale schoß einst ein Jäger außer der Waidmannszeit eine weibliche Gemse. Sie fiel vom Felsen herunter dem Jäger zu. Der junge Bock, den sie erst vor kurzer Zeit geworfen hatte, erschrack vom Schusse dergestalt, daß er auf der Rückseite des Felsens hinabstürzte, ohne vom Jäger bemerkt zu werden. Er brach sich im Falle den Fuß, und bekam eine Wunde am Schenkel. So lag er längere Zeit unter einem Busch an der Holzgränze. Gegen Abend tauchte eine selige Fai aus dem Steingerölle empor, ganz in weiße Leinwand gehüllt, die sie sogar über den Kopf geschlagen hatte. Ihr Gesicht war blaß, ihre zwei Augen leuchteten aus demselben wie zwei Karfunkel. Sie hob den Bock auf, trug ihn zur Quelle, und wusch seine Wunde. Dann zerdrückte sie Waldkresse zwischen zwei Steinen, und goß den Saft davon in die Wunde des Thieres. Nachdem der Fuß eingerichtet war, band sie um die Wunde ein Geflecht isländischen Mooses, und verband sie mit feinen Wurzelfäden, die sie aus der Erde herausgelöst hatte. Ein Hirte vom nächsten Hügel schaute ihr verwundert zu. Sie hatte die Größe eines eilfjährigen Mädchens. Im raschen Lauf, den Gemsbock an der Brust, flog sie an ihn heran, er konnte ihr nicht ausweichen. „Da nimm dieses Thier, gib ihm Ziegenmilch zu trinken, nach einem Monate komme ich wieder, und zahle dich gut.“ So sprach sie und verschwand. Der Hirte that genau wie sie gesagt hatte. Der Gemsbock gewöhnte sich zahm an seine Herde, und wurde gesund und stark. Nach einem Monate erschien die Fai wirklich wieder. Sie trug ein rosenrothes Kleid, das um ihre Mitte mit einem Goldbande befestiget war. Füße und Arme trug sie bloß, um ihre

Stirn einen Kranz von Korallen. Als sie näher kam, sprang ihr der Gemsbock entgegen, sie streichelte ihn zärtlich, und schwang sich auf denselben rittlings hinauf. Dem Hirten warf sie ein Kistlein zu, daran stack ein goldener Schlüssel. Als er es öffnete, war es voll der schönsten Goldstücke. Sie selbst flog als wilde Reiterin auf dem Gemsbocke davon. Man sieht sie noch öfter an den Felsenkanten reiten. Der Hirte war nun ein sehr reicher Mann. Er heirathete ein Mädchen von Gonda auf dem Riederberg, und alle seine Kinder hatten blonde Locken, wie er an der seligen Fai gesehen.

An Sagen anderer Art fehlt es in Passeier eben so wenig. Der Jaufen spielt darin eine besondere Rolle. Wer auf demselben einschläft, und den Hut offen neben sich liegen läßt, findet darin die Goldstücke, die er geträumt hat. Oft sieht er beim Erwachen noch die selige Fai, welche ihm dieselben hineinschüttet. Wer einen Stein der Kuh nachwirft, die ein weißgestirntes Kalb im Leibe trägt, findet nachgerade, daß derselbe Gold geworden ist. Er muß ihm aber nachlaufen und ihn einholen in einem Zeitraume, der gerade hinreicht ein Vater unser zu bethen. Liegt der Wanderer auf dem Rücken an gewissen Quellen des Berges, so kommen Tauben daher, alle weiß wie der Schnee, ein Vierklee im Munde, und legen es dem Schläfer auf das Herz. Erwacht er, ehevor die Kleeblätter welk werden, so kann er sich mit einem solchen im Munde unsichtbar machen, und die Grotten der seligen Fräulein finden, denen die Wundertauben gehören. Der Jäger findet oft im Munde einer geschossenen Gemse einen runden Stein von schwarzer Farbe. Wirft er diesen gegen eine Mauer, so macht er ein Loch, daß man in's Innere sehen und alle Geheimnisse des Hauses wissen kann. Namentlich erfährt er da am ersten, welches Mädchen seine rechte Braut ist. Singt eine, bevor sie in's Bett steigt: „Husch, ein Jäger wär mir lieb, der mich unter die Decke trieb. O Jäger, Jäger! komm einmal vom dunkeln Berg, aus tiefem Thal!“ Die ist's! Und wenn sie der Pfarrer das

erste Mal von der Kanzel verkündet, so liest er ihre Namen so frisch weg, wie der Schullehrer unter dem Amte eines seiner lustigsten Lieder auf der Orgel trommelt. In diesen Jaufenmythen finden sich offenbar Anklänge des reichen Bergsegens, der früher auf dem Schneeberge beglückte. Die Passeirer ließen sich nicht gerne als Knappen daselbst brauchen, und erzählen, es habe sich stets eine Abnahme der Ausbeute gezeigt, sobald sie in den Gruben als Arbeiter verwendet worden seien. Daher hätten sie sich als Lieferanten und Helfer der Knappen hergeben müssen. Der Grund dieser Erscheinung lag nach der Volkspoesie in der Schuld eines Hirten aus Passeier, der am Schneeberge einst ein seliges Fräulein verfolgte mit Anträgen unrechter Art, und dasselbe über die Felsen hinaussprengte. Sie habe ihn angeblasen, und ihn und sein Volk verflucht.

Auch andere Sagen, die sich ganz außerhalb des Kreises der Norgglen und der seligen Fräulein bewegen, gehen im Volke um. Wir geben zwei derselben, welche für die Moral in Passeier besonders charakteristisch sind. Auf Matatz lag ein Mann gefährlich krank. Er war am Sonntage während des Gottesdienstes auf die Jagd gegangen, und hatte sich mit einem seiner Fußeisen seinen Schenkel verletzt. Es wollte nicht heilen, ein Zehrfieber stellte sich ein. Aber er wollte weder vom Tode noch von der Sinnesänderung etwas wissen. Einem Priester, der ihn eines Andern belehren wollte, warf er die Schüssel nach, aus welcher er eben Mehlsuppe aß. Spätern Versuchen dieser Art ging es nicht besser. Er blieb unbekehrt. In der Nacht seines Todes liefen die Leute aus eigenem Antriebe zum Pfarrer von St. Martin. Dieser eilte mit dem Kelche des Abendmahles zu ihm hinauf. Als er mit dem Meßner auf den Bergesgrath kam, der zur Schule führt, brauste plötzlich eine flammensprühende Leiche durch die Luft, mit lautem Gezische, gerade an ihn heran. Der Meßner fiel vor Schrecken auf die Erde. Der Priester aber sagte: „Fürchte dich nicht! Christus ist bei uns!“ Bei diesen Worten prasselte

die Feuerleiche an ihnen schadlos vorüber, und stürzte sich mit Geprassel und bösem Ruch in's Matatzthal nieder. Als sie das Haus erreichten, fanden sie den Unglücklichen todt. Noch in den letzten Augenblicken hatte er alle Reue über seine Sünden abgelehnt.

Die Gemeinde Schönna besitzt, wie wir bereits gemeldet haben, zwei schöne Alpen in Hintersee schon seit unfürdenklichen Zeiten. Nach der Erzählung der Passeirer hatten sie dieselbe anfangs bloß gepachtet. Später entspann sich zwischen Schönna und Passeier ein Rechtsstreit über den wirklichen Besitz derselben. Beide Theile haderten lange. Zuletzt sollte der Eid entscheiden. Ein Mann aus Schönna ließ sich zu einem Meineide herbei. Er steckte nämlich einen Löffel auf seinen Hut und Erde von seinem Eigengut in Schönna in seine Schuhe. So erschien er auf der Alpe und schwor: „So wahr ich den Schöpfer über mir und meine eigene Erde unter mir habe, die Alpe gehört an Schönna!“ Auf dieses Zeugniß hinauf ward die Alpe den Schönnern zugesprochen. Kaum war jedoch der ungerechte Spruch geschehen, so huschte der Teufel die Abhänge herunter, faßte den Meineidigen am Halse, und fuhr mit ihm durch die Luft davon. Ein Flammenstreif und Gerüche unliebsamer Art bezeichneten die Richtung der Höllenfahrt. Mit Grimm schlug er mit seiner Beute ein Loch durch die weiße Wand, noch heute in Hintersee sichtbar. Von dort gings über Platt und Christl nach St. Martin. Dort rasselte er auf einem Steine und seufzte: „Nichts ist so schwer als ein meineidiges Aas.“ So gelangte er endlich an die Etsch. Der Eingang in die Hölle ist unbekannt, in Passeier war keiner zu finden.

Noch interessanter sind einige Züge aus Erlebnissen des Eusebius Pair, welcher 1739—1742 in St. Martin Kooperator in der Seelsorge war, und uns Aufzeichnungen hinterlassen hat. Wir entheben daraus Folgendes, was sehr geeignet ist, das Träumerische im Passeirer Volkscharakter zu schildern, und als längst Erlebtes ohne Bezug auf die Gegen-

wart. Die ungemeine Erregsamkeit der Passeirerphantasie spricht sich oft wunderlich genug aus. Ein Gesellherr predigte von den Verdiensten des Einsiedlerlebens. Dadurch fühlten sich drei Jungfrauen des Thales so ergriffen, daß sie sich sogleich entschlossen in den Stulserwald zu gehen. Sie kauften einen Leib Brot, und zogen tief hinein in die Fichtennacht. Dort hungerten und froren sie mehrere Tage und Nächte in betrübter Lage unter einem vorspringenden Felsen. Eine wiederholte beständig die Worte des Predigers: „O wie süß ist es doch, wenn Schwestern einträchtig beisammen wohnen!“ Die Jüngste aber, des Waldlebens müde, meinte endlich, gar so süß sei es doch nicht hier vor Kälte zu schaudern und vor Hunger zu knirschen. Dieses Wort stimmte alle drei auf einmal um. Sie beschlossen wieder heimzukehren, aber zögernd, mit beständigem Rückblick auf die verdienstliche Einsamkeit. Heimgekommen erkrankten sie alle mehr oder minder. Eine davon starb am Nervenfieber bald darauf.

Ist ein Zwillingsknäblein sehr launenhaft, um Mutter und Amme zu ermüden, so ist die Phantasie in Passeier gleich fertig, es zu begründen. Es war ein Engel im Himmel, erzählen sie, schlank aufgeschossen, mit blonden Haaren und hellen Aeuglein. Er war gescheidter als alle seine Spielgesellen, und wenn diese sorglos auf den Wiesen des Himmels tanzten, schlug er oft mit seinem Palmzweig unter sie hinein, und trieb sie zur Arbeit. Das mißfiel allen sehr, sie weinten und schmollten mit ihrem Bruder. Damit war der letztere nicht zufrieden, er wollte sie wieder besänftigen, und both ihnen rothe Aepfel aus dem Garten Gottes, der den meisten Engeln versperrt war. Sie aber sagten: „Behalte deine Aepfel selbst, wir brauchen sie nicht, du hast uns geschlagen und wehe gethan.“ Und so wichen sie ihm aus und wollten ihm nicht mehr gut sein, bis er vor ihnen niederfiele und sie um Verzeihung bäthe. Aus Verdruß über eine so schwere Bedingung, stahl er sich heimlich aus dem Himmel auf die Erde herab in die Verbannung. In der ersten Hütte, wo

er eintrat, weinte ein neugebornes Kind in der Wiege. Er schlüpfte zu demselben hinein und lag als Zwillingsbruder an der Seite seines irdischen Schwesterleins. Man erstaunte nicht über diese Vermehrung, denn die Amme versicherte, so etwas sei ihr schon öfters begegnet, ein solches Doppelpaar bringe Segen in's Haus, man solle die Kindlein nur sehr emsiglich pflegen. Die Umpuppung des Engels ging glücklich von Statten, ein schöner Jüngling wuchs heran, und die Schwermuth seiner Züge machte ihn nur um so interessanter. Erst nach 20 Jahren verschwand er aus dem Thale, man wußte nicht wohin er gekommen, natürlich war er wieder in den Himmel zurückgekehrt. Diese hübsche Volksdichtung ist eine gewandte Motivirung der ungemeinen Sorgfalt, welche die Passeirer auf unmündige Kinder verwenden.

Vor zwei Tagen, erzählt Bair weiter, rief man mich zu einer sterbenden Frau. Sie lag im Erdgeschosse, zwei Klafter tiefer als der Weg, welcher am Hause vorüber führte. Der Puls verkündigte den nahen Tod. Sie schaute mich fest an mit zwei großen wunderschönen Augen. Ich sagte leise: „Wie gehts?“ Sie erwiederte klar und bestimmt: „Sterben, Sterben, o wie gern! Ich habe die ganze Nacht geträumt, Christus war bei mir.“ Ich bemerkte: „Morgen ist das schöne Fest Mariä Verkündigung!“ „O ja!“ fiel sie rasch ein, „Maria reicht mir ja die Hand, den schönsten Jungfrauenkranz auf dem Haupte!“ Bei diesen Worten sank ihre Gesichtsbildung ein, der Athem wurde schwach, es sang in ihrer Luftröhre wie Harfenton auf zersprungenen Saiten. Ich legte meine Hand auf ihre Stirn, sie war kalt, nach einer Viertelstunde war sie entschlafen. Jetzt verstand ich erst, warum Nikolaus Auer allen seinen Madonnen einen so fröhlichen Blumenkranz auf's Haupt mahlt.

Gestern besuchte ich ein krankes Mädchen von 19 Jahren auf einem sonnigen Hofe. Das Zimmer war reinlich, das Bett weiß, eine Farbe, die sonst der Passeirer nicht liebt. Es war nach meinem Gefühl eine unheilbare Auszehrung. Au

meine Frage erzählte es: „Ich war 16 Jahre alt, man sagte, ich sei schön. Das stieg mir in den Kopf, ich konnte es nicht vergessen. Einst ging ich durch einen Wald, da begegnete mir ein flinker Bursche und sagte: „Ist es nicht erlaubt, deine garstige Larve zu küssen?“ Ich schlug ihm voll Zorn in's Gesicht. Er ging langsam weiter ohne umzuschauen. Kaum daheim angekommen, erkrankte er an einen hitzigen Fieber. Er phantasirte beständig und sagte zur Mutter: „Schaut her, ich habe eine Rose im Gesicht, und diese lieb ich inniger als alles auf Erden. In diese Rose fährt mir alles Blut aus dem Leibe, ich habe bald keines mehr.“ In der That hatte er von einem Schlag einen rothen Anflug. Es ließ mich nicht ruhen, ich mußte hin, er kannte mich nicht mehr. Mit einem spitzen Ton hauchte er mich an, sank in's Bett zurück, die Farbe verging ihm, in wenigen Minuten darauf war er todt. Ich kehrte nach Hause, die Sache ging mir nie mehr aus dem Kopfe, ich wurde ganz matt und welk, und kann mich nicht erholen. So bin ich nun todtkrank. Das Mädchen starb wirklich einige Wochen darauf. Der Ausdruck, mit dem sie ihr Geschick erzählte, war unbeschreiblich schmerzvoll, und noch im Tode trug ihr Leichnam die Spuren dieser inneren Gedankennoth kenntlich zur Schau.

Breiteben, ein einzelnes Gehöfte, liegt bekanntlich tief in einer Waldgegend zwischen St. Martin und Platt. Da wohnte eine Jungfrau, eine stille Volksblüthe. Sie ging einst durch eine Wiese. Da flog ein Repphuhn auf, sie guckte am Steine, und sieh! drei junge Hühnlein raschelten durch's Gras. Sie hatte die Freude eines davon zu erhaschen. „Dich will ich aufziehen,“ sagte sie, „und legst du das erste Ey, und ich habe keinen Mann, so muß ich als Jungfrau sterben.“ Sie erzog das Repphühnlein sorgfältig und hatte es gar lieb. Sein Piepen drang ihr zu Herzen, es klang wie eine Stimme: „Bekommst du nicht bald einen Mann, so lege ich dir ein Todten-Ey und singe dich in's Grab!“ Wenn sie es küßte, so fühlte sie das Ey wachsen im Hühnlein, und wurde vor

Zittern ganz blaß. „Was brauchst du einen Mann, du Trolle du?“ sagte ihre Mutter, „hast du nicht zu essen?“ Sie verlor darüber für viele Tage die Eßlust, und verstohlne Seufzer hoben ihren Busen. Da ging einst ein Jüngling des Weges vorüber und sagte still: „Diese möcht' ich nicht, den blassen Teufel!“ Sie hörte es, das Wort verklang ihr nie mehr, sie fühlte es beständig in den Ohren summen, und bekam einen Husten, der wollte nicht weg. Sie mußte sich zu Bette legen. Eines Morgens piepte das Hühnchen, es hatte unter ihrem Bette ein Ey gelegt. Als es völlig Tag wurde, war ihr Lager mit Blut befleckt, es hatte sich die Nacht aus Mund und Nase ergossen, sie fühlte sich sehr schwach. Sie erblickte das Ey am Boden, das Hühnchen gackerte zärtlich an demselben herum, erschöpft sank sie in's Bett zurück. Man rief den Pfarrer. Aus Versehen zertrat er das Hühnchen. Die Schwester machte ihr daraus einen Braten, und schlug das Ey in die Brühe. Die Kranke aß alles mit Heißhunger, denn der Liebestod aß mit ihr. Als sie den letzten Bissen im Munde hatte, that sie plötzlich einen Schrei fast wie das Hühnchen oft gekräht, ihr Auge brach, sie lag entseelt im Bette.

Ein anderes Mal rief man mich in's Spital zu einem Kranken. Er ist 68 Jahre alt und heißt Tamper (Trommler). Er zog nämlich im Jahre 1703 beim sogenannten baierischen Rudel als Trommler in's Feld. Er sagte mir, er hoffe auf's baldige Fegfeuer, einmal müsse es seyn, je eher angefangen, desto früher höre es auf. Er sieht einem Geiste gleich, sein Gesicht ist spitzig, um den Kopf trägt er ein Tuch voll Schmutz, gewunden wie ein Turban, mit einem langen grauen Bart. „Mein eigentliches Sterbejahr ist erst 1743,“ sagte er unter anderem, „da werde ich 70 Jahre alt, so ist's mir prophezeit.“ In St. Leonhard lebte ein frommer Mann, der Waltener-Jos. Er lag des Nachts in einer Kammer beim Brühwirth auf den Gottesacker hinaus. Da bethete er in den Mondnächten auf die Gräber hinab, und es trug sich zu, daß oft Geister um Mitternacht in den Gottesacker einfuhren.

Da rief er einmal hinab: „Wer wird zunächst begraben?“ „Des Holzers Hans!“ scholl es ihm entgegen. Und traf es auch richtig ein. Er wußte Aller Tod voraus. Da rief er einmal zu den Geistern hinab: „Sagt mir, wann stirbt der Tamper?“ Da krähte eine Stimme herauf: „Morgen, wenn du ihn zur Kirche gehen siehst, zähle seine Schritte vom ersten Anblick bis zur Kirchenschwelle, das ist die Zahl seiner Lebensjahre. Und als mich der Jos des Morgens von weitem sah, murmelte und zählte er aus allen Kräften. Ich machte gerade 70 Schritte. „Im Jahre 1743 mußt du sterben,“ sagte mir der Jos, „merk dir's!“ Nun weiß ich's einmal. Ich stürbe lieber früher, ich bin schwach zum Umblasen, und das Fegfeuer hätte ich am liebsten einmal vorüber. Mein größtes Verdienst war, ich eroberte viele Trommeln im baierischen Kriege. Ich verkaufte deren jede um einen Thaler, es war meine Pension, jetzt sterb ich im Spital. Ich weiß nicht, war es Zufall oder Eintreffen, der Tamper starb wirklich im Jahre 1743.

Der alte Frühmesser von St. Leonhard verspätete sich einst in Stuls und kam erst um Mitternacht heim. Da begegnete ihm unter Gamion ein Leichenzug, lauter bekannte Leute von einem Nachbarhofe. Er fragte eine Frau: „Wer ist denn der Todte!“ in der festen Meinung, die Begleiter richteten sich nur so früh zur Begräbniß zurecht, was der mannigfaltigen Uhren und der schlechten Wege halber von solchen Berghöfen nichts seltenes ist. Das Weib murmelte: „Der krumme Stulser Schmalzträger!“ Sie eilten sehr, der alte Priester mit geschwollenen Füßen konnte nicht gleichen Schritt halten. Er kam eine halbe Stunde später, und fand die Leute mit der Leiche bethend auf dem Gottesacker zu seiner Verwunderung, da sie sonst am Eingange in's Dorf hätten warten sollen auf das Geleit der Priester. Doch ahnte er nichts Unrechtes. Am andern Tage verbreitete sich der Ruf, der Stulser Schmalzträger sey erkrankt, und acht Tage darauf ward er wirklich begraben. Die nämlichen Leute, die

der Frühmesser in der Nacht gesehen, gaben ihm das Grabgeleite.

Ich habe eine Kranke im Spital von 78 Jahren. Von früher Jugend Waise und Bettelkind, ward sie von Niemanden in sonderliche Pflege und Aufsicht genommen. In einem Alter von 18 Jahren trat sie als Häuserin bei einem armen Maurer ein. Der Geistliche rieth ihr zu heirathen, sie thats mit schwerem Herzen. Ihr Mann war als Arbeiter geschickt, und brachte ihr alle Samstage das verdiente Geld, nur den Nebenverdienst vertrank er, und im Zustande des Rausches war er mit ihr eben nicht gar freundlich. Er starb frühzeitig, weil er das Trinken nicht lassen konnte. Als Witwe mußte sie sich nun mit vier Kindern umherbetteln. Sie liegt jetzt im Spitale träumend und phantasirend wie ein lieblich Kind. Da erzählt sie allerlei, was ihr begegnet. So sagte sie unlängst: „Ich war erst acht Tage alt, und meine Mutter hatte nichts mehr zu essen. Sie legte mich weinend in einen Korb, und ging mit mir auf das Land an der Etsch heraus zu betteln, selbst noch schwächlich und krank. Aber man wollte sie dort nirgend zur Nacht behalten wegen des schreienden Kindes. Mit Herzeleid kehrte sie wieder in's Thal zurück. Abends langte sie zu Saltaus an. Der Wirth nahm sie freundlich auf, ließ einheitzen und eine Magd beim Kinde wachen, um meine Mutter zu schonen, und stellte der letztern eine Schüssel Gerste vor. Da rief meine Mutter gerührt aus: O Passeier ist Passeier und auf dem Lande gar nicht zu finden! Das erzählte sie mir oft, und darum ist mir Passeier so lieb." Sie geht im Geiste in die Kirche, und spinnt sich wunderschöne Träume aus. So sagte sie gestern: „Ich bin heute in St. Leonhard gewesen bei unserm Herrn im Elend. Er war freundlich und sprach zu mir: Die Geistlichen besuchen dich selten, du arme Spitalseele, ich will ihre Stelle vertreten. Alle deine Sünden habe ich dir längst verziehen, wenn sie dich lossprechen, bin ich's, der absolvirt, ich kann's ja am besten. Sey demüthig wie ein Kind, und dann bist du mir so lieb

als ich mir selbst, da ich als Jesukindlein in der Wiege lag. Auf der Welt ist viel Denken ohne Sinn, viel Laufen ohne Ziel. Ich mache dir selbst das Grab mit kunstreicher Hand, sey nicht verzagt. Einmal hast du mich gröblich erzürnt, du arme Spitalseele, als du so thöricht warst zu heirathen. War ich nicht dein Bräutigam? Dem Maurer habe ich sein Trinken auch verziehen, weil er bei Kirchenarbeiten so fleißig war. Aber besser als er war doch ich, jetzt gehe heim zu deiner Spitalsuppe."

Ein anderes Mal fand ich sie aufgeregt, sie redete finsteren Blickes im Bette: „O das war eine Predigt! es thut mir noch das Herz weh. Der Tod allein ist aufrichtig, rief der Herr Pfarrer, er öffnet das Grab eurer Heuchelei, und herauskriecht die falsche Schlange eures Gebethes, die Kröte eures zweifältigen Herzens, der garstige Wurm eures Neides, der sogar die Nelken im Garten des Nachbars nicht leiden kann. Das seyd ihr gewesen im Leben, so erscheint ihr im Tode. Es lebe der Tod und seine Gesellen!" Sie sagte das mit Anstrengung ohne Rücksicht auf ihre Umgebung wie eine in sich gekehrte Prophetin. Sie meinte in solchen Zuständen mein künftiges Leben zu sehen, und erzählte: „Sie hielten bei uns die Abschiedspredigt und riefen: O wie gerne wäre ich bei euch gestorben, und hätte mich mit Freuden zu meinen lieben Passeirern begraben lassen. Nun muß ich auf's Land hinaus, aber eine innere Stimme sagt es mir, ich komme nicht weiter als bis Meran. Und so war es auch wirklich. Sie starben draußen bald, man führte ihren Leichnahm nach St. Martin zum Begräbniß. Junge Bursche aus Passeier erschienen zu Meran ihn abzuhohlen, die schönsten des ganzen Thales. Und alles Volk erwartete Sie bei der Kellerlahn, kein Auge blieb trocken, ich ging auch mit, und weinte Ihnen die bittersten Thränen nach."

Im Bruderhause liegt ein Mann von Stuls krank. Er zählt ungefähr 40 Jahre, eine große stämmige Gestalt mit unverkennbar festem Körperbau. Er war ein Schmalzträger

aus Oetzthal nach Schnals und Passeier. Der Weg führte ihn nach Schnals stets über die Gletscher. Einst ward er von einem Schneesturme erfaßt, daß an kein Weiterkommen zu denken war. Er duckte sich an einen Fels, und lag dort zusammengekrümmt eine ewig lange Nacht. Dadurch erfroren ihm alle Glieder dergestalt, daß er nur mit Mühe zum ersten Grashofe mehr kriechen als gehen konnte. Er wurde nie mehr ganz gesund. So kam er in's Spital. Er konnte sich im Bette nicht rühren ohne Schmerz, und bei starker Brust litt er Jahre lang unsägliche Pein. Er ist allzeit betrübt, klaghaft, verzagt, namentlich fürchtet er sich vor den Strafen des Fegfeuers und der Hölle. Unlängst trete ich an sein Bette, er schwimmt in Thränen. Mit Mühe erzählt er: „Mein Schlafgeselle konnte heute nicht schlafen, da murmelte er beständig: Stuler! Stuler! Dir wird die Hölle heiß machen. Ich verwies ihm anfangs dieses Reden. Er aber fuhr fort: Stuler! Stuler! in's Fegefeuer kommst du kaum. Mach dich gefaßt zu braten in der höllischen Gluht. Da brach mir der Angstschweiß am ganzen Leibe aus. Ich sah einen glühenden Ofen, Henkersknechte standen dabei mit großen Zangen, und wollten mich hineinwerfen. Mein Schlafgeselle sagte: Im höllischen Ofen ist es noch schlechter als im Bruderhaus. Weine nur „a Gsatzl." Es wurde mir heiß an allen Gliedern, ich lag wie in Flammen, die über mir zusammenschlugen. Stuler! rief mein Genosse, denke an alle deine Missethaten, an deine ruchlosen Schmalzverkäufe, an dein falsches Gewicht, und wenn du sie nicht einsiehst, an deinen Stolz, an deine Blindheit. O Hölle, wie bist du heiß! O Stuler! wie wird dir die Milch sinken, wenn du darin braten mußt. Es fing mir vor Schrecken in den Ohren zu sausen an, ich verlor alle Besinnung, ein furchtbarer Schweiß brach mir aus allen Poren, ich lag fadennaß im Bette, als ich aus meiner Ohnmacht erwachte." Ich fand ihn ganz erschöpft. Die übrigen Kranken nannten seinen Zustand „die Hölle im Bruderhause," und „das Zusprechen von den höllischen Peinen"

als Mittel, erregbare Phantasien fast todt zu hetzen. Alle seine Träume waren fürchterlich schwer, und wenn er daraus erwachte, fühlte er sich jederzeit ganz entkräftet. So lebte er einige Jahre, und starb am Ende unvermuthet und leichter als man hätte ahnen sollen.

In der Osterwoche erreichte ich einst nach langem Steigen einen einsamen Berghof. Er liegt mahlerisch auf einem Hügel, aber von außen und innen voll Schmutz. In der Stube lag ein halbjähriges Mädchen in der Wiege im größten Unrath. Ein größeres Mädchen lag auf der hölzernen Ofenbrücke, und hängte seine schwarzen Füße herunter wie todt. An der Wiege spann die Mutter, ein stattliches Gesicht voll Leben, in Kleidern, die vor Schmutz starrten, und sich nicht in Falten legen wollten. Ein Knabe lief in der Stube umher, aus dem Abflusse seiner Nase hatte sich eine Kruste über sein Gesicht gebildet, ein grauenvoller Anblick. Junge Schweine grunzten hinter dem Ofen. Eine Alte, schmutzrünstigen Gesichtes, rannte bremsenhaft hin und her, und wollte aufräumen. Ihre Augen leuchteten wie Perlen aus Gassenkoth. Die Irrsinnige, der mein Besuch galt, schlief in einer Höhle neben der Stube. Ich machte sie aufstehen. Sie sah mir scharf in's Gesicht, und folgte mir zu den Andern. Sie setzte sich auf die Ofenbank, ich lagerte mich neben ihr auf dem Boden, und bohrte mein Auge fest in das ihre. Mein Schmeicheln gefiel ihr. Sie wurde ganz zahm, und erzählte mir fast zusammenhängend ihre Lebensgeschichte. Sie zählt ungefähr 55 Jahre. Sie wurde in Vorderpasseier geboren, ein schönes Kind, dessen Züge noch im Irrsinn sehr regelmäßig zu nennen sind. So lange sie bei ihren Eltern blieb, war sie fromm, und ging gern in die Kirche. Später wanderte sie auf's Land heraus zu dienen, und ward Mutter ohne Segen. Ein Knabe war die Frucht dieses Unglückes. Sie liebte ihn zärtlich. Bald kam sie als Diestmagd auf die Gränzgebirge des Nonsthals zu einem wunderlichen Menschen. Er hatte sein Weib schon 14 Jahre krank im Bette, und ließ

sie ohne Pflege verfaulen. Sie bekam in den Lenden große Löcher, aus denen Würmer herausfielen. Der böse Geruch war kaum zu ertragen. Im Sommer stellte ihr der Mann eine Mehlsuppe vor's Bett, und ließ sie dann den ganzen Tag allein. Die Irrsinnige schaudert noch jetzt, wenn sie die gräßliche Geschichte erzählt. Sein Leben, im wichtigsten Punkte nicht allzu treu, quälte die kranke Frau noch mehr als die leibliche Noth. Mit seinem Bruder, der auch im nämlichen Hause wohnte, lebte er in Feindschaft, und als er starb, legte er ihn selbst in die Bahre, und quetschte ihm aus Rache alle Gliedmassen mit einem großen Hammer zusammen, damit sie desto besser paßten in den hölzernen Raum. Man hörte das Knirschen der zerschmetterten Gebeine im ganzen Hause. Es hallt noch jetzt im Kopfe der Irrsinnigen nach. Indeß starb das Weib. Und, o Menschenherz! die Magd, die alles das gesehen, nahm des Witwers Hand an, und gewann in dieser Bewerbung den Sieg über eine fette Grödnerin, die ebenfalls um ihn gebuhlt hatte. Das Glück des Mannes wollte nicht gedeihen. Sie verloren Haus und Hof, und zogen auf's Land herab. Keine Gemeinde wollte die Armen aufnehmen. Die schwere Arbeit fristete ihr Leben. Der Mann schnupfte so gern Tabak, sie gab ihm keinen, wenn sie auch einen hatte oder Geld ihn zu kaufen. Das liegt ihr noch jetzt schwer auf dem Herzen. Endlich starb der Unglückliche, unbeweint. Nun lebte die Mutter bei ihrem natürlichen Sohn, denn in der Ehe war sie kinderlos geblieben. Dieser pflegte sie treu. Aber schon meldete sich der Irrsinn. Sie mied die Kirche, die Beichte und die Priester. Der Sohn wurde dringend, er führte sie mit Gewalt in die Kirche. Das Uebel wuchs, der Sohn wurde ungeduldig, er meinte, böser Wille sei der Grund dieses Widerstrebens. Er zerwarf sich mit ihr, fiel in eine hitzige Krankheit, und starb im Fieberwahnsinn mit Flüchen auf seine Mutter. Sein Sohn, ebenfalls ein natürliches Kind, höhnte die Großmutter aus, und äffte ihr irrendes Wesen nach. So wurde sie völlig

wahnsinnig, und ist es noch zur Stunde, was nicht in Erstaunen setzen darf, wenn man bedenkt, was über ein schwaches Leben gekommen. So weit Eusebius Pair. Die Leser haben gewiß selbst die tiefe Wahrheit empfunden, die aus diesen Sprossen der Passeirerphantasie hervorleuchtet. Die Zartheit des Gemüthes sinnbildet sich dadurch wohl am besten, und findet anderwärts wohl kaum ihres gleichen.

IX. Sprache. Volkslieder.

Die Sprache der Passeirer hat manches Eigenthümliche und weicht selbst vom Volksdialekt in der Meranergegend ab. Das Auszeichnende in ihrer Sprachweise möchte ungefähr Folgendes seyn. 1. Sie behalten den Vokal e als Inlaut bei, wo ihn das deutsche Volk an der Etsch sonst auszustoßen pflegt, selbst in solchen Wörtern, aus denen ihn das Hochdeutsche längst beseitiget hat. So sagt man in Passeier nicht g'sungen, G'sang, Gnade, sondern mit Emphase auf das e gesungen, Gesang, Genade. In Mittelwörtern wird das auslautende en gedehnt ausgesprochen, nicht wie sonst im Burggrafenamte, z. B. gesungen, nicht g'sung'n. 2. Das auslautende e geht gern in a über, wo es die übrigen Etschländer abzustoßen gewohnt sind, wie Böcka, Schüssa statt Böcke (Böck), Schüsse (Schüß). So erzählte ein Passeirer von einem Gefecht im Jahre 1809: „Ist mer a sötta (solcher) Franzosa nocher geloffen; nor bin i über a Maur ochn gehupft, und honn mer die Nosa in der Era (Erde) einch'n gestoassen.“ Dieses a darf man aber mit dem kollektiven abgeschwächten a = ach nicht verwechseln. Man hört häufig Branta, Gonda, Pircha statt Brantach, Gondach, Pirchach. Ja selbst Wörtern, die auf einen Konsonant auslauten, wird es angehängt, wie z. B. denna statt denn bei fragenden Redeweisen, oder es klingt in eigener Art statt andern Partikeln nach, z. B. wie soda? statt wie so denn? 3. Der Passeirer

spricht in seiner Vorliebe für's a dasselbe in vielen Wörtern hochdeutscher und reiner aus, wo es die Etschländer fast wie ein o hören lassen, und gebraucht überhaupt gern hellere Vokale statt des tiefen und der Volksredeweise. Er sagt z. B. Mona, Zona = Mond, Zahn, wo seine Gränznachbaren Mun, Zun, oder die Ultner gar Mau, Zau sprechen. So desgleichen gethon, Hohna statt gethun, Hun in der Gegend von Meran. 4. Das ch herrscht vor, wo es in andern Tirolermundarten weichen muß, z. B. doch, nicht, noch statt doh, nit, noh laut des Meranerdialektes. 5. Die Verkleinerungssylbe lein wird in len abgeschwächt, wie Manlen anstatt Männlein, gewöhnlich aber nur die vielfache Zahl anzuzeigen.

Von besondern Wörtern dürften folgende lehrreich seyn: Lugglassen = nachgeben, fortgehen bei einem Verlust, besonders in der Liebe gegen einen siegreichen Nebenbuhler; bachen = sermocinari, besonders im unkeuschen Sinn; primen = scherzen, besonders im Geschlechtssinne; Formes = Frühstück, davon formesen; Ebe = weibliches Schaf; froadig = zornig; manig = sehr erzürnt, wilda; fürschi = vorwärts; hinterschi = rückwärts; gabich = verkehrt, linkisch; Glast = Glanz, Bergfeuer; orla = geschwind, wohl aus ordentlich, was in einigen Gegenden Tirols für stark, geschwind gebraucht wird; wach = eitel, stolz; während es in Vintschgau auch findig bedeutet; Früücht = Vergicht, Krämpfe; ungwarle = bedenklich, unsicher; Gewennet = Gewohnheit; Zön, Zönn (der) = Teufel; higga = ängstlich; z. B. mir ist higga (unwohl vor Furcht). Die Sprache ist überhaupt sehr bildlich, voll Sprüchwörter und Metafern, z. B. die Milch sinken lassen (animo concidere), die Hosen verlieren (liederlich seyn), den Hut versaufen (ein rechter Säufer zu seyn). Um den Volkssprechton näher zu kennzeichen, führen wir hier ein Gespräch über die Predigt an einem Kirchenfeste an.

Urscha (Ursula). Geada (Gertraud), hast du heunta nicht Predigt gelouset?

Geada. Loader nicht, Urscha! wöller (welcher) Hear hat denn geprediget? Dett (nicht etwa) der Pfarrer selber?

Urscha. Nua! der nuie Gesellhear, er ist gar wilda gewesen.

Geada. Wia soda?

Urscha. Er hat halt orla auf der Kanzel Nuß'n augeklocket, und hat mier selber bald higga gemacht.

Geada. Warumma denn?

Urscha. Ja warumma? weil mer sötta laue Christen seyn, dia mehr den zeitlen Gewinn (zeitlichen) as (als) ünsern Hearn suechen. Er hat namla (nämlich, in der That) woll die Kraxatrager und Böckaschacherer gemuent.

Geada. Do hat er nangger (freilich) nicht unrecht gehabt.

Urscha. Ja, Geada, was denna!

Es drängt sich bei näherer Vergleichung des Passeirerdialektes mit den übrigen Sprechweisen an der deutschen Etsch die Bemerkung auf, daß er viel wohllautender und weicher ist als seine Nachbaren, in Uebereinstimmung mit der Weichheit und Geschmeidigkeit des Passeirervolkscharakters. Diese Erscheinung hängt wohl zunächst mit dem allemannischen Ursprunge des Volkes zusammen, der sich gegen das härtere bojoarische Idiom gesperrt hat. Zarte Achtsamkeit auf das Eigenthümliche der Passeirersprache läßt die Reste altdeutscher und rheinländisch-mittelhochdeutscher Ausdrucksweise unmöglich verkennen.

Das Volk von Passeier hat ein dringendes Bedürfniß, alle seine Erlebnisse mit Liedern nach selbsterfundenen Weisen zu begleiten. Man unterscheidet zuvörderst sogenannte Stichreiche, welche in der Regel abwechselnd gesungen, und auch Trutzlieder genannt werden. Sie enthalten das Volksthümlichste und Phantasiereichste, was in Passeier als Poesie zu Tage tritt. Die zweite Art Lieder sind größere Gedichte satirischen Inhalts, ohne sonderlichen poetischen Gehalt, ganz in der wortreichen, lachlustigen Volksart. Der Stoff derselben

wird oft gemeinschaftlich besprochen und bearbeitet. Fähige Köpfe machen ihn zuletzt sangrecht. Der kerngesunde Trieb auf eigene Kosten nach Herzenslust zu lachen, verbunden mit ursprünglicher Gutmüthigkeit, die sich selbst im beißendsten Spotte nie ganz verläugnet, spricht sich darin auf die überraschendste Weise aus. Die dritte Art Gedichte behandelt historische Gegenstände, größtentheils aus der Kriegsgeschichte des Thales, mehr zur Erläuterung der Volksansichten, als um sie poetisch zu verklären, und gewöhnlich so kunstlos, daß man das Entstehen derselben zur Kriegszeit und oft auf dem Posten der Gefahr leicht herausfühlen kann. Die vierte und sparsamste Art spielt in's Balladenhafte hinüber, ohne jedoch jemals den satyrisch-humoristischen Grund, der in allen vier Arten vorherrscht, ganz fahren zu lassen. Hier einige Beispiele.

1.

Stichreime.

Trinkt a mol ummer,
Nor kimmts auf mier a,
Und die Wirthin hat Hunger,
Und die Kuchldiern a.

Und was sein wir schuldig,
Was trifftß denn auf uen,
Und mein Duenal wert zeitlang
Sie gang lieber huem.

Da obn auf dem Bam
Hongt ein Aepfele roath,
Und du tausend feins Madl,
Geh her, thue mir Bschoad.

A Schnebl hats gschniebn
Und grod in der Eil,
Und ich konn di nicht liebn,
I honn nit derweil.

I nit schien, du nit schien,
Könn mier mit nonder gien,
I nit reich, du nit reich,
Wir sein beade gleich.

Und das huirige Johr,
Do geht olls Poor und Poor,
Nur i bin alluen
Als wie a Ständl am Ruen.

Im Summer auf der Almen
Do honn i stat Durst,
Und in Winter bei mein Schotz
Hoaßt alleweil husch.

I her woll uen singen
Einen Liedldichter,
Und der war a nit Schod
Zu einen Bettlrichter.

I her schuen uene singen
Und ummer schnagglen,
Und mit der that ih ringen,
Und fingerhagglen.

Du hoachgsechner Spreißer,
Du Liedldichter,
Und du warst schuen long reif
Zu einem Bettlrichter.

Du muenst, du könnst singen,
Konnst a nit gor schien,
Und der Müller hot ein Esel,
Konn ebn a so thien.

Du muenst, du könnst singen,
Konst a nit gor schien,
Und du konnst woll a so grutschen,
Wie die Boarfoken thien.

Und du muenst, du könnst singen,
Konnst a nit gor rahr,
Du thuests Maul auf und zue,
Als wenns a Pleschgatter war.

Regen thuets strichweis
Und schneibn thuets klueg,
Und die Rödn gien stichweis,
I merkmers genueg.

Inchn in die Albnen
Und außn in die Etz,
Und die Mortiner Madler
Sein mier a viel z'letz.

War i a so schien
Als wie andere Thoal,
Nocher trieg ich mein Schienheit
In am Kerbelein foal.

In St. Mortin sein Madler
Daß Gott der Boatzen,
Und es war mier weit lieber
Saur Aepfl Kloatzn.

Die Mortiner schien Biebler
Sein bloaße Loppn,
Und ih that sie vertauschen
Mit der Werktog Koppn.

Wir Pseyrer schien Biebler,
Wos leg mer denn au,
Und a Körbl voll Hennen,
Und a Madl obn drau.

Das Herz voller Falschheit,
Das Maul voller Gspött,
Und a sette hin und her Biebl
Hat i a nie kuens gmögt.

Zur Arbeit fein langsam,
Zum Liebn fein gschwind,
Geh her loß die holßn,
Du englfeins Kind!

Mein Schotz hat mier die Lieb obgsagt,
Und grod auf der Stieg,
Und für die Zeit, die er mi gliebt hot,
Bedonk i mi schien.

Das Ringel am Finger,
Und das Kampel aufn Hoor,
Und amerst a weil liebn,
Nocher heurathn gar.

Du tausendfeins Madl,
Du Himmelsschlüßl,
Und du liegst mir in Sinn
Grod a wolte Bißl.

O du Biebl, du nets,
Und du liegst mir in Herz,
Und du liegst mir in Sinn,
Sobald i nit bei dir bin.

Und a Herzl als wie a Zeisel,
Drum ist mir so ring,
Und mein Schotz liebt ein andern
Mier ist es uen Ding.

Mein Schotz hot mir die Lieb ogsogt,
Mit Herz und mit Mund,
Und ietz that i gern rehrn,
Wenn is onhebn kunnt.

Das Liedl ist g'sungen,
Das Liedl ist aus,
I setz mi aufs Wasser
Und reit durchs Thol aus.

Die Mortiner Madler
Sein olle für nicht,
Und die, die schienste will sein,
Hot a Poarfockn Gsicht.

Die Kolber schien Madler
Sein hochgeborn,
Und sein au und au gedrahnt,
Wie ein Wiederhorn.

Ist uender frisch lödig,
Ist uender a Hear,
Hot uender a feins Madl,
Wos verlongt er denn mehr.

Lieben, was fein ist,
Wenns schon nit mein ist,
Es kannt sich bekern,
Und kannt decht no mein wern.

Lustig ists Bue sein,
I tauschet kuen Hearn,
Wenn mis Bue sein nit freudet,
Konn i Friehmesser wern.

Wenn i Friehmesser bin,
Thue ih beichtsitzen a,
Und wenn mein Schotz dann kimmt,
Thue ih sie lossprechn a.

I hon a Leaterle augstellt,
Von dreihundert Sprißl,
Und wenn i auchn bin kemman,
Hot sie glocht a Bißl.

Wenn der Mohne schien scheint,
Und der Nachtigall singt,
Und der Bue vor den Fenster
Kuen Antwort bekimmt.

I bin überoll gwes'n,
Als in Zillerthol nie,
Und hon olle Leut gsechn,
Als den Leutfresser nie.

Mein Duenal ist uens,
Ist a bübsches, a kluens,
Ist a schiens, ist a feins,
Es ist kuens als wie meins.

Die Mortiner Madler
Sein oll in uen Schlog,
Als wie die boarischen Kreutzer
Die i niemer mog.

Untern Tenn, obern Tenn,
Madl, was denkst dier denn?
Gehts dier recht schlimm,
Wenn i nit bei dier bin?

Madl, wos denkst dier denn,
Daß du den Kopf a so hängst,
Und das Herz a so hebst,
Und kuen Wort zue mier redst?

Du tausend feins Madl,
Du engelfeins Kind,
Und du muest nit recht g'scheid sein,
Erkeit bist du g'schwind.

Mein Schotz ist fort,
Und will niemer kemmen,
Und i bsinnt mi mein Lebtog
Aufs Urlaub nemmen.

Das Herz ist getreu,
Ist ein Schlößl derbei,
Und i uenziger Bue
Honn den Schlüßl derzue.

Ein Büchsl zum Schießn
Und a Hundl zum koln,
Und i loß mier mein Duenal
Aufs Büchsl aufn mohln.

Madl, wenn du mi willst liebn,
So muest das Herzl aufer schiebn,
Die Hoor mießn gschnaggelt seyn,
Süst kerst nit mein.

Bring ders, gsegn Gott,
Und deß ist a schiens Wort,
Und deß mochn wir heunte
Den ganzen Tag fort.

A Federl austeckn,
Und kuens oarzupfn,
Und kuen Gatterl authien,
Und frisch überhupfn.

Das Hietl von Hueter,
Das Federl von Hohn,
Und das Bischel von Duenal,
Schmeckt olleweil dervon.

Und die Pseyrer sein lustige Leut,
Deß konn man rödn,
Und sie gien durch olle Weg und Steg,
Und durch olle Gröbn.

Wenns regnt und neblt,
Geht der Pseirerboch trieb,
Und i schaug nicht auf Reichthum,
I schaug auf die Lieb.

Der Eichhorn aufn Zaun
Hot an Schwoaf an krumpen,
Und mein Duenal thuet nicht mehr,
Als ummer lumpen.

Turnerisch, Vinschgerisch,
Holsen wenns finster ist,
Holsen war noch so rar,
Wenns a moll finster war.

Tralilale
Ist mein Morgendgebeth,
Und mein erster Gedonk ist
Wo mein Duenal geht.

Mein Schotz ist endern Boch,
Und i bin ahie,
Und sie hot a Stuck Zeltn in Sock,
Und gibt miern nie.

Gien that ihs durch Berg und Thol,
Es war mier kuen Weg zu schmol,
Gien that ihs übers Joch,
Meim Duenal noch.

Dos Haus reiß ih nieder,
Dos Doch brich i oh,
Und dos Mensch gib ih wieder,
Und der Lieb sog i oh.

In Unterland unten
Ist kuen nutzer Bue,
Und wenn uender war,
Ist kuen Madl derzue.

Auchn auf die Olbnen,
Und oar auf die Wänd,
Und die Riederer Madler
Hot der Reifen verbrennt.

Der Brontwein ist guet,
Und er mocht mier an Mueth,
Und er mocht mier an Ueberschlog
Ueber mein Bluet.

Schneeweiß und Blueroath,
Und schiene Spitzler an der Pfoad,
Und schiene Toffet Bänder,
Trogn die Kolber Menscher.

In Unterland unten
Ist a Hahndl verreckt,
Und in Oberland oben,
Hobn sie's Federl augstellt.

Do doubn auf den Berglen,
Do tonzen zwoa Zwerglen,
Sie tonzen so rahr,
Als wenn i a derbei war.

2.

Längere Lieder.

1. Altjungfernklage.

Was mueß ich armes Madl anheben,
Daß ich grad einmahl bekam ein Mann,
Die Bueben die thien kein Achtung mehr geben,
Von mir lauft ein jeder darvon.
Jetzt ist mir nimmer wohl,
Weiß nit was ich thun soll,
Daß ich halt nur grad einen erlang!

Fünfundzwanzig mal bin ich schon kirchfärten gangen,
Niechter, und hon mier nicht z'essen getraut,
Han gmeint bei Gott die Gnad zu erlongen,
Daß ich dieß Jahr möcht werden a Braut,
Jetzt — und ist alles nicht,
Die Fasnacht ist auch schon für,
Ach ich arme verloßene Haut!

Vil Osteraier hab ich den Bueben schon geben,
Mit Büschl und Hosbänder hab ich sie umhängt,
Tabagg, Weinachtzelten, Strickhosen daneben,
Aber von mir ist gar nichts erkennt,
Han mich o so unterthan,
Daß miers Niemand glaben kann,
Tag und Nacht bin ich den Bueben nachgrennt.

Jetzt bin ich neidig all' Thierlein auf Erden,
Alles ist partherisch als ich bin allein,
Ach Gott, loß mir doch ein Mandl noch werden,
Denn sey er kropfet, bugglet, groß oder klein,
Lieber a holbe Hos,
Dürft ich nit gor aufs Moos,
Gar wohl zufrieden wollt' ich damit seyn.

---

2. Ständchen.

Schien blab ist uns der Himmel,
Schien grien ist uns die Erden,
Schiens Madl, laß mich einchen,
Sonst mueß ich gor derfrieren.
Ich steh dir nit auf
Und laß dich nit ein,
Dieweil du's nachten verredet hast,
Du mögest nit kemmen wegen mein.

O du mein schönes Biebelein,
Mein Bettlein ist nit leer,
Du müest halt lei kemmen,
Wann sonst kein Bue nit wär.
Die Menscher seynd dir zue schlecht,
Es thuet dir keine gefallen,
Wann du a schien're haben willst,
So laß dir eine mahlen.

O du mein schienes Madelein,
Grad spöttlen darfst mir nit,
Wann ich ein Schiene haben will,
So schick ich schon umb dich,
Du bist jo nit so schien,
Und bist auch nit so reich,
Hat eins dem andern nicht aufzuhebn,
So seint wir bede gleich.

Der Bue der geht zum Fenster,
Bedanket sich gar schien,
Er thuet ein frischen Juchezer,
Und richtet sich zu gehn.
Er wünscht dem Diernlein Glück,
Und richt sich auf die Reis,
Was ist dann mir umb ein Diernlein,
Wann ich siebn andre weiß.

Der Abschied ist geschrieben,
Das Kerbl gemacht ist schon,
Hest du dich besser bsonnen,
Das host du fier dein Lohn,
So nimb nur dieses Kerbelein,
Leg du's den Abschied derein,
Hinfieran sey du nit so folsch,
Ehe loß das Lieben seyn.

---

3. Wildschütz.

I bin a junger, a lebfrischer Bue,
Und hons Birl auf der Ochsl,
Und geh den Gamsberglen zue.
Dos Gamslerschieß'n ist mein Freud,
Besser als die Weiberleut,
Die Bir thuet ein Knoll,
Und drauf hots mier gfoll'n.

Die Gamsler verschlof'ns nit,
Sell woas man schon,
Und sie stien auf den hohen Berg,
Und hobns ollweil gethon.
Z' Morgends steh i in Gottsnahmen auf,
Und thue ein Juchezer drauf,
Und geh stat dos Wegel fort,
Oft thuets an Tusch.

Do begeg mier zwei Jäger,
Und die redn mi frisch on:
O du saggrischer Wildschütz
Gib uns glei die Bir!
Die Bir wollt i enk gern gebn,
Wenn ös mi no ließt lebn,
Von enk kannt i mi nit erwörn,
Enk seiner zwoa.

O du saggrischer Wildschütz,
Verier uns nit long,
Sist gien mier dich bindn,
Grod kreuzweis zusomm.
Und wenn wir dich that'n
In die Eis'n schlog'n,
Du müßtests zu deinem
Verderben hob'n.

Ihr spöttlichten Jäger,
Sell war ein Gedicht,
Und wenn es mi gangt fieren
Vors Pflögers Gericht.
Thiet mier den Pflöger grießn,
I will ihm a Gamsl schießn,
Thiet mier den Tog ansogn,
Wenn ers will hobn.

Und die Jäger stien do,
Als wie die sprotzetn Böck,
Und der Wildschütz hot sie ongfreart,
Es kimmt kuender aweck.
Sie fongen zu larmen on,
Und hobn einen Rahler thon,
Und der Wildschütz hot glocht,
Und hot sich durch den Gamsberg aufgmocht.

---

4. Die verkehrte Welt.

I wisset mir meinnoat
Koan schlechteren Stand
Als bei der jetzigen Welt
Baur seyn in unserem Land.

Es hoaßt alle Minuten
Gien Stuirn eintreiben,
Und i wollts gern geben,
Wenn i's Geldl kannt speibn.

Es hoaßt alle Minuten
Mitn Seckl heraus,
Und kanns oaner nit geben
Ist der Amtmann ins Haus.

Trinkt oaner a Halba
Und bekimmt nar an Rausch,
Da hoaßts schon bein Leutnen
Wie der epper haust.

Ist oaner a Sparer,
So hoaßt es glei bald,
O du geitziger Kragen,
Schindst die Laus um an Balg.

Die Biebler die gien a so
Sakrisch daher,
Und es war ihnen lieber
Koa Baur friag sie mear.

Die Baurn müssen bitten
Und drum anhalten schien,
Sie müssen grod sogen,
Was begehrst zun an Loan.

Die Dirnen seyn a so
Rar und so keck,
Sie begearn 12 Gulden z'Loan
Und a zwei Fleck.

Sechs Pfund zun ara Arrha
Will a anieda habn,
Und das dingen sie aus,
Und koan Gaßl Buben verjagen.

Und jetzt miat man grad lachen
Von Weiberleut Tracht,
Ist koa Schneider in Stand,
Der ihnen's Gwandl recht macht.

Es ist auf Neumodi
So klein und verpfuscht,
Oft manniges Madl
Hat viel Tadl vertuscht.

Und den Brustfleck, den schnüren sie
So sackrisch zusamm,
Daß die Maus mit der Windmühl
Leicht aus und ein kann.

Und zum Kittl nehmen sie bald no
A Welsberger Deck,
Machen darin a zwölf Breaten
Grad leicht wenns no kleckt.

Die Strümpfler die müssen
Wol a so nett seyn,
Und sie wissen bain Teuxl
Nit was stricken darein.

Bei die Pallerler seyn sie so pfierig,
Das gibt schon die Lear,
Und sie klappern bain d' Kniedern
Recht sackrisch daher.

Und die Schiachler die samen sia
A so nett ohn,
Und grad um und um ausgnaht,
Koan Uebergschiech dron.

Und zwoa blueroathe Lappler
Und hinter umer a Rom,
Und zwoa spannelang Enkal
Das tauget fein zsam.

Und ist oaner a frischer Bua,
Da schaffn die Hearn,
Es hoaßt Eisen abrechen
Und Soldat mueßt du wearn.

Jetzt mieß mears lei lassen,
Weils ist a so Sünd,
Wir wern schon verschoggen,
Wenn der Huderer kimmt.

---

5. Schlechte Zeit und Sitte.

Hui lustig frisch alleweil
Heunt gib is kein Ruh,
Die Kuh ist kein Kalbl
Und das Madl ist koa Bue.

Es kommt halt so weit
Ba der iatzigen Zeit,
Man kennts nit vanander,
Seins Narren oder Leut.

I woas nit ists gefochten
Oder ists lei so frisch,
Ists ghaut oder gstochen
Oder süß kloan zerrütt.

Ums Salz habn sie an Neid
Und ums Schmalz habn sie an Streit,
Und von lauter Prozessen
Viel Geld man verkeit.

Jetzt thuet mi recht wundern
Auf narrische Leut,
Daß sie gar a so narrisch
Und süst a so gschaid.

Sie wollns a so machen
Und also glatt haben,
Jetzt wölln sia mit Gutschen
In Himml einchen fohren.

Die Bauern im Wirthshaus
Die brodlen si thol,
Sia scholdern von Geld her
Und saufen si voll.

Hats vanr alls versoffen,
Und kimmt vor der Thür,
Da machen sie a trutzige
Goschen herfür.

Die Weiber stehlen den Mandern
Woaz, Butter und Kas,
Und gebens den Kromern
Für der Tochter um a Ras.

Sie trinken frei Branntwein
Bis sie haben an Rausch,
Da machen sie a Gschroa draus,
Der Mann hab verhaust.

Viel Weiber tragen die Hosen,
Ist das nit a Spiel,
Der Mann mueß grod losen,
Mags glanstern wie's will.

Man hört sie von weiten
Wie sie pumpert und schreit,
Wenn etwa an Eahalt
Die Kindsmilch umkeit.

Die Buebn wissen a nit,
Wos sie für Hüt müßn haben,
Sie braucheten an Esel
Zum Bändernachtragen.

Die Hösler fein kurz
Und die Bindler ganz schmal,
Das thuet halt dem Teurl
In der Hölla wolgfallen.

Die Madler tragen Kappen,
Sein Bockhörner dran,
Der Brustfleck desgleichen
Ist a so der Brauch.

Und wenn halt in Küttl
A Faltn nit recht stark,
So heißts halt bam Teurl,
Der Schneider ist nichts werth.

Die Schuester, die Schuester
Sein nicht zu beneiden,
Sie müessen für die Menscher
Viel Spottreden leiden.

Und wenn schon die Schiechler
Sein billig und guet,
Hat oft oane a schelchs Stützl,
A bisl ausenklen thuet.

3.

Landsturmlieder.

1797.

Frisch auf ihr Schorfschützen,
Kommt eilends herbei,
Ihr hört schon das Knallen
Der Flinten aufs neu.

Wann wir schon erst neulich
Habn müßn reterieren,
Seind doch unerschrock'n
Heut mit Offiziern.

Wenn schon die Fronzosen
Genösig erstiegn,
Und von uns schon Todte
In Wald alldort liegn.

Das soll uns nicht klöckn,
Den neugfaßtn Mueth,
Von uns abzuschröckn,
Wenn schon fließt das Blut.

Ein Theil von uns ziechn
Nach Oberglan hin,
Zu sechn was dortn
Die Räuber in Sinn.

Wenn sie uns nit weichn
Geschwind und behend,
So wird alldort nehmen
Ihr Leben ein End.

Ihr Herz ist in d'Hosn,
Sie sein schon verzagt,
Weil mir sie von der Höhe
Hinunter gejagt.

Sie haben sich jetzt noch
Aufs Grieß potentirt,
Mit Kuglen, Kortatschen
Auf uns komantirt.

Secht selbst unser Hauptmann
An Schafbüchl dort
Schickt manchen Fronzosn
In die Ewigkeit fort.

Deßwegn mir Gmeine
Habn gschoßn brav drein,
Und weil uns die Hauptleut
Selbst vorgangen sein.

Ihr Exlenz und Gnaden
General von Laudan
Ist selbst bei uns gwesen
Beständig fortan.

Er muntert sein Kriegsvolk
Zum tapfern Streit,
Bis ihn die Fronzosn
Ersechn von weit.

Gschwind heißts bei die Franken,
Ihr Herren, was gibts,
Dort obn ist Laudan,
Jetzt ist es verspielt.

Wir wollen in Eil
Unser Volk zusammziechn
So viel mier no haben,
Und gschwind davon fliechn.

So ists auch geschechen,
Schon um Mitternacht
Habn alle Bugetter
Den Feirabnd gmacht.

Den Franzosen ab dene
Scharfschützen hat graust,
Sein gflochn von Botzen
Durchs Pusterthal aus.

Frisch ladet die Stutzen,
Schießt tapfer darein,
Den Räubern nachlaufet
All Groß und all Klein.

Ihr sechet sie fliechen
Schon Rafenstein zue,
Auch dorten in Gschloß noch
Laßt ihnen kein Ruh.

Zum Vivat der Koiser,
Und der Koiser soll lebn,
Weil er uns das Geld
Und die Montur hat gebn.

Der Erzherzog Karl
Und alle die gut denkn,
Die soll uns der Himml
Noch viele Jahr schenkn.

Ain Bitt an den Kaiser
Uns noch gwern soll,
Ein Meil langen Galgn
Soll er in Tirol

Aufrichtn und dort
On alles Bedenken
Die falschen Verräther
Darauf laßn henken.

So wird unser Landl
Kein Feind nimmer sehen,
Nun wolln mirs bschließn
Und sagn und guet
Für Gott und den Kaiser
Wolln mier wachn das Bluet!

Sandwirthslied.

1809.

Auf, auf, ihr Tiroler
Jetzt kommt jene Stund!
So macht euch frisch auf,
Sonst gehn wir zu Grund!

Es laßt uns jetzt rufen
Ein bartiger Mann,
Weil er von dem Kaiser
Die Nachricht bekam.

Der neunte April
Der ist jener Tag
An dem uns der Kaiser
Sein Hilf biethet an.

Er laßt uns ansagen
Durchn Wirth an dem Sand,
Daß er uns woll helfen
Erretten das Land.

So gehn wir jetzt alle
Mit christlichem Muth,
Und wollen zerstören
Die höllische Brut.

So gehn wir jetzt eilends
Stelln uns vor dem Feind,
Gott helfe uns siegen,
Beschütz unsre Leut.

Viel nehmen wir gfangen,
Viel schießn wir zu todt,
Das habn wir zu danken
Dem liebvollen Gott.

Addio, meine Baiern,
Und Freimaurerei,
Jetzt wolln wir euch zeigen
Wie getreu man euch sey.

Was ihr uns habt ausgmessn,
Das messn wir euch ein,
So schlagn wir jetzt hurtig
Und tapfer darein.

Ihr habt uns viel gschadet
Zu Seel und zu Leib,
So sind wir gezwungen
Zu brechen die Treu.

Ihr hättet uns das Land
Ganz arm gemacht,
Und auch viele Seelen
Zur Hölle gebracht.

Maria voll der Gnaden,
Du reine Jungfrau,
Breit aus dein Schutzmantel,
Auf uns herab schau!

Breit aus den Schutzmantel,
Und steh uns jetzt bei,
Und hilf, daß wir werden
Vom Franzosen bald frei.

Ihr tapfern Tiroler!
Ihr wart sehr berühmt,
Weil ihr dort zu Sterzing
Und auch hin nach Trient,

So tapfer gestritten
Für Leben und Tod,
So ward ihr vom Kaiser
Auch sehr hochgelobt.

So denken wir auch hin
Auf der blutigen Schlacht,
Die dort bei Berg Isel
Zu Innsbrugg geschah.

Der Feind rückt dort an
Mit viel Gstuck und Geschütz,
Wir zeign uns doch tapfer,
Und schearn uns nix.

Wer hat uns dort geben
So frisch Heldenmuth,
Wo viele haben geben
Ihr Leben und Blut?

Maria dort von Absam,
Durch ihr starke Hand
Wird der Feind dort besieget,
Vertriebn ausn Land.

Zum Vivat soll leben
Der Erzherzog Karl,
Er hat schon die Baiern
Aus München gschlagn.

Gott segn ihm die Waffen
Und schwäch seinen Feind,
Daß wir auch hie werden
Ganz los und befreit.

Zum Vivat soll leben
Der Reichsprinz Johann,
Er schlagt die Franzosen
Und Baiern zusamm.

Zum Vivat soll leben
Herr Hofkommissär
Hormairer, der schon
Nach Tirol kommet her.

Mit christlichem Eifer
Zeigt er Heldenmuth,
Es dürstet ihn gar sehr
Nach feindlichem Blut.

Zum Vivat soll leben
Der Komadant von Sand,
Er ließ sich viel kosten
Zu retten das Land.

Jetzt wolln wir Gott danken,
Das gebn wir zum Lohn,
Gott wird uns schon gebn
Die himmlische Kron.

Ihr tapfern Tiroler,
Ich hab noch ein Bitt,
Thuet euch nicht viel prahlen,
Vergesset Gott nit.

Gott kann uns noch strafen,
Wie er gstraft hat vorher,
So bleiben wir fein ruhig
Und gebn Gott die Ehr.

Durchlauchtigster Kaiser
Von Haus Oesterreich,
Wir wünschen dir Glück,
Von uns nicht mehr weich!

Thu uns christlich regieren,
Vom Feind uns bewahr,
So werden wir kommen
Zur himmlischen Schar.

Eins müssn wir noch bitten
Und Gott rufen an,
Daß er uns wol retten
Den Pabst dort zu Rom.

Er ist unser Vater,
Für uns hier bestellt,
Die Kirch zu regieren
Von Gott auserwählt.

Was die Mundart dieser Passeirerlieder betrifft, so muß hier ein für alle Mal die Bemerkung gemacht werden, daß sie keineswegs in Passeirerdialekt verfaßt sind. Man wendet bei solchen fast immer ein der Schriftsprache mehr oder minder sich annäherndes Idiom an, und sucht das eigenthümliche Passeirische abzustreifen. Zudem werden sie größtentheils von Schullehrern aufgeschrieben, die ebenfalls vom Volksidiom abstreben. Ein Zurückführen auf den Passeirerdialekt ist aus vielen Gründen unlohnend und wohl auch unthunlich. Die Weisen, nach denen sie gesungen werden, sind höchst eintönig und fast stets die nämlichen mit geringen Unterschieden der Modulation. Vielleicht kann ich am Ende ein Muster geben.

X.

Ortsnamen.

Abel = Hof auf dem Riedenberg (Ober- und Unterabel) an einem steilen Abhange, aus dem Romanischen aval, avaler, avalanche, um einen jähen Absturz des Berges zu bezeichnen.

Abisell = Alpe ob Saltaus, urkundlich Abesel, Fabesel, nach Einigen abyssellus, Bergvertiefung im Verhältnisse zur höhern Kante des Gebirges; nach Andern wahrscheinlicher aus Aubeselle, Einsattelung als Uebergang in eine andere Bergregion, dem wirklichen Verhältnisse ganz angemessen.

Akeles = eine Alpe mit einem kleinen See, wohl aus ακη, acus, aculus, kleine Spitze, wenn nicht verdorben aus laculus, kleiner See.

Almberg = Name mehrerer Berghöfe, am natürlichsten wohl aus dem provinzellen Alm, Alpe, Alpenberg. Thaler denkt an alnus, aulne, Erle, die allerdings häufig vorkommt noch in bedeutender Höhe.

Almutz = ein Berghof auf einem Hügel, aus alla motta, am Hügel. Vergleiche das französische la motte, das altdeutsche die Mutte, worin überall der Begriff einer Erhöhung vorwaltet.

Andls = Ende einer Alpe, die sich an's Oetzthal ausrundet, daher der Ring (anulus) genannt.

Armon = ein Schafberg, vielleicht vom Namen des Besitzers (Ermann, Hermann, Ariminius).

Avers = Alpengegend, die Kehrseite zu Abisell, aus aversus.

Brenn = Bergort ob Schweinsteg, aus dem älteren Bryn, Brust, von der Aehnlichkeit der Gegend am Fuße des Hirzers, der wie ein Haupt auf demselben aufsitzt. Andere denken einfacher an Brenn = Stätte eines Waldbrandes, wie er künstlich oder zufällig entstanden seyn mag als Veranlassung der ersten Ansiedelung auf derselben, nach der Analogie Rann, Brann in Oswalds von Wolkenstein Gedichten. Kelten- und Etruskerfreunde vergleichen es mit Brenner und sehen darin einen Rest vorweltlicher Sprache.

Broma = Bergmahd ob Holz, eigentlich Heidekrautland, da die Heidekräuter in Passeier noch jetzt die Braumen heißen.

Brisch, Prisch = Name mehrerer Höfe, entweder aus dem Romanischen prise, Jagd, Fang, Anstand, oder aus dem mittleren Latein bruscus, bruscia = Dornbusch vom Dorngebüsch, das einst daselbst gestanden.

Caschbam = Hof in Pfelders an einem Lerchenwald, von Casch, Lerche im Munde des Volkes.

Erbion, Ebion = in Urkunden Erbion, Orbion, in der Volksmundart stets Ebion, ohne Zweifel aus Her-

bianum (herbianum) der mittleren Zeit, einen Grashof bezeichnend, jetzt ein Schildhof an der östlichen Thalseite auf grasreichen Flächen.

Flon = Berggegend hinter St. Martin an der Einsattelung nach Platt, aus dem Französischen Filon, Metallader, wie denn in der That zu älteren Zeiten hier Bergwerke bestanden, und noch häufige Gänge gefunden werden, besonders im höheren Gebirge.

Formazon = Thal, Bach und Hof hinter Platt aus dem Italienischen formaggione, Großkäse, Käsehof, nach mittlerem Latein forma, formare, formatio ebenfalls im Bezug auf Käsebereitung.

Gaiten = ein Bergkegel mit Weidegrund, aus dem mittelhochdeutschen geuden, geuten, geiten, geitzen, soviel als Weidelust im reichlichsten Futtergenuß.

Gamion, Gomion = Hof hinter St. Leonhard am Weg nach Stuls, vom keltischen Cam, der Weg, woraus im Italienischen caminare = gehen, soviel als Hof am Wege, Rast für Fußgänger.

Ganda = Hof im Riederberg, aus Gandach, Gondach, Steingerölle, mundartlich die Gant = Steinablagerung.

Gandellen = Gegend hinter St. Leonhard, die Gandellen genannt, mit Steinhäufen, die man aufgeschichtet aus dem Schutt der Passer bei Ueberschwemmungen.

Gerlos = eine Gegend mit Häusern zwischen St. Martin und St. Leonhard, Stammbesitz der Edlen von Gerlach, wohl ursprünglich Niederlassung des Geroldus, wie ein anderer Hof dieser Gegend Pölten, Hof des Hippolytus heißt. Gerlach bedeutet Wasser des Geroldus, Geralt, Gerl.

Glaiten, Gleiten = bewohnte Berggegend ob St. Leonhard, vom provinziellen Geleiten, ein Kompler von Leiten, hangenden Geländen an Bergseiten. Oder ist an col lato zu denken?

Glamutz = Berggegend von Glan, Preiselbeere, im Munde des Volkes Granten, also Preiselbeerhügel aus Glan und Mutz.

Gögele = Hof auf einem Hügel, vom mittelhochdeutschen Gogel, Erhabenheit, noch jetzt Kogel, ital. cogolo.

Golrait = ein steiles Bergmahd, aus dem ital. col ratto, Steilhang.

Gost = Bergseite an steiler Felswand, aus dem ital. costa, Hof dabei; daher Gostwand, steiler Bergabhang bei Moos.

Granstein = ein Hof in Vorderpasseier, einst Schildlehen des Schlosse Tirol aus dem Romanischen granajo, grange, Scheuer, Kornbehältniß, wahrscheinlich für die Grafen von Tirol.

Grafeil = Gegend an Felswänden hinter St. Leonhard aus dem in Bündten noch üblichen crappa, crappella Fels.

Grafeis = Thal und Häusergruppe aus crapposa (regio), Steinicht.

Greit, Gereit, Gereut = Neuraut aus räuten, urbarmachen, jetzt ein Schildhof.

Gilf = Felsenenge an Thal und Bach, verwandt mit gula, golvo, gulave.

Gspell = Berg und Hof, auf brüchigem Grunde in steiler Höhe, zusammenhängend mit gaspiller, gaspillage,

um die Verwüstung der Bergbrüche dieser Gegend anzuzeigen.

Gsteara = der an Meran nächste Hof in Passeier an der Westseite des Thals ob Saltaus, wie Gsteir in Schönna aus casa esterna, letztes Haus der Gemeinde. Noch jetzt heißt Stear beim Volk auswärtige Arbeit.

Hanebaum (Hanebam) = Hof und Gegend aus hannebane, Bilsenkraut, das dort häufig wachsen soll, oder vielleicht besser schlechtweg Hanebaum, ein Baum, wo des Nachts der Hahn und die Hennen aufsitzen. Jagdausdruck für eine an Hühnerwild reiche Berggegend.

Hannen = Hof, im Munde des Volkes beim Hannen, eigentlich Stutenhof aus dem altfranzösischen hanne, Stute, nicht ohne geschichtliche Belege dort standgefundener Pferdezucht.

Hasengail = Bergspitze, so viel als Hasenlust, wie noch bei Oswald von Wolkenstein die gail, Lust.

Hemmerleiten = Thal und Wald, weil dort „Hemmern" eine Art Kräuter dieses Namens wachsen.

Hien = ein Hofnahme, der öfter wiederkehrt, „auf Hiena, beim Hien," wie das Volk spricht, von Hien, Riese, wie man in ältester Zeit die zufällig starkgediehenen Flur- und Waldhüter zu benennen pflegte.

Jaufen = Berg, aus Jau, Joch, nach Andern aus Giovo, mons jovius, letzteres wohl nur eine Latinisirung des ursprünglichen Jau, in anderer Form jugum.

Ilmach = Häusergruppe in Rabenstein, Ulmendickicht, wo die Sylbe ach kollektiv zu nehmen ist.

Imst = Berggegend in Pfelders, umbiste, humbiste, wie das Wort in Urkunden lautet.

Irschljoch = Hirschjoch, eine Alpengegend.

Issa = Alpenmahd, issue, Ende, Ausgang, anderwärts „in der Isse“ genannt, wo sich das Hof- oder Gemeindegebieth endet.

Kalbe = „in der Kalbe“ nach der Volksredeweise, eine bewohnte Gegend, davon das Kalmthal, von καλπη, Tiefgrund zwischen zwei Bergen am Wasser, verwandt mit κολπος.

Kennen = Name zweier Höfe zunächst den Niederungen an der Passer, ad cannas, im Schiflröhricht, das ehemals diese Strecken bedeckte.

Klauben = bewohnte Berggegend aus col aube = Alpenhügel.

Kollaiten = Spitze am Ende des Farmazonthals aus collis latus.

Laab = Bergmahd „auf dem Laab“ von labium einer vorspringenden Lippe ähnlich.

Lazins = Thal, Haus und Alpe, latus sinus, in Urkunden lasinis. Andere rathen auf lacticinium, Alpenmilchwirthschaft.

Luimes = ein Alpengut zu hinterst im Kalmthale, aus lo maso, Pachtgut, lieu de maison, daraus Luitmes, Luimes. Andere rathen auf λοιμος = Pest, weil in den Alpen der Gegend gern eine tödtliche Krankheit unter dem Vieh entsteht.

Masul, Mesul, Mosul = Gut, Thal und Bach, aus masonello, kleines Feldgut, Pachtung.

Matatz = steile bewohnte Gegend über St. Martin. Auch hier denkt man an maso, mato, mataggie, Wiesenei, Bergwiesenrand oder an mota, motaggio, Hügelei, Hügelgegend.

Oserle = Bergmahd, aus oche, auche, eingezäuntes Feld.

Passer = der Hauptthalstrom, urkundlich passyris, am wahrscheinlichsten aus passare, passura, Uebergangsthal nach Sterzing. Davon Passeier = Passyria.

Pfelders = Ort im Thalhintergrunde, aus vallares = Thalbewohner.

Pfistrad, Fistrad = Thal und Hof am Thaleingang, aus via strata.

Pill = Gegend soviel als Erhöhung, wohl aus Bühel, Bühl, verwandt mit dem Französischen pile.

Pitzlwand = Berggegend aus picciolo und Wand, kleine Wand.

Plan = Pfarrhäusergruppe in Pfelders, Ebne.

Prünsta = Hofnahme, ursprünglich eine Stätte, wo das Vieh im Hochsommer vor bösen Bremsen Schatten und Ruhe fand. Siehe Schmeller unter brimst, bremsen.

Ratschigebank = Ort, wo das Rutschen den Abhang hinunter leicht ist.

Sail = Alpenhof und Gegend von Sale, Kothgegend, durch den Zusammenfluß von Bergwassern.

Saldern (Akzent auf der letzten Sylbe) = Hofnahme, zu den Saltenern, Berghütern, nach andern Hirschboden.

Saltnus = Hof, soviel als Schafberg aus Salt (saltus) und nossa, nursa, Schaf im Romanischen.

Simbell = Hof, abgerundetes Gut vom Beiworte im Mittelhochdeutschen simbell (rotundus).

Sandell = eine Berggegend.

Scheutz = Hof, Gut, aus Seize, Hof für einen Sechzehnmann, Gut der Sechzehnmänner, eine Art Ausschusses in Gemeindeangelegenheiten.

Schlaiten = Berggegend, Bödele, aus soletta, solettum, Einöde.

Schwandeben = Gegend, rasirte Ebne von schwenden, entholzen.

Sefnar = Hof, aus Seviar, Sepiarium, Umzäunung. Davon anderwärts Seviarspitze.

Sinefeld = Gegend, sinus, Sumpf, daher Sumpffeld.

Sirten = Hofname, Hof des Sertus oder Sertius, oder vom römischen Meilenmaaße ad sextum (lapidem).

Strizon, Strixon (Joch) = Herenkofel, von strix, strega.

Stuls = Dorf, Berggemeinde von τυλλος, in Urkunden Tulis, Hügel.

Tall = Dorf, Bergort, ebenfalls Hügelland, mit dem vorigen verwandt, bereits im Arabischen Tallon = Hügel.

Tramutz = Gegend, trans (tra) collem, Jenseits, aus trans und motta.

Tschaggen = Hof, „beim Tschaggen," soviel als Abfall ins tiefere Hügelland, cadere, cascare, cagiare, caggiare.

Tümbls, Tümls = Berg gegen Oetzthal aus tumulus.

Ulfas = bewohnte Berglandschaft, nach Thaler elevatio, elvaçao, elvas, ulvas, nach mir Welfengut, wie es geschichtlich auch war.

Umbls = Alpe, umbilicus, von ihrer Nabelgestalt.

Valroar = Alpe, Thaleinschnitt, val oraria, Rand am Gebirge.

Vals = vallis, Thal, eine Alpe im Kalmthal.

Valtschnal = Sennalpe, aus vallis sennalis.

Valtmar = Murr- oder Roßthal, eine Alpe, aus val di mare, val di mar.

Valzuk = Thälchen, aus val di zocchi, Holzprügelthal.

Vartleis, Fartleis = Nebenthal, aus val di leis, Valtleis, Vartleis, Fartleis, Thal der Felsreihen an der Sarnthalergränze.

Vermahl = Bergort, Alpenberg aus ver und malga, letzteres Alpenhütte bedeutend, ersteres Berg, Anhöhe.

Walten = Gemeindeort am Jaufen, aus Val d'oeno, Wasserstube, Ursprung der Gewässer, daher Waltena, Walten.

Wans = Thal hinter Walten, von seiner Form, vannus.

Winnebach = Berggegend, wohl aus dem ältern wunnweide, Weidebach.

Zögg = Badhof bei St. Leonhard, aus socca = truncus, oder aus Z'Egg, zur Ecke, was vorzuziehen ist.

Zweite Abtheilung.

Andreas Hofer und das Jahr 1809, mit besonderer Rücksicht auf Passeiers Theilnahme am Kampfe.

XI.

Andreas Hofer. — Seine Familie. — Revolutionsscheu in Passeier. — 1796 — 97. — 1804 — 5. — Regierungs-Veränderung im Jahr 1805. — Folgen für's Land und namentlich Passeier.

Andreas Hofer wurde am 22. November 1767 gegen Mitternacht geboren, und wurde vom Kooperator Andreas Kraft am folgenden Tage zu St. Leonhard getauft. Seine Hebamme, Maria Henlin von Matatz, sah in der Nacht, in welcher er zur Welt kam, ob der Platterspitze einen Stern in der Gestalt eines Jagdgewehres, der gerade auf das Sandwirthshaus herabstrahlte. Auch Andere bemerkten diese Lichterscheinung, und es fehlte nicht an Versuchen, dieselbe auf Hofers Zukunft auszudeuten. Sein Taufpathe war der Junggeselle Johann Pichler von der Mörre, ein Glied jener wunderliebenden Familie, die wir als Inhaberin von Arznei-Geheimnissen bereits kennen. Andreas war der jüngste unter vier Kindern, wovon drei Mädchen. Er verlor seine Mutter frühzeitig durch den Tod, und erhielt durch die abermalige Vermählung seines Vaters eine Stiefmutter in der Anna Frick, welche ihm ebenfalls eine Halbschwester gebar. Diese wirthschaftete schlecht, so daß sie in wenigen Jahren 1700 Gulden den Kindern ihres Mannes zum Nachtheile verhauste. Als sein Vater 1779 starb, heirathete seine älteste Schwester Anna den Joseph Griner, und übernahm auf eigene Rechnung das Wirthshaus, während ihre Stiefmutter die Hofwirthschaft fortführte. Leider wuchsen durch diese Trennung

die Schulden auf dem Anwesen nur noch mehr an. Andreas fing in einem Alter von 7 Jahren den Schulbesuch an. Er lernte langsam, aber fleißig. Seine Ordnungsliebe und Folgsamkeit machte ihn bei Allen beliebt. Er wanderte hierauf ins Wälschland, und lernte so viel Italiänisch, daß er sich zwar nicht nach der Schriftsprache, aber in der Volksmundart fertig ausdrücken konnte. Und dieser Umstand verschaffte ihm später viel Einfluß auf die wälschen Südtiroler, welche auf diese Sprachfertigkeit ihrer deutschen Nachbarn Gewicht legen. Nach seiner Zurückkunft lebte er unter seinem Schwager, und fing nach Art der Passeirer zu handeln und markten an. Beim schlechten Gange der Wirthschaft ward er schon in einem Alter von 22 Jahren für volljährig erklärt. Sein Schwager Griner trat vom Sandwirthshause zurück, zog als Wirth nach St. Martin, und starb daselbst im Jahre 1799. Andreas Hofer heirathete am 21. Juli 1789 Anna Ladurner, eine Tochter des Peter Ladurner und der Maria Tschöll von Allgund aus einem weitverbreiteten Bauerngeschlechte im Vintschgau, dessen Stammhof Ladurn im tiefern Eingange des Schnalserthales an einem Lindenhaine liegt. Sie war eine verständige treue Frau von wenig Worten, aber desto tieferem Gefühle. Mit der größten Zärtlichkeit hing sie an ihrem Manne. Ihr stilles Wesen galt Vielen für Stolz, Andern für Schwermuth, war aber keines aus beiden. Das stille ernsthafte Gebahren ist ein Erbtheil ihres Hauses bis auf den heutigen Tag. Sie übernahmen den Sandhof um 12,000 Gulden nach dem Schätzunpspreis, worin auch des Andreas väterliches und mütterliches Vermögen mitbegriffen war. Zu vier Theilen trafen ihm 3000 Gulden. Er blieb also 9000 Gulden den andern Geschwistern hinaus schuldig. Auch angenommen, daß seine Frau ein kleines Vermögen darauf brachte, so saß er noch immer so schlecht, daß bei fortwährendem Mißwachs damaliger Zeit, und bei den gesteigerten Bedürfnissen nach allen Seiten an kein Gedeihen der Wirthschaft zu denken war. Er verlegte sich außer dem

Gewerbe eines Schenkwirthes auch auf das Geschäft eines Roß- und Vieh-Händlers, und kam dadurch besonders mit Wälschen viel in Verbindung, verlor aber durch sie höchst bedeutende Summen. Daher der allgemeine Spruch in Passeier: „Wäre Andreas Hofer nie über die Spitalbrücke bei Meran gekommen, so wäre er ein wohlhabender Mann geworden." Glücklicher war sein Handelsverkehr nach dem Innthale mit Wein und Branntwein, den er mit eigenen Saumpferden betrieb, und die meisten Wirthe am Inn persönlich kennen lernte. Im Jahre 1794 hielt er noch 16 Pferde, und war einer der ansehnlichsten Säumer unter den 16, welche damals im Thale lebten, während früher 30 — 36 gewesen waren. Im Jahre 1795 und 1796 hielt er deren 14, 1799 nur mehr 7, 1800 wieder 13, aber nach dieser Zeit immer weniger, bis er gar nur mehr zwei Pferde unterhielt. Man schildert ihn als einen klugen Mann, der noch kein Bedenken trug, mit seinen Branntweinsäumen den landesfürstlichen Zoll zu St. Martin zu umgehen. Seine Haupt-Branntwein-Niederlage war in Hall, und schon aus dieser Zeit schreibt sich sein Bekanntwerden mit dem spätern Landesvertheidiger Straub her, der daselbst auf dem Kronenwirthshaus saß, was bekanntlich so erfolgreich für Tirol im Jahre 1809 geworden ist. Seine Frau gebar ihm sieben Kinder, wovon zwei in der Jugend starben. Die Ueberlebenden hießen nach der Ordnung der Geburt: Johann (26. Dez. 1794), Maria (16. Febr. 1797), Rosina (30. August 1798), Anna (13. März 1803), und Gertraud (15. Febr. 1805).

Das Hauswesen ging nicht glücklich von Statten. Bei aller Thätigkeit und Ehrlichkeit fehlte sowohl dem Manne als der Frau der ganz eigene Sparsinn. Sie verschwendeten nichts, verstanden aber auch nicht zusammenzuhalten. Daher war der Verbrauch selten den Einkünften angemessen. Er selbst war zwar nie unmäßig, bedurfte aber nach dem Maße eines tirolischen Landwirthes ziemlich viel, und ließ es sich auch zukommen in Speise und Trank. Namentlich ging er

nie ohne mannhaften Weingenuß schlafen, und ließ sich selbst später den Wein auf seinen Reisen in einem eigenen Fäßlein nachführen. Aber nie und nirgends machte er sich eines Uebermaßes schuldig. Seine äußere Gestalt gewann ihm das Herz der Menschen, und eine gewisse Treuherzigkeit öffnete ihm die Gedanken selbst solcher, die sich auf ihre Gewandtheit und Verschlossenheit viel zu gute thaten. Er war ein schöner Mann, nur wenig über die gewöhnliche mittlere Länge hinaus, im besten Ebenmaße zu seinen Formen, die breiter ausgingen, als es sonst in Passeier der Fall ist, mit mächtigen Schultern auf festen Knochen. Er hatte ein volles rundes Gesicht, breite Nase, lebhafte braune Augen, schwärzliche Haare, und trug in Folge einer Wette seit dem Eintritte der baier. Herrschaft im Jahre 1850 einen langen schwarzen Bart, der ihm viel Ehrwürdigkeit verlieh. Sein Gang war gemessen und würdevoll, seine Stimme weich und hell, sein Auge voll Friede und Heiterkeit, sein ganzes äußeres Wesen harmonisch und einnehmend. Er kleidete sich nach der Tracht seines Heimatthales. Eine grüne Jacke, ein rother Brust-Fleck, ein schwarzer Ledergurt mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, schaflederne schwarze Hosen, ein schwarzer Seidenflor um den Hemdekragen, ein schwarzer breitkrämpiger Hut auf der Seite aufgestülpt, mit dem Bildnisse der Mutter Gottes, Blumen und Wildfedern geziert, blaue Strümpfe und weit ausgeschnittene Schuhe waren im spätern Alter seine Kleidungsstücke.

Trotz dem tüchtigen Korne in seiner männlichen Gestalt, hatte sein Charakter doch eine ungemeine, den Passeirern eigene Weichheit und Zartheit, die sich in den kleinsten Zügen seines Thuns und Lassens offenbarte. Er ritt gewöhnlich Thal aus und ein. Als er einst mit mehreren Genossen von Meran nach Hause ritt, dauerte ihn der Knabe, welchen er aus bloßer Vorliebe für die Jugend hatte mitlaufen lassen. Er hob ihn zu sich auf den Sattel, und bethete mit den Andern den Rosenkranz. Aber zu dem Knaben sagte er:

„Mitbethen darfst du nicht, aber schlafen auch nicht, sonst fällst du mir vom Pferde.“ Die Studenten in Meran kannten ihn alle gut, und hatten ihre herzliche Freude am schönen leutseligen Sandwirth. Sie sammelten sich um ihn, und fühlten sich wohl in seiner Nähe. Auf ihren Reisen nach Innsbruck ließen sie sein Wirthshaus nie unbesucht, wo arme auch umsonst Erquickung fanden. Er wurde ebenfalls zu ihnen hingezogen, und warf fahrenden Studenten auf seinen Ritten durchs Thal oft einen Thaler zur Wegzehrung zu. Wie die Passeirer überhaupt, legte er kein Gewicht auf leibliche Bequemlichkeit in Lager und Hausrath, selbst wo er es besser haben konnte. Als er einst auf einer Marktreise in ein vollgefülltes Wirthshaus kam, wollte man ihm vor Andern ein Bett geben, aber er schlug es aus mit den Worten: „Die Betten könnt's für Andere brauchen, an mir ist nichts gelegen!“ und legte sich im Stalle auf das Stroh. In jüngern Jahren machte er nicht ungern den Robler, besonders auf den Märkten zu Latsch, um seine Körperkraft zu zeigen, und seine gedrungene Leibesgestalt trug über die größten Bauern den Sieg davon. Er zeigte in solchen Fällen eine bemerkenswerthe Bescheidenheit. Auf sich bezog er nichts, meinte aber, für Passeier müsse man's wagen und aufnehmen. Der Besiegte mußte mit ihm essen und trinken. Bei sehr geringer Bildung zeigte er doch überall Verstand und Urtheil, eine Art Bauerninstinkt, wie er in Passeier und im Burggrafenamt von Tirol häufig zu Tage tritt, und im ersten Angriffe die Dinge richtiger auffaßt, als der langüberlegende Grübler. Sein Mutterwitz ließ bei keiner Gelegenheit lange auf sich warten, und war eben so treffend als gutmüthig. Er liebte in freien Stunden das Giltspiel mit gewöhnlichen Spielkarten, welches in seiner Heimat sehr im Schwunge ist, und spielte es meisterhaft. Da dasselbe überhaupt sehr geeignet ist, die angebornen Charakterzüge eines Menschen sehr ins Licht zu stellen, so traten auch bei ihm während desselben einerseits aufmerksame Maßhaltung, andererseits eine gutartige Schlauheit entschieden zu Tage

In kirchlichen Dingen hielt er sich gern nach St. Martin, obgleich er nach St. Leonhard eingepfarrt war. Seine Frömmigkeit wurzelte in einem gläubigen Gemüthe, das alle Grübelei ausschloß, und das Gefühl des allgegenwärtigen Gottes begleitete ihn überall. Es machte ihn froh, duldsam, mitleidig gegen alle Menschen. Kopfhängerei und Bekrittelung der Sitten Anderer verachtete er. Der Kirche als solcher anzuhängen war ihm Bedürfniß. Geistliche, die in ihrem Berufe thätig waren, standen bei ihm in hohen Ehren. Einmischung in weltliche Angelegenheiten fand er an ihnen tadelnswerth, aber selbst sein Tadel war stets von einem Hauche tiefer Ehrfurcht fürs Priesterthum durchdrungen. Seine Stimmung zu den Verhältnissen einer außerordentlichen Zeit, die reich war an Erschütterungen aller Art, war durch seine religiösen Ueberzeugungen bedingt.

Der Ausbruch der französischen Staatsumwälzung fiel gerade in sein Heirathsjahr. Die aus derselben sich entwickelnden Folgen traten mit rascher Schärfe ins Leben. In Passeier, wie in Tirol überhaupt, erwachte tiefer Abscheu gegen die Wuth, womit die Franzosen ihr Kirchenthum zertrümmerten, und man fing mit den Fortschritten der französischen Siege sogar in den entlegensten Thälern für den eigenen Glauben zu fürchten an. Der äußerst erregbare Geist der Passeirer wurde von dieser Sorge ganz durchdrungen. Einzelne Emigranten, größtentheils bejahrte Priester, wanderten durch das Thal, und der Anblick ihrer Leiden schnitt Jedermann tief ins Herz. Das Benediktinerstift Marienberg nahm mehrere auf kürzere oder längere Zeit auf, unter andern einen Elsasser Pater Gregor, einen harmlosen, aber gegen die Umwälzung der katholischen Kirche in Frankreich lebhaft eingenommenen Mann. Er trat, schon früher Benediktiner, dem Vereine der Marienberger förmlich bei, und wurde in den neunziger Jahren als Hilfspriester in die Pfarre St. Martin gestellt. Seine Schilderungen der betrübten Folgen der französischen Revolution wirkten sehr

auf das empfängliche Gemüth des Passeirervolkes. Man legte sich allgemein auf das Gebeth, um dieselben abzuwenden. Die Wallfahrter strömten haufenweise zum heiligen Blute nach St. Martin, das für die Zeit der Selbstvertheidigung Tirols gegen Frankreich eine Bedeutung gewann, wie Absam für das Innthal, und die Fronwiese bei Bruneck für Pusterthal, lauter religiöse Vereinigungspunkte, um das Volksgefühl für den nahen Kampf zu stärken. Andreas Hofer zeichnete sich bei diesen Uebungen vorzüglich aus. Er ermahnte in seiner schlichten Art seine Bethgenossen, fromm zu leben, damit Gott die alte Religion und die Bruderliebe im Lande erhalten wolle. Jüngere Benediktiner von Marienberg traten als Seelsorger ein, Männer von Geist, und darunter vorzüglich der eifrige Pater Magnus Prieth, welche in ihren Predigten den Gefühlen der Passeirer Ausdruck und Klarheit gaben. So war man für den Kampf besser vorbereitet und unterrichtet als anderwärts.

Im Jahre 1796, als der linke Flügel der italienischen Armee unter Buonaparte sich auf Südtirol warf, zogen die Passeirer Schützen das erste Mal aus, und besetzten den Tonal. Darunter befand sich Andreas Hofer als gemeiner Landesvertheidiger. Als es im Jahre darauf dem französischen Generale Joubert geglückt war, mit 15,000 Mann die Klause von Salurn zu sprengen, und Botzen zu besetzen, so zog sich Loudon auf die Töll zurück. Von dort rückte er, vom Landsturm unterstützt, gegen Botzen vor, auf der gewöhnlichen Heerstraße, während die Passeirer auf den Möltener Bergen gegen Jenesien sich wendeten. Am 24. März fielen in einem Gefechte beim letztgenannten Dorfe der Gerber Franz von St. Leonhard, und Martin Moosmayr von St. Martin. Gegen Abend mußten sich sowohl Loudon als der Landsturm in die Nähe von Meran zurückziehen. Hofer trennte sich von seinen Kampfgenossen bei Hafling, um für dieselben wohlfeilen Branntwein anzukaufen. Er kam aber nicht mehr zurück, sondern ging nach Hause. Bald darauf rückten die vereinten

Streitkräfte auf ein neues vorwärts. Der Geistliche zu Vöran hielt an die Passeirer und Meraner eine begeisternde Anrede, löste sie von allen Sünden, und versprach ihnen, daß sie fallend im Kampfe „vom Mund auf“ in den Himmel kämen. Der Angriff der Bauern bei Rafenstein, am Eingange ins Sarnthal, dauerte zwei Tage, bis die Franzosen endlich Botzen verließen. Die Passeirer zogen über die Gebirge nach Brixen, und kehrten erst wieder ins Thal zurück, nachdem Joubert durch Pusterthal Tirol geräumt hatte.

Auch im Februar 1799, nachdem die Franzosen aus der Schweiz in Tirol einfielen, und Obervintschgau verheerten, war Hofer nicht bei den Passeirer Schützen, welche auf den bedrohten Punkt herbei geeilt waren. Die Feinde streiften bis auf die Höhe von Schlanders. In Schluderns erbrachen sie den Tabernakel, und traten die geweihte Hostie mit Füssen. Ein Geistlicher wurde dabei ermordet. Loudon floh vor ihnen durch Langtaufers ins Innthal, und der Passeirer Andre Gufler trug ihn über das Gebirge ins Kaunserthal. Aber bald zogen sich die Franzosen freiwillig wieder aus dem Lande. Um diese Zeit wollte man in Passeier öfter ein großes Schießen in der Luft gehört haben. So aufgeregt war die Phantasie des durch böse Gerüchte aller Art erschreckten Volkes.

Ahnte um diese Zeit noch Niemand, welchen Einfluß Andreas Hofer auf die tirolischen Angelegenheiten der nächsten Zukunft üben würde, so trat seine Bedeutsamkeit im Jahre 1804 — 1805 schon mehr hervor. Er wurde mit dem Erzherzoge Johann näher bekannt, und fand bei ihm die verdiente Aufmerksamkeit. Was ihm Wichtigkeit verlieh, war weder tiefe Einsicht, noch persönliche Tapferkeit, sondern ein völliges Herausgehen aus sich selbst, und unbedingte Hingabe an die Meinung des Landes. Er that nichts für sich oder für seine Leidenschaft, sondern für die Religion, für die Landesverfassung, für Oesterreich, und namentlich für den Kaiser Franz, der in Tirol stets sehr populär gewesen. Als nach dem unglücklichen Kriege 1805 der Preßburger

Friede immer deutlicher heranrückte, und die Lage Tirols für die nächste Zukunft kaum mehr zweifelhaft war, begleitete Andreas Hofer den Erzherzog Johann nach Bruneck, und schied dort von ihm nicht ohne Vorgefühl des Jahres 1809. Gleichwohl kehrte er ganz zahm in sein Wirthshaus am Sand in Passeier zurück, und betrieb sein Gewerbe einfach und ruhig, wie zuvor.

Der Eintritt der bairischen Regierung in Folge des Preßburger Friedens am 26. Dez. 1805, begründete in Tirol eine neue Epoche. Nach der Meinung der Tiroler sollte ihr Land unter der Bedingung an Baiern kommen, daß alles beim Alten bleibe, wie es von jeher gewesen. Eine Gesandtschaft tirolischer Männer brachte wirklich von München das Versprechen des Königs Max zurück, daß an der Verfassung Tirols kein Jota geändert werden sollte. Unter solchen Erwartungen erfolgte die Landesübergabe an Baiern am 11. Jänner 1806, und die ersten Handlungen der neueingetretenen Regierung bestätigten auch vollkommen die gefaßte Hoffnung. Aber mit dem Jahre 1807 begannen Veränderungen in der bisherigen Verwaltung, welche im Verhältnisse zum Gesammtreiche nothwendig oder wünschenswerth erschienen. Am 1. Mai 1808 trat die tirolische Landschaft, als Vertreterin der Landesangelegenheiten außer Thätigkeit, unter ausdrücklicher Hinweisung des Königs auf rechtzeitige Begründung allgemeiner Reichsstände. Der Name Tirol verschwand aus der Geschäftssprache. Das Land ward in den Inn-, Eisack- und Etschkreis abgetheilt, die unabhängig von einander verwaltet wurden. Jeder derselben stand unter einem eigenen General-Kommissär, und einem Kreisdirektor mit 5 — 7 Räthen, zwei Sekretären, zwei Registranten, vier Kanzlisten und zwei Amtsdienern. Eine eigene Behörde von 12 — 15 Beamten verwaltete in jedem Kreise die Staatsgefälle. Die Thätigkeit der Kreisbehörden verzweigte sich durch 24 — 29 Landgerichte und 22 Rentämter durch das ganze Land. Während die Patrimonialgerichte beschränkt wurden, erhielten die Städte

eigene Gerichte für ihren bürgerlichen und polizeilichen Haushalt. Appellations-Gerichte zu Innsbruck und Trient, in ersterer Stadt mit 38, in letzlerer mit 22 Beamten, ordneten das höhere Rechts- und Strafwesen. Auch ein Medizinal-Rath ward in jedem Gerichte angestellt. Fromme Stiftungen und das Vermögen der Gemeinden gingen in unmittelbare Obhut der Regierung über, und fanden statt der bisherigen unbesoldeten Verwalter eigene Beamten zur Erzielung gleichmäßiger Gebahrung. Die bisher für den Durchfuhrhandel vortheilhafte Mauthordnung hörte auf. Die Bankozetteln und schlechte Kupfermünze wurden in allmähliger Annäherung an den bairischen Geldwerth herabgesetzt, und der Grundsatz geltend gemacht, daß die nach älterem Geldwerthe abgeschlossenen Käufe laut den Ziffern des Schuldbriefes in gutem Metallgelde zu tilgen seien. Die Behandlung der Landes-Schulden, und die Aufnahme der herabgesetzten Kapitalien der Schwazer Kreditkasse, wirkten mit sehr empfindlichen Folgen auf das Vermögen vieler Familien ein. Der Nutzen vieler Maßregeln konnte erst nach Jahren in voller Stärke eintreten, während das unvermeidliche Mißgefühl der Gegenwart in ohnehin aufgeregten Zeiten nur verderblich auf die unvorbereiteten Gemüther wirken konnte. Die Einführung der Militär-Konscription, wovon Tirol bisher verschont gewesen, mißfiel dem jungen Volke eben so sehr, als den verstimmten Aeltern, die sich in den neuen Formen doppelt unwohl fühlten. Die mit Gewalt ausgehobenen Jünglinge verließen eigenmächtig die Fahne, namentlich 171 aus dem siebenten leichten Bataillon Günther, und erfüllten ihre Angehörigen mit Angst und Sorge. Die Seelsorger, durch die Natur ihres Amtes und den Willen der Regierung zur Vermittlung der Anstände berufen, hatten eine schwere Aufgabe, beiden Theilen zu genügen. Selbst der Uebereifer mancher Beamten arbeitete der Regierung entgegen, deren Absichten auf Beruhigung der aufgeregten Gemüther abzielten.

Zufälligkeiten und Verfügungen, die sich von selbst verstanden, erhielten unter solchen Umständen eine Bedeutung,

die sie ihrer Natur nach gar nicht hatten. So die Erhöhung des Zinsfußes der Stiftungs-Kapitalien von 4 auf 5 für Hundert nach dem damals überhaupt geltenden Maßstabe, das Zulassen der Ehe Unbemittelter, die verlangte Beweisführung des wirklichen Adelsbesitzes, das Aufhören von Privilegien für gewisse landesnothwendige Gewerbe, das von gutmüthigen Pedanten vorgeschlagene Umtaufen der Kaiser-Birne in Königsbirne, und Verkürzen des Doppeladlers auf Wirthshausschildern in den einköpfigen Tiroleradler. Aeltere Beamte von Ansehen traten aus den bairischen Diensten, oder weigerten sich dieselben anzunehmen, und wanderten nach Oesterreich aus zugleich mit solchen, welche keine Dienste bei der neuen Regierung gefunden hatten. So wurde der Same gestreut zu einem kleinen Tirol außer Landes, dem sich alle in Oesterreich lebenden Männer von tirolischer Abkunft anschlossen.

Was aber besonders im Etschlande böses Blut machte, waren die kirchlichen Reformen, welche dem damaligen Zeitgeiste, und wohl kaum der Regierung zur Last fielen, und worin die Tiroler Anklänge der französischen Kirchenstürme zu sehen meinten. Die Priester wurden für Staatsdiener erklärt, und von der Regierung nach einer vom Bischofe unabhängigen Prüfung in ihre Pfarrstellen eingesetzt. Auch die Staatsbefehle gingen nicht mittelbar durch die Bischöfe, sondern den kürzesten Weg an die Seelsorger. Dagegen stemmten sich nun die Bischöfe, gekränkt durch den Verlust ihrer frühern Befugnisse. Sie fühlten sich widerstrebend durch eine Billigung des Pabstes vom Jahre 1807 in ihrem Rechte. Der Graf von Arco wollte gütlich vermitteln. Emanuel Graf v. Thun, Fürstbischof von Trient, und Karl Rudolph Freiherr von Buol, Fürstbischof von Chur, erschienen auf erhaltene Einladung zu einer wechselseitigen Verständigung in Innsbruck. Sie kam aber nicht zu Stande. Die Bischöfe glaubten in die Forderungen der Regierung ohne Beschwer ihres Gewissens nicht eingehen zu können. In der ersten

Haſt, die das Mißlingen des vorgehabten Planes aufregte, wurden Maßregeln beliebt, die, wohl erklärlich in den obwaltenden Gereiztheiten, von der Regierung ſpäter ſelbſt als unzweckmäßig bezeichnet wurden. Der Biſchof von Chur ward in ſein Schweizergebieth, und der Biſchof von Trient nach Salzburg verwieſen. Der Brixner Biſchof entging einem ähnlichen Schickſale nur durch das umſichtige Zuwarten und Nachgeben ſeiner Räthe. In gleichem Geiſte temporiſirte der Generalvikar von Trient.

Der Antheil des Churerſprengels in Tirol und Vorarlberg war indeſſen im eigentlichen Sinne verwaist, da nach dem Befehle der Landesregierung aller Verkehr mit dem Biſchofe hätte aufhören ſollen. Dem ward jedoch von der Geiſtlichkeit nicht nachgelebt, da keine päbſtliche Ermächtigung ihre Lostrennung vom bisherigen Biſchofe gutgeheißen hatte. Nur die Schlüſſelgewalt, die der letztere gewährte, ward als gültig anerkannt, und jede andere von der Regierung unterſtützte Prieſterthätigkeit von Laien und Seelſorgern zurückgewieſen. In Vorarlberg kam es durch die Klugheit der erſten Beamten zu keinen Gewaltmaßregeln gegen die Geiſtlichkeit. Aber deſto kräftiger ſchritt man im Burggrafenamte und Vintſchgau gegen die Widerſpenſtigen ein. Johann Theodor von Hofſtetten, Kreishauptmann im Puſterthale, erſchien um Weihnachten 1807 zu Meran, und berief alle Geiſtlichen vor ſich. Zwei und zwanzig erſchienen. Sie ſollten ſich in feierlicher Urkunde dem Biſchof von Augsburg unterwerfen, dem von Chur entſagen, und allen landesfürſtlichen Verordnungen auch in kirchlichen Dingen gehorſamen. Alle weigerten ſich dieſer Anmuthung, bis auf zwei, die keine Männer waren, auf die übrigen Eindruck zu machen. Sofort wurden die Häupter dieſes Widerſpruches trotz allen Gegenvorſtellungen als Staatsverbrecher durch Verbannung von ihren Stellen und Gefängniß beſtraft. Der von der Regierung aufgeſtellte Prieſter Ingenuin Koch, als Vikar für Vintſchgau und Pfarrer von Meran, ſowie alle übrigen

dergestalt eingeführten Priester fanden weder Anerkennung noch Gehorsam. Ihre Messen und Predigten blieben ohne Zuhörer. So hörte fast aller öffentliche Gottesdienst auf, und nur heimlich wurden die Sakramente in besondern Nothfällen von den Berechtigten gespendet. Tausend Mann Soldaten, die Hofstetten an sich zog, konnten die Lage der Sache nicht ändern. Die Benediktiner von Marienberg wanderten auf Strafgehalt ins Kloster Viecht bei Schwaz, acht Kapuziner aus den geleerten Klöstern Meran, Schlanders und Mals nach Altötting.

Andere Verfügungen in Bezug auf das Kirchenwesen verschärften den Eindruck dieser Maßregeln. Die tirolischen Abteien, 5 an der Zahl, wurden aufgehoben, und ihr Gut in die Rentämter eingezogen, welche aus den Gefällen derselben jedem ausgewiesenen Klostermitgliede einen Jahresgehalt auszahlten. Das Wetterläuten, worauf tirolischerseits großes Gewicht gelegt wurde, die nächtliche Weihnachtsfeier, die Einhaltung der in Baiern abgebrachten Feiertage wurden bei Geldstrafe verboten, und sogar das Tragen eines bessern Kleides an solchen Tagen verpönt. Nebenandachten, Rorate-Aemter, Prozessionen, Weihungen, das Läuten zu gewissen Zwecken, sollten einer neuen Kirchenordnung weichen, welche den Willen des Volkes gegen sich hatte. An Uebertreibungen fehlte es in solcher Verwirrung nicht. Eiferer schrieen, man wolle die Religion ausrotten, die Priester unterdrücken, die Kirchen berauben, und die Altäre zertrümmern. Es war daher gar nicht zu verwundern, daß im empfindlichen Passeier besondere Gährung in den Gemüthern herrschte.

Das Volk schaarte sich in Prozessionen und eigenmächtigen Andachten zusammen, um das gefürchtete Unheil vom Thale abzuwenden. Da St. Martin zu Chur, und St. Leonhard zu Trient kirchpflichtig war, so stellte sich bald zwischen den Benediktinern im erstern, und den Weltpriestern im letztern Orte Meinungszwiespalt heraus. Was in St. Martin für unzulässig galt, fand in St. Leonhard kein

Bedenken, in Folge der verschiedenen Ansichten der Ordinariate Chur und Trient. So riß banger Zweifel im Volke ein. Es wurde an Ennemoser, Pfarrer zu St. Leonhard, und seinem Kooperator Hermeter irre, und schlug sich größtentheils auf Seite der Geistlichen von St. Martin, ohne auf die verschiedene Stellung beider zu achten, die es nicht verstand. Eine darüber erstattete Anzeige beim Landgerichte zu Meran hatte zur Folge, daß man die Geistlichen zu St. Martin für alle etwa vorfallenden Unordnungen verantwortlich machte. Die Furcht wurzelte immer tiefer, daß die Regierung mit dem Gedanken umgehe, die letztern aus dem Thale zu entfernen. Jeder Gerichtsdiener wurde von den Bauern scharf beobachtet, und oft Unschuldige gegen den Willen der Seelsorger verhöhnt. Die kräftigsten Männer der Gemeinde blieben fast immer bereit, allfälligen Eingriffen ins bisherige Kirchenwesen, namentlich der Entfernung der Benediktiner, aus allen Kräften entgegen zu arbeiten, und keine Bitten der Geistlichen konnten sie bewegen, diese vermeintliche Nothhülfe einzustellen. Das Landgericht in Meran nahm diese Haltung der Bauern für aufrührerisch.

In Folge dieser Ansicht zog eine Schaar Soldaten am 26. Juli 1808 nach Saltaus. Ein Passeirer, der einfältig genug war, zu bemerken, mit dieser Handvoll Soldaten würden die Thalmänner bald fertig werden, erhielt 60 Stockstreiche. Den andern Tag rückten sie mit Vorsicht gegen St. Martin vor. Bereits hatte sich der Benediktiner Magnus Prieth auf mißliche Fälle gefaßt gemacht, während Augustin Tschöll, sein Mitgehülfe in der Seelsorge, verkleidet und flüchtig auf den Bergen umherzog. Der Pfarrer Beda Jung war allein im Pfarrwidum, ein ängstlicher, durchaus harmloser Mann. Die Soldaten rückten vor das Widum, und der Offizier trat mit den Worten ins Zimmer des Pfarrers: „Ich bin hier, Ruhestörer in Verhaft zu nehmen. Man hat das Volk durch aufregende Predigten beunruhigt und verführt. Der König ist der allgemeine Vater des Landes; daß demselben

gehorcht werde, soll der Priester lehren!" Der Pfarrer erklärte sich gegen die Anschuldigung des Predigtunfuges, der nicht stattgefunden, und für den König, dem gehorsam zu sein er stets ermahnt habe. Als der Offizier die Verpflegung seiner Mannschaft im Widum verlangte, lehnte es der Pfarrer aus Unvermögen ab. Diese Last fiel auf die Wirthe des Dorfes. Die weitern Forderungen des Offiziers, daß er das Zusammenstehen von 3 — 4 Bauern allzeit und überall verhindere, antwortete der Pfarrer abermals verneinend, weil er sich in keine Polizei-Angelegenheiten mischen könne. So verließ der Offizier mit seiner Mannschaft das Widum, und setzte sich in dem Dorfe fest. Abends hatte er eine geheime Unterredung mit dem Kooperator Hermeter von St. Leonhard. Dieser bezeichnete ihm den P. Magnus Prieth als Anstifter der Volksgährung, und legte zum Beweise Auszüge aus Predigten vor, die er aus Weibermund erfragt und zusammengeschrieben hatte. Am 29. langten noch 600 Mann Soldaten von Meran in St. Martin an, zu welchen andere 600 vom Jaufen her stießen, und mit gefällten Bajonneten ihre Posten besetzten.

Zu gleicher Zeit erschien Herr von Hofstetten unter starker Bedeckung von Meran mit Schreibern und Gerichtsdienern, und erklärte das Dorf in Belagerungsstand, so daß Niemand ohne Paß aus oder ein konnte. Das Widum ward mit 6 Offizieren belegt, welche der Pfarrer verpflegen mußte. Die vornehmsten Bauern, welche sich nach Hermeters Angabe gegen die Kirchenreformen am entschiedensten erklärt hatten, wurden bei Wasser und Brot in Ställen eingesperrt. Am 30. fand allgemeines Verhör statt. Sowohl Pfarrer als Bauern wiesen jede Anschuldigung, Ungesetzliches gethan zu haben, mit Entrüstung zurück. Abermalige geheime Unterredung des Herrn von Hofstetten mit Hermeter. Es wurden einzelne Gerüchte laut, man wolle den letztern mit Soldatengewalt in St. Martin als Pfarrer einsetzen. Den Tag darauf, der eben ein Sonntag war, besetzten die Soldaten die Pfarr-

kirche, und unterbrachen den Gottesdienst bis auf eine Messe, welche ihnen der Pfarrer halten mußte. Die anderwärts übliche Haltung der Krieger in Waffen, und das laute Kommandowort in der Kirche machten auf das einfache Thalvolk einen niederschlagenden Eindruck. Es kam ihnen wie Entweihung ihrer Kirchenruhe vor. Nach der Messe verließen die Soldaten die Kirche, und der Pfarrer ging auf den Andrang der Leute in den Beichtstuhl. Aus demselben ward er jedoch nach anderthalb Stunden vor Hofstetten gerufen, und lange Zeit schriftlich verhört, um aus seinen Antworten die Schuld seines frühern Benehmens festzustellen. Nach Mittag mußten alle Dienstleute des Widums die gleiche Folter in Fragen und Antworten bestehen, ohne alles Ergebniß zu Gunsten der Ansicht des Untersuchrichters. Bei einer neuerlichen Zusammenkunft stellte sich Hofstetten auf einen erhöhten Platz, die Brillen auf der Nase, wie die Passeirer in ihrer Unweltläufigkeit lächelnd am Prediger bemerkten, und hielt eine Anrede ans Volk. Unter Anderm führte er an, von nun an könnten die Bauern beim Annahen schlechten Wetters auch an Sonn- und Feiertagen Getreide und Futter einführen, wie ja selbst Christus am Sabbathe Kranke gesund gemacht habe. „Euer Pfarrer,“ fuhr er fort, „lehrt euch nicht die rechte Wahrheit, das will der König nicht haben, und deßhalb muß er fort.“ Der Pfarrer, welcher gutmüthig vor ihm stand, schwieg zu dieser Bemerkung. Als aber Hofstetten fortfuhr, nicht allzu kirchliche Lehren zu verkünden, so that er laute Einrede. Darüber wurde der erstere unmäßig zornig, und ließ das Wort fallen: „Solche Pfaffen verdienen, daß man sie auf der Stelle erschieße.“ Die versammelte Gemeinde gerieth in Gährung, und rief mit lauter Stimme, daß er den unschuldigen Pfarrer verschone und in seinem Amte lasse. Dadurch ward Hofstetten erschüttert, und wagte nicht, thätlich weiter zu gehen. Am folgenden Sonntage predigte P. Magnus Prieth in Gegenwart seiner Beobachter und Richter. Er nahm sich dergestalt

zusammen, daß auch das strengste Urtheil nichts gegen seine Predigt einzuwenden hatte. Nun zog Hofstetten mit der Erklärung ab, daß der König für die richtige Besorgung der Pfarre in St. Martin besondere Vorkehrung treffen werde. Die Soldaten folgten ihm, bis auf einige geringe Mannschaft unter einem Korporal.

Die bängste Besorgniß bemächtigte sich aller Gemüther, so daß man in der Gemeinde die Auslage von 3000 Gulden für diese Militärbesetzung kaum empfand. Die Gerichtsdiener von Meran und andere dienstfertige Personen erschienen den einen Tag um den andern, alle Verhältnisse zu durchspähen, und selbst in den unschuldigsten Bewegungen Verdacht zu schöpfen. Hermeters Benehmen erfuhr heftigen Tadel im Volke, und benahm den Geistlichen in St. Leonhard viel vom Vertrauen, das sie bisher genossen hatten. So setzte sich überall die Meinung fest, die Baiern gingen wirklich mit der Ausrottung des kirchlichen Lebens um, ähnlich den Franzosen im eigenen Lande, dessen Verbündete sie wären. Dieses Fehlurtheil fand in den Mißgriffen eines Staatsdieners scheinbare Begründung, und so nahe die Ueberzeugung vom Gegentheile lag, konnte sie doch nicht aufkommen bei so viel Erscheinungen, welche besonders das Volk irre führten. Man warf sich, von der Uebermacht gedrängt, in jene dumpfe Resignation, die wohl äußerlich Friede hielt, aber innerlich Herz und Seele dergestalt vergiftete, daß an keine richtige Auffassung der außerordentlichen Umstände zu denken war. Am 9. August erhielten die Benediktiner den Auftaag von Hofstetten, St. Martin zu verlassen. Sie zogen unter den Thränen ihrer Pfarrkinder ab. Magnus Prieth wurde bald darauf gefangen genommen, und im Kapuzinerkloster zu Meran eingesperrt. Ein Kapuziner, P. Ladislaus genannt, ein schlichter Mann, trat als Aushelfer an ihre Stelle, indeß von allen Seiten verlautete, daß Hermeter nächstens als Pfarrer des Königs eintreten werde. Und in der That erschien dieser am 15. August in

der Sakristei zu St. Martin, um sein Amt als Seelsorger zu beginnen. Der genannte Kapuziner las eben Messe, ließ alle geweihten Hostien von denen, welche zur Kommunion gingen, verzehren, und löschte das ewige Licht aus. Ein Zeichen, das er mit der Hand gab, belehrte das Volk vom Beginne des unrechtmäßigen Pfarrthums. Alle Anwesenden verließen einmüthig die Kirche. Hermeter hielt den Gottesdienst vor leeren Bänken, und war genöthigt, nach drei Monaten heimzukehren. So war die große Gemeinde von 1800 Seelen ohne alle Priester. Die Leute besuchten größtentheils gar keine Messe, sondern betheten daheim zur Sonntagsfeier. Andere gingen 3 Stunden weit nach Schönna in den Gottesdienst, die wenigsten nach St. Leonhard. Wer das Volk kennt, ermißt leicht, welchen ungeheuren Spielraum die Phantasie in solchen Umständen hatte, alle gerechte und ungerechte Bitterkeit gegen den Bestand der Dinge in sich aufzunehmen, um sie einst mit Zinsen auf die vermeintlichen Urheber zu entladen. Der Frühmesser von St. Leonhard, Leonh. Remp, hatte vom Bischofe von Chur die Erlaubniß, die Sterbenden in der Pfarre von St. Martin mit den Sakramenten zu versehen. Die Frau des Besitzers auf Steinhaus erkrankte zuerst tödtlich. Remp erschien, vom weltlichen Regiment wegen seiner Einmischung hart bedroht, ohne alle Feierlichkeit, im Werkeltagsanzug, das Abendmahl in der Rocktasche. Die Kranke starb nach wenigen Tagen. Man trug sie zu Grabe, aber kein einziger Begleiter stellte sich ein, keine Glocke ward geläutet. Hermeter stand an der Kirchthür im Rauchmantel und segnete sie ein. Als dieselbe begraben war, nahmen die Träger die Flucht, und ließen den Hermeter allein stehen. Die Kinder erhielten die Frauen-Taufe, oder wurden heimlich in Nachbarpfarren zur Taufe getragen. Darüber beschwerte sich Hermeter bei der Regierung; ein Kommissär erschien, wollte vermitteln, umsonst! Niemand ließ sich zum Kirchenbesuche bewegen.

Seltsam war das Benehmen des Andreas Hofer während dieser Zeit. Er war wo möglich der maßhaltendste unter allen Bauern des Thales, ungeachtet ganz auf der Seite des Volkes in St. Martin. Sein damals oft wiederholtes Mahnwort findet man in Passeier in alte Gebethbücher eingeschrieben: „O Brüder! laßt uns bethen, im Verein alle mit einander, aus allen Kräften. Dieser Zustand kann nicht dauern, bei Gott ist alles möglich, wir können mit seiner Hülfe eine bessere Regierung bekommen." Er schätzte den Kooperator Hermeter persönlich, und mahnte ihn dringend ab, eine so zweideutige, vom Bischofe von Chur mißbilligte Rolle zu spielen. Er richtete aber nichts aus, und gab ihn gleichwohl nicht ganz auf, mit der Bemerkung, man könne in einer Sache fehlen, aber doch im Ganzen ein guter Mann sein. Den Begegnenden rief er mit sichtbarer Rührung zu: „Wir müssen bethen, die Gefahr für den Glauben ist groß!" Erst im Oktober übernahm nach langen Verhandlungen, und im Einverständnisse mit den Satzungen der Kirche der Bischof von Brixen die kirchliche Verwaltung des Thales, und neu beglaubigte Priester zogen die verwirrten Gemüther wieder leicht zur kirchlichen Ordnung heran.

XII.

Stimmung im Lande. — Hofer nach Wien. — Abrede für Oesterreich. — Widerstände gegen Baiern. — Dittfurt in Fleims. — Oesterreich rückt in Tirol ein. — Aufstand der Bauern im Pusterthale. — Kampf bei Sterzing. — Niederlage der Baiern bei Innsbruck. — Teimer. — Bisson gefangen. — Chasteler in Innsbruck. — Tirols erste Befreiung.

Aber die politisch unbehagliche Stimmung blieb. Die nach Oesterreich gewanderten Patrioten unterhielten fortwährenden Briefwechsel mit ihren Freunden in der Heimat, und mehrten den Glauben des Volkes auf einen baldigen Umschwung der Dinge. Die ungeheure Anstrengung, welche Oesterreich im Stillen machte, um sich zum Kriege gegen Frankreich vorzubereiten, konnte scharfsehenden Augen schon in den ersten Bewegungen nicht entgehen, und wurden von den Tirolern mit stillem Beifall begrüßt. Die Gastwirthe, als größere Gutsbesitzer mit neuen Auflagen mehr beschwert, als sie nach ihrem Urtheile zu leisten im Stande waren, öffneten ihre Abendgesellschaften für alle Mißvergnügten und politischen Kannegießer. Das vereinzelte Grollen sprach sich aus, und gestaltete sich im Wechselverkehr zum Entschluß, die Zukunft nach Kräften selbst zu machen. Selbst Pulver ward für jeden Nothfall in schweigenden Kellern eingelagert. Bei so bewandten Umständen langte am 22. Dezember 1808 ein Schreiben aus Wien an vom Büchsenspanner des Kaisers, Anton Steger, einem Tiroler, an Franz Anton Nessing, Inhaber eines Kaffeehauses in Bozen, in welchem der Aus-

bruch des Krieges als gewiß gemeldet wurde. Es lag in der Natur der Sache, daß Oesterreich in seinen Anstrengungen gegen die Franzosen zunächst auf alte Zuneigung in Tirol rechnete, das es als Basis seines Fortschrittes gegen die Feinde in Deutschland und Italien nöthig hatte. Die Anknüpfungspunkte zwischen Oesterreich und Tirol waren bald gegeben. Im Jänner 1809 reisten Andrä Hofer, Peter Gruber, Gastwirth zu Bruneck, und Nessing mit der Post nach Wien, nachdem sie zu diesem Zwecke das nothwendige Reisegeld erhalten hatten. Sie fanden an Anton Steger einen thätigen Genossen, der sie gleich mit den wünschenswerthesten Personen bekannt machte. Bereits war Erzherzog Johann zum Oberbefehlshaber der Armee nach Italien und Tirol, und der Freiherr v. Hormayr unter seiner Leitung zum Mittler zwischen der kaiserl. Armee und dem tirolischen Volke bestimmt. Der letztere besprach sich mit den tirolischen Abgesandten über alles, was geeignet schien, die Rückkehr des Landes Tirol an Oesterreich auf dem kürzesten Wege zu bewerkstelligen. Mit den dießfälligen Plänen vertraut, kehrten die drei genannten Reisenden auf verschiedenen Wegen zur Beseitigung jeglichen Verdachtes nach Tirol zurück. Andrä Hofer reiste über Salzburg durch Lofers ins untere Innthal. Hier wurde er mit Jakob Siberer, Wirth zu Langkampfen, Rupert Wintersteller zu Kirchdorf, unweit St. Johann, Anton Oppacher, Wirth zu Jochberg, und andern hervorragenden Männern näher bekannt, und erneuerte seine frühern Verhältnisse mit vielen Gastwirthen am Inn, denen er Einfluß auf die Volksmeinung zutraute. Anton Aspacher von Achenthal, und Joseph Ignaz Straub, Gastwirth zur goldenen Krone zu Hall, schlossen sich ihm ebenfalls bereitwillig an. Alle wurden mit den Anschlägen für die nächste Zukunft genau bekannt gemacht. Straub entwickelte eine überaus kluge und rastlose Thätigkeit, das Gespinnst weiter auszuzetteln. Martin Firler, Aufleger in Hall, und Andrä Angerer, Wiesenwirth zu Volders, wurden

gewonnen. Auf dem Schönberge zog Hofer den Elias Domanig und den Johann Etschmann, Wirth in der Schupfen, in sein Geheimniß, und übertrug ihnen die Aufgabe, das obere Innthal und das Lechthal für die nahe Entscheidung zu bearbeiten, die sie mit vielem Glücke lösten. So kam Hofer nach Hause, ohne daß auf ihn der mindeste Verdacht fiel. Von Passeier breitete er seine Nachrichten aus Wien ins Burggrafenamt, ins Nons- und Sulzthal und nach Vintschgau aus. Peter Gruber zog von Wien über Kärnthen ins Pusterthal zurück, und leitete dort den Umschwung der Verhältnisse ein. Nur Nessing, der von Italien nach Bozen kam, wurde verdächtig. Er floh und weilte über sieben Wochen auf einsamer Felskuppe, wo ihm flinke Jägerbursche Speise zutrugen. Alles Bemühen der Stadtbehörde, seiner habhaft zu werden, blieb erfolglos. Das Netz des Einverständnisses spannte sich in tausend Fäden über das ganze Land, und unter den Vielen, die darum wußten, war keine einzige Seele dem Verrathe zugänglich oder thörichter Mißgriffe fähig. Die Regierung des Landes hatte nicht die mindeste Ahnung von der Möglichkeit dessen, was unter ihren Augen vorging. Eine blinde Zuversicht auf die Gewalt der Waffen bethörte selbst die Vorsichtigsten. Oesterreichische Emissäre, besonders die gebornen Tiroler Ottavio Bianchi und Martin Teimer vermittelten jede tirolische Bewegung an die Oesterreicher, so daß die genaueste Kenntniß wechselseitiger Zustände beiden Theilen zu Statten kam.

Die neuen Maßregeln der Regierung zur Ordnung des Landes in ihrem Sinne hatten ununterbrochenen Fortgang. Darunter erbitterte die Rekrutenaushebung das junge Volk auf erschreckende Weise. Bereits im Februar 1809 wurden alle ledigen Bursche von 16—21 und von 40 Jahren verzeichnet. Als im März darauf der Krieg sichtbar herandrängte, griff man von den Verzeichneten die Gefälligen nach Belieben und oft zur Nachtszeit im Bette auf, und steckte sie unter die Altbaiern. Aber die meisten entflohen in abgelegene

Thäler, auf das Hochgebirge, über die Gränze nach Oesterreich. Bald wuchs die Zahl der Fahnenflüchtigen dergestalt, daß sie heimliche Zusammenkünfte hielten, sich zu fliegenden Streifern ordneten, und eigene Anführer aus ihrer Mitte wählten. So insbesondere die von Wiltau unter ihrem Schulgehilfen Joseph Patsch. Man belegte die Gemeinden dieser Flüchtlinge mit Soldatenzwang, und zuchtloses Wesen und Uebermuth der Besatzung war auch beim besten Willen der Offiziere, der öfters fehlte, nicht fern zu halten. Das Landvolk ward der Plackerei müde, und griff zur Selbsthülfe. Georg Mayr von Völs vertrieb mit kühnen Gesellen 14 Mann Soldaten mit einem Offizier aus Kematen nach Innsbruck.

Nun beschloß die Regierung ernstlicher einzuschreiten. Am 13. März brachen 250 Soldaten auf, das Thal Sellrain zu besetzen, den Schlupfwinkel militärdienstpflichtiger Jünglinge und mißvergnügter Patrioten. Als sie Kematen erreichten, wurden in der ganzen Nachbarschaft die Sturmglocken geläutet, die Bauern erschienen wohlbewaffnet auf den Hügeln, und jeder Versuch, nach Sellrain vorzudringen, war fruchtlos. Die Soldaten zogen sich in's Nachtquartier nach Kematen zurück. Am folgenden Tage fanden sie sich von bewaffneten Bauern umringt, es kam zu einem hitzigen Gefechte auf dem Freithofe, 19 Baiern wurden verwundet und 28 gefangen. Der Rest mußte sich in eiliger Flucht nach Innsbruck zurückziehen. Die Bauern sandten ihnen auch die Verwundeten und Gefangenen ohne Waffen nach, um ihrer Verpflegung los zu werden. Um den Widerstand zu brechen, erhob sich ein ganzes Bataillon mit einer Zivilkommission, an deren Spitze der Kreisrath v. Heffels stand, nach dem Mittelgebirge von Kematen. Aber die Bauern hatten sich bereits auf den Kriegsfuß gesetzt, und mit Gewalt aus der nahen Pulvermühle mit Schießbedarf reichlich versehen. An eine gütliche Waffenniederlegung war gar nicht zu denken. Der bescheidene Oberst Myllius rieth, die Sache einstweilen ruhen zu lassen, da ein

Blutvergießen nur die bedenklichsten Folgen haben könne. Und in der That zogen nach seinem Rathe die Soldaten wieder nach Innsbruck zurück. Auch in der Gegend von Imst und in Vintschgau, wo ähnlicher Widerstand sich zeigte, wurde gewaltsames Einschreiten eingestellt.

Anders handelte man im Etschkreise. Der Generalkommissär Graf v. Welsberg, der in der Charwoche die Abhaltung der gewöhnlichen Kirchenzeremonien verbothen hatte, ging gleichwohl mit Klugheit in der Soldatenaushebung zu Werke. Nirgends wurde ein Widerstand versucht, außer im Thale Fleims. Oberstlieutenant Dittfurt rückte in's letztere Thal ein, sprengte mit Feuergewehren die Bauern von Predazzo auseinander, und lieferte die 14 vorzüglichsten Rädelsführer gefangen nach Trient, wo sie zur Einsperrung auf der Festung Mantua verurtheilt wurden. Dieses Gewaltverfahren regte den ganzen wälschen Süden von Tirol auf, und ein tödtlicher Haß erwachte gegen den Urheber desselben. Der Name Dittfurt hatte so bösen Klang, daß er erst nach Jahren ganz verscholl. Irregeführt durch seinen leichten Sieg, eilte Dittfurt nach München, und schilderte die Bezähmung des widerspenstigen Bauerngeistes so leicht, daß er auch die Zentralbehörde in falsche Ruhe einwiegte. Er kehrte als Oberst des Regimentes Kinkel zurück.

Am 1. April 1809 ward das Gerücht vom nahen Ausbruche des Krieges immer stärker. Die Regierung selbst mußte daran glauben, hatte aber noch immer kein Gefühl von den angezettelten Fäden des Volksaufstandes. Amtliche Erlasse, welche zur Treue an den Bestand der Dinge ermahnten, klangen wie bittere Ironie. Unaufhörlich zogen französische Truppen aus Italien nach Deutschland, und kosteten dem Lande viel, da sie gegen ursprüngliche Zusage auch verpflegt werden mußten. Und mitten in dieser immer mehr zunehmenden Unsicherheit aller Dinge zeigte sich von Seite der bestehenden Regierung eine merkwürdige Hast, aus erobertem Staatsgute so schnell als möglich Geld in die Kassen zu lie-

fern. Am 4. April wurde sogar das Kapuzinerkloster in Meran versteigert. Oesterreichs Generalissimus Erzherzog Karl setzte die Armee am 1. März auf den Kriegsfuß. Eine Erklärung des Erzherzogs Johann ward nach Tirol geschmuggelt, des Inhaltes, daß Oesterreich den Krieg beginne, weil Napoleon den Presburger Frieden gebrochen habe, und auf die Mitwirkung Tirols rechne, weil im Betreff desselben der achte Artikel des Friedensschlusses verletzt worden sey, nach welchem Tirol von Baiern unter Aufrechthaltung seiner alten Rechte und Privilegien hätte besessen werden sollen. Man rechne auf den Beitritt der übrigen deutschen Völker, um das Joch des übermüthigen Frankreichs zu zertrümmern. Am 8. April ging der Kaiser Franz zur Armee ab unter dem herzlichsten Aufrufe an seine Völker, sich um ihn zu sammeln. Erzherzog Johann rückte nach Villach vor, und erließ von dort ein Dekret zur Einrichtung Tirols, welches Hormayr zu früh im Drucke erscheinen ließ. Darin waren die zur Landesverwaltung berufenen Tiroler namentlich bezeichnet, und daher in den Augen der Baiern verdächtigt. Man verstand auf letzterer Seite nicht, diesen Mißgriff auszubeuten, um der österreichischen Sache auf das empfindlichste zu schaden. Martin Teimer wagte sich bis Schlanders, bestärkte dort das Einverständniß mit Oesterreich, und schlich nach Passeier zu Andreas Hofer. Dieser war seiner Passeirer zum nahen Kampfe bereits sicher. Durch kluge Künste wurden die tüchtigsten Männer an der ganzen Etsch mit den Plänen Oesterreichs vertraut gemacht.

Indessen rückte die Stunde des blutigen Zusammentreffens immer näher. Am 9. April setzte sich ein Theil der österreichischen Armee gegen Tirol in Bewegung. General Chasteler überschritt bei Lienz die Gränze, unter einem unbeschreiblichen Jubel des Volkes, besonders der jungen Tiroler, welche die österreichischen Soldaten auf offener Straße umarmten. Knaben von neun Jahren mischten sich theilnehmend darunter, und brachten Brot und Wein zur Erfrischung. Die gesammte

Macht Chastelers betrug 7000 Mann Fußvolk und 3 Reitergeschwader mit 17 Geschützen. Seine Vorposten drangen bis Mittewald vor. Oberstlieutenant Taxis brach mit 800 Mann von der Abtheilung des Generals Jellachich aus dem Salzburgischen über Pinsgau und Zillerthal an den Inn vor. Diese Heeresmacht genügte ein Land zu erobern, das bereits in seiner Vorneigung für Oesterreich gewonnen war. Die baierische Heeresmacht stand zweckmäßig vertheilt unter dem General-Lieutenant Kinkel zu Innsbruck, unter dem Oberstlieutenant Wreden zu Brixen und unter Oberstlieutenant Bärenklau im Unterinnthale. Kaum erschienen die Oesterreicher in der Lienznerklause, so gerieth das Volk in Pusterthal von Mittewald bis in die Klause von Mühlbach in Bewegung, und begann den Kampf allein auf eigene Rechnung, freilich im Vertrauen auf das Nachrücken der Oesterreicher. Oberstlieutenant Wreden schob seine Vorposten bis nach Innichen hinauf, mit dem Befehle beim Anrücken der Oesterreicher die Brücken abzutragen. Aber schon am 9. April hoben die Bauern eine fliegende Schar Baiern bei Innichen auf, und lieferten bei Neunhäusern ein blutiges Gefecht, welches die Feinde auf Bruneck zurückwarf. Die letztern machten Anstalt, die Brücke bei Lorenzen abzutragen. Das Landvolk verhinderte es gewaltsam, so daß der Offizier mit 13 Mann todt auf dem Platze blieb. Die übrigen Baiern flüchteten sich eilfertigst in die Mühlbacherklause. Die Sieger schwollen auf ihrer Verfolgung der Feinde immer mehr an durch Zuflüsse von Berg und Thal. Peter Kemenater, Wirth zu Schabs, stellte sich an ihre Spitze. Mit unglaublicher Schnelligkeit ward die Mühlbacher Klause erobert, indem man sie zu beiden Seiten umging und im Rücken angriff. Die Baiern flohen an die Ladritscher Brücke und auf derselben über den Eisack, und wollten sie hinter sich abtragen. Es gelang jedoch nicht, die Bauern rückten nach, vom Rodenegger Landsturm verstärkt. Schon am 10. April war Chasteler von diesen Vorgängen benachrichtiget. Seine Vorhut erreichte am

nämlichen Tage die Höhen von Niederdorf. Nirgends erschien ein Feind, nur aufgefangene Baiern waren in Empfang zu nehmen. So gut hatten die Tiroler aufgeräumt. Wreden wehrte sich von Brixen aus mit ruhmvoller Tapferkeit, konnte jedoch gegen keine Seite hin die Kampfwuth des Landsturms zurückweisen. Die am 11. April aus Italien heranrückenden Franzosen unter dem General Bisson nahmen am Kamfe keinen Antheil, sondern eilten, den Freipaß benützend, gegen Innsbruck. Sie wären mitsammt den Baiern gefangen worden, wenn Chasteler nicht troß alles Bittens der Tiroler den ganzen Tag gezögert hätte, mit seiner Macht heran zu rücken. Nur eine kleine Schar Jäger unter dem Oberlieutenant Gerardi erreichten um 4 Uhr Nachmittag den Kampfplatz, und wurden an der Ladritscher Brücke mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Wreden, klug wie er war, schloß sich unter diesen Umständen den Franzosen an, und meinte glücklich Innsbruck erreichen zu können.

Aber während der Landsturm aus Pusterthal und der Eisackregion ihm auf dem Fuße folgte, hatte Andreas Hofer seine Schaaren aus Passeier und dem Burggrafenamte Tirols bereits gegen Sterzing vorgeschoben. Merkwürdig war sein Aufruf an die Passeirer. Er lautete mündlich vor dem Sandwirthshause: „Morgen am 9. April wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen, und jedermann ermahnt, brav d'reinzuschlagen.“ So schaarten sich 4500 Mann aus eigenem Antrieb um seine Person, versuchte Schützen, nachdem sie gebeichtet und kommunizirt hatten. Auf der Brücke von St. Leonhard fragte ein Passeirer den Sandwirth, ob er auch mitgehen müsse. „Nein!“ gab Hofer gutmüthig zur Antwort, „wer halt just will!“ „Ja dann ist es recht,“ fiel der Passeirer rasch ein, „dann gehe ich auch mit.“ Damit war Hofers Macht über seine Landsleute deutlich gezeichnet. Er befahl nicht, sondern legte den freien Willen jedes Einzelnen seiner Anwerbung zu Grunde. Und dadurch war er stark, denn der Gebirgsbewohner läßt sich nicht gern befehlen, erfüllt

aber jedes Zutrauen zu seinem freien Entschlusse stets doppelt und dreifach. Bei Hofers Annäherung am 10. April stellte sich die baierische Besatzung auf dem Sterzinger-Moose auf. Am 11. rückte Hofer bei Tagesanbruch gegen dieselbe heran. Es entspann sich ein hitziges Gefecht, in welchem Kartätschenschüsse aus einer Kanone den Baiern treffliche Dienste leisteten. Da ließ Hofer geladene Heuwagen gegen den Feind vorschieben. Einen derselben leitete eine junge kühne Dirne. Dahinter stellten sich die Scharfschützen auf, und brachten mit ihren Schüssen auf die Kanoniere bald das Geschütz selbst zum Schweigen. Die Feinde, dadurch entblößt, wehrten sich mit verzweifelter Tapferkeit, und stemmten sich in immer neuen Vierecken gegen die Bauern. Endlich übermannt, mußten sie die Waffen strecken, und wurden nach Mareit abgeführt. Das geschah um Mittag. Abends langte Bisson in Sterzing an, und nahm dort sein Nachtquartier. Ihm folgte Wreden mit seiner Mannschaft, welche sich auf dem Rückzuge Ausschweifungen aller Art gegen Gut und Leben der Bewohner erlaubt hatte, und sich kaum im Nachtlager von Mord und Plünderung enthalten konnte. Bedenkt man, daß sie während des Marsches von den Bauern alle Hügel herunter war geneckt und gefährdet worden, so darf man sich darüber nicht wundern.

Am 12. April rückten die vereinten Franzosen und Baiern mit fünf Geiseln nach Innsbruck vor. Unter den letztern befanden sich der Landrichter von Sterzing Regulati, der Kapuziner-Guardian Gotthard Specktenhauser, der Gastwirth Hochrainer, der Bürgermeister Neumann und Franz Wallnöfer. Sie mußten alle Gefahr mit den Feinden theilen. Alle Höhen waren von aufständischen Bauern überschwärmt, und allenthalben knallten Schüsse aus unerreichbaren Verstecken. Wallnöfer blieb aus Erschöpfung am Brennersee liegen, und ward von den nachfolgenden Soldaten getödtet. Als nach diesen Ereignissen in der Region des Eisacks die zweite Kolonne der Franzosen unter dem General Lemoine am 11. April nach

Deutschland durchdringen wollte, fand sie Brixen bereits in den Händen des Landsturms, und zog sich mit genauer Noth, von allen Bergen herab angefeindet, nach Bozen zurück. Endlich erschien am 12. Chasteler in Person auf den Höhen von Mühlbach, und sicherte mit seinen Truppen die von den Bauern errungenen Vortheile.

Die Volkskraft sammelte sich indessen um Innsbruck zum entscheidenden Schlage. Laufzettel gingen von den Bauern im Namen des Erzherzogs Johannn an alle Gemeinden, daß sich der Landsturm überall erhebe. Aus diesem Grunde waren die Zugänge zur Hauptstadt in einer Entfernung von einer Stunde bereits am 10. April dergestalt gesperrt, daß alle Verbindung mit der umliegenden Gegend unmöglich wurde, ehe noch die baierischen Behörden in der Stadt klar wurden über die Absichten der Bauern. Dittfurt schob starke Truppenabtheilungen gegen Arams und Zirl vor. Aber Georg Bucher, Wirth von Arams, Hofers besonderer Freund, und von diesem selbst genau unterrichtet, sammelte am 10. April 70—80 bewaffnete Männer, und wollte mit denselben die bei der Gallwiese aufgestellte baierische Mannschaft aufheben. Der kühne Versuch mißlang durch die Uebermacht der Feinde. Bucher zog sich, nachdem ein Baier todt auf dem Platze geblieben, in eine feste Stellung zurück, übergab den Oberbefehl über seine Leute an Ignaz Tiefenbrunner von Arams, und eilte heim, überall das Volk aufzubiethen. Bothen gingen nach Sellrain, Stubai und Oberinnthal zu gleichem Zwecke. Am 11. Morgens erschien Bucher wieder mit bedeutenden Sturmmassen, und drang gegen die Gallwiese vor. Aus Stubai kamen unter dem Befehle des Michael Pfurtscheller von Fulpmes über 350 Schützen mit Fahne und Musik, angefeuert von einer Rede, die Joseph Lener auf dem Schönberge von einem Weinfasse herab an sie gehalten hatte. Bereits um 6 Uhr Morgens des nämlichen Tages setzte sich das ganze Regiment Kinkel mit geladenen Gewehren in Bewegung, eine Abtheilung gegen Zirl unter den Befehlen des

Majors Zoller, eine andere gegen die Gallwiese, und die dritte gegen den Berg Isel, die beiden letztern unter Dittfurt, der mit den Bauern leichtes Spiel zu haben meinte. Zu Innsbruck geriethen alle Bewohner in Gährung. Eine baierische Proklamation, erlassen zur Beruhigung derselben, that die entgegengesetzte Wirkung. Dittfurt umschloß mit zwei Kanonen und der meisten Reiterei den Iselberg von der Sill bis an den Inn ob der Gallwiese, mit jener Gereiztheit, die in so außerordentlichen Umständen natürlich ist. Alle Leute, die auf der letztern wohnten, flohen in's Gebirge. Ein Fuhrknecht, welcher allein zurückblieb, ward von den Baiern erschossen. Diese brachen hierauf in Haus und Keller ein, Wein und Branntwein ward aus den Fässern gelassen und das Hausgeräthe zerstört. In Wiltau geschahen nicht minder Unfüge aller Art. Säbelhiebe und Kolbenstöße verletzten friedliche Bewohner. Leider ward diese Wuth der Soldaten nur allzubald mit Wucher zurückgezahlt. Das Gefecht entspann sich an der ganzen Linie. Bucher führte seine Schaaren über die Anhöhen der Gallwiese und des Hußlhofes heran, und warf die Baiern überall zurück. Ein Umgehen der Tiroler über den Iselberg mißlang durch das Anprallen des Landsturms, der sich dort bereits festgesetzt hatte. Die Feinde stürzten, von den Bauern verfolgt, in wilder Flucht auf die Ebene zurück. Stündlich mehrte sich die Stärke der Tiroler. Auf den Anhöhen jenseits der Sill zeigte sich der Landsturm aus den Ellbögen und den Dörfern des östlichen Mittelgebirges. Die Oberinnthaler standen in Massen auf, und ihre Vorposten drängten auf die Baiern bei Zirl. Alois Schreuer, Hufschmied von Flauerling, trieb dieselben mit 200 Freiwilligen nach Martinsbühel zurück. Sie konnten sich auch hier nicht halten, da sie aus Seefeld keine Hülfe zu erwarten hatten. Oberlieutenant Hagen rettete sich vor den Männern von Seefeld und Leutasch mit genauer Noth nach Mittewald ohne Hoffnung baldiger Verstärkung aus dem Herzen von Baiern. Die Leute des linken Innufers sammelten sich drohend auf

dem Höttinger Mittelgebirge zum Sturm auf die Innbrücke. Der Versuch sie abzutragen scheiterte an der Nähe tirolischer Scharfschützen.

Die Lage der Innsbrucker wurde immer peinlicher, da ihre Stadt wie eine Base mitten im Aufruhre der Bauern lag. Von der Kolonne der flüchtigen Baiern und Franzosen durch die Region der Sill langten einzelne Verwundete an. Unaufhörliches Geplänkel erscholl an den äußern Linien der Stadt ohne Luft zu machen. Die Erbitterung der zusammengedrängten Feinde wuchs mit jeder Stunde. Zufällig aufgegriffene Männer und Weiber ohne Waffen wurden als verdächtig auf die Innsbrucker Hauptwache eingebracht und roher Mißhandlung preisgegeben. Das setzte bei den Städtern böses Blut, und reitzte die umschwärmenden Bauern zur Rache.

Bärnklau kam am tieferen Inn mit seiner Mannschaft in fürchterliches Gedränge. Die Unterinnthaler standen auf allen Seiten auf. In Hall übernahm der Kronenwirth Joseph Ignaz Straub den Befehl über die Landstürmer. Er war im Jahre 1773 geboren, und folgte seinem Vater als Besitzer des Kronenwirthshauses und eines nicht unbeträchtlichen Vermögens. Bei hellem Verstande besaß er eine unbestechliche Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, und nahm nie Anstand, seiner Ueberzeugung Habe und Leben nachzusetzen. Daher galt er auch bei seinen Landsleuten als ein Mann, dem man unbedingt gehorchen müsse, wenn man nicht Unrecht haben wollte. Für die Rettenberger ward Andrä Angerer als Hauptmann bestellt. Die Wattenser führte Karl Heilig. In Rattenberg befehligten Jakob Margreiter und Joseph Lengauer. Der Kern des Landsturms sammelte sich an der Volderer-Brücke. Daselbst hatte sich ein baierischer Oberlieutenant mit 80—90 Mann in's Servitenkloster geworfen. Angerer forderte ihn auf, sich zu ergeben. Er antwortete mit Schüssen, und als ein Versuch die Klosterthore zu sprengen mißlang, mußten sich die Bauern aus der Schußweite zurückziehen. Dagegen warfen sie unter der An-

führung der muthigen Steinlechner die Feinde bei Hall vom rechten Innufer in die Stadt zurück. Dadurch kam das ganze Mittelgebirge von Volders bis Steinach in ihre Gewalt, und der linke Flügel der Baiern bei Innsbruck ward ganz entblößt. Diese Uebermacht der Landstürmer auf dem rechten Sillufer machte den Zug der vereinigten Baiern und Franzosen unter Bisson und Wreden in der Sillregion sehr mißlich.

Noch verderblicher wirkte der Verlust von Hall. Nachdem die Baiern am 11. Abends von Rinn und Tulfes nach Hall verdrängt worden waren, ging ihre ganze Aufmerksamkeit auf das rechte Innufer, wo die Nacht unzählige Wachtfeuer der Landesschützen brannten. Dadurch war die Stadt gegen das Gebirge fast entblößt. Am 12. früh rückten, diesen Umstand benützend, die Salzarbeiter und Stürmer von Taur, Absam, Mils und Fritzens in möglichster Stille an's Nordwestende der Stadt, überflügelten die Wachen, und setzten sich in den Thören fest. In der Zeit von einer halben Stunde waren sie Meister der Oberstadt. Oberstlieutenant Bärnklau wurde ohne Schwierigkeit zur Niederlegung der Waffen vermocht. Severin Holzhammer, der Führer der Bauern bei diesem Ueberfall, nahm den Gefangenen nichts als Waffen und Kriegsbedarf. Während das in der Oberstadt vorging, erzwangen die Bauern von Taur und Heiligenkreuz den Eingang in den unteren Stadttheil an der Landstraße, leider nicht so maßhaltend als die Schützen unter Holzhammer. Das Gesindel machte sich sogar an's Plündern der Häuser. Allgemeine Verwirrung riß ein. Da übernahm Straub auf den Andrang der Bessern den Oberbefehl über die zerstreuten Haufen der wüthenden Bauern, und stellte als Haupt der ihm anhangenden Stadtschützen die Ordnung bald wieder her. Sein Muth und seine rastlose Thätigkeit richtete mit Glück die entzügelten Horden auf die Gefahr, die ihnen von der Innbrücke her drohte, wo Lieutenant Merkel mit wenigen braven Baiern eine feste Stellung hartnäckig vertheidigte. Erst als

er schwerverwundet zu Boden fiel, wurde Straub Meister des Platzes. Die Landstürmer des rechten und linken Innufers vereinigten sich mit wildem Siegesgeschrei. Fast zu gleicher Zeit fiel auch das Servitenkloster zu Volders durch freiwillige Uebergabe in die Hände der Tiroler. Straub hielt strenge Zucht, ließ die Gefangenen menschlich behandeln und besonders dem tapfern Merkel geschickte ärztliche Hilfe zukommen, so daß er gegen Erwartung schnell von seinen ehrenvollen Wunden genas. Staats- und Bürgergut blieb unter seiner Obhut unverletzt. Er schien sich zu verallgegenwärtigen, und weder Schlaf noch Speise zu bedürfen.

Auf der entgegengesetzten Seite sammelten sich immer mehr Streiter aus dem Oberinnthale gegen Zirl und Kranewitten. Es legte sich die qualvolle Nacht vom 11. auf den 12. April auf das bedrängte Innsbruck. Auf allen Bergen loderten die Feuer der Landstürmer. Das Gedränge an der Innbrücke und in der Vorstadt wurde immer größer. Die baierischen Behörden waren jedem friedlichen Uebereinkommen mit den Tirolern abgeneigt. Tirolischer Rath hatte natürlich keinen Werth, und selbst die uneigennützigste Friedensvermittelung wurde durch die Ereignisse des folgenden Tages vereitelt. Unter den Bauern bestand kein überdachter Angriffsplan, keine wechselseitige zweckmäßige Verbindung, nur instinktmäßig riefen Alle, man solle das baierische Militär in Innsbruck gefangen nehmen. Dittfurt richtete noch immer seine Hauptmacht gegen den Berg Isel von der Sill bis an die Gallwiese, in der festen Meinung, die Bauern würden sich nicht auf die Ebene herabwagen. Hierin betrog er sich aber sehr. Am 12. April sammelten sich dieselben zum Sturm auf die Stadt, an der Sillbrücke ob Wiltau, am Hußlhofe gegen die Gallwiese, und bei Kranewitten gegen Hötting. Der erste Anlauf derselben brach zu voreilig auf Wiltau los, und griff aus Gärten und Häusern die baierische Reiterei vergeblich an. Sie mußten sich nach einigen wechselseitigen Verlusten wieder hinter die Sillbrücke zurückziehen. Diese

Ueberhast setzte den Sturmhaufen bei Kranebitten in Bewegung. Er stürzte mit solcher Gewalt auf die linke Innseite der Stadt, daß er den baierischen Posten bei Mariähilf überwältigte, und ihm eine Kanone abnahm. Dieses heftige Anprallen säuberte zwar das linke Ufer ganz vom Feinde, konnte aber die Innbrücke selbst nicht gewinnen. Zu gleicher Zeit machten die vereinten Sturmmassen von der Sillbrücke bis zur Gallwiese einen zusammenhängenden Angriff. Wiltau ward erobert, und die kecken Aramer-Bursche schweiften bis an die Triumpfpforte und die äußersten Häuser des Innrains. Sogar die baierischen Dragoner in Pradl mußten sich in die Stadt flüchten. Es war ein wildes Gemetzel, jeder Bauer focht nach eigenem Gutdünken, aus allen Winkeln und Hinterhalten zischte der unvorgesehene Schuß, jegliche Sicherheit hörte für die Baiern außerhalb den Häusern der Stadt auf.

Unter diesen Verhältnissen hätte weiteres Blutvergießen nur durch ein schnelles Abfinden mit dem Landsturm verhindert werden können. Aber der Oberbefehlshaber Kinkel, vom Stadtmagistrat angegangen, mit den Bauern zur Schonung des Gemeinwesens zu unterhandeln, gab eine kurze abschlägige Antwort. Erst als die Stadt von allen Seiten umzingelt war, forderte er den Stadtmagistrat auf, ihm von den Bauern freien Abzug zu erwirken. Eine weiße Friedensfahne ward auf dem Stadtthurme aufgesteckt, aber die Bauern trauten derselben nicht und wollten keine Zeit verlieren. Während die städtischen Vermittler an der Innbrücke erschienen, stürmten die dichten Volksmassen vom Höttingerberg herab auf die Innbrücke, eroberten das dort aufgestellte Geschütz, und entwaffneten alle Feinde, die ihnen in die Hände fielen. Die Deputation des Magistrates stob auseinander, und die Soldaten, welche noch Waffen trugen, flohen in die innere Stadt. Ein Vermittelungsversuch im Stadthause schlug durch den rühmlichen Umstand fehl, daß die Baiern sich um keinen Preis verstehen wollten ohne Waffen abzuziehen. Auf ein gegebenes Zeichen rückten die Bauern von allen Seiten in die Stadt,

ein Haufe gegen den Ursulinengraben, ein anderer gegen den alten Stadtplatz. Die Kaserne in der Nähe der Brücke wurde leichen Kaufes genommen, und verschaffte den Eingedrungenen Waffen und Kriegsvorrath. Dittfurt verlor die ruhige Fassung des Militärs, aber nicht den unbestrittenen Ruhm der Tapferkeit. Er ritt wie ein Rasender umher, seine Leute zum Kampfe anzufeuern. Die Stürmer vom Iselberge wälzten sich im offenen Strome durch die Neustadt, die Soldaten vor sich herjagend. Dittfurt, bereits mit zwei Wunden, drängte seine Leute knirschend nach beiden Seiten zum Kampfe. Schon war das Spital von Bauern besetzt und der Freithof gewonnen. Die Kugeln pfiffen aus den Eingängen und Fenstern auf die im engsten Raum zusammengepreßten Baiern. Dittfurt sprengte mit kühnem Trotze an's Spitalthor heran, und forderte die Bauern zur Uebergabe auf. Ein Kugelregen drang ihm aus den geöffneten Thorflügeln entgegen. Er ward neuerdings am Kopfe schwer verwundet, und fiel vom Pferde. Man brachte ihn in's nächste Haus, wo Kinkel wohnte, gegen seinen Willen, denn er wäre am liebsten auf dem Schlachtfelde gestorben. Nur mit Mühe konnte man ihm den Degen aus den Händen winden. Der Haß der Tiroler ob der Fleimsergeschichte milderte sich beim Anblicke solcher Tapferkeit, die so lange leben wird als der Kampf der Tiroler selbst. Mit Dittfurts Entfernung sank den übrigen Baiern der Muth, die Landstürmer nahmen die Hauptwache, allgemeine Flucht der erstern war die Folge. Die Reiterei, der Major Graf Erbach an ihrer Spitze, sprengte mit gespannten Karabinern ohne einen Schuß zu thun der Mühlauerbrücke zu. Sie war unbegreiflicher Weise unbesetzt geblieben, und ließ die Reiter entwischen. Alle übrigen Baiern wurden entwaffnet und gefangen. Man sperrte sie in den Kasernen ein, ohne daß ihnen sonst eine Mißhandlung widerfuhr. Franz Rahm von Thaur besetzte mit seinen Leuten die Hauptwache, und entließ die als verdächtig eingebrachten Männer und Weiber vom vorigen Tage.

Straub nahm in Hall die entwischten baierischen Reiter gefangen, Pferde und Waffen wurden ihnen genommen, aber alles Andere gelassen. Zugleich traf die Nachricht ein, daß Oberstlieutenant Taxis mit seinen Oesterreichern über die Gerlos nach Zillerthal vorgedrungen sey. Straub sandte ihm sogleich die baierischen Gefangenen entgegen, mit einem genauen Berichte alles dessen, was diese letzten Tage im Innthal vorgefallen war. Er ward nach Schwaz berufen zu einer Unterredung mit Taxis, und gewann immer mehr Uebergewicht über seine Landsleute in Nordtirol, wie es Hofer in Südtirol bereits besaß. In Innsbruck riß indessen die größte Unordnung ein. Die Bauern, übermüthig im Gefühle ihres Sieges über ein geübtes und tapferes Heer, thaten was ihnen gefiel, und eigneten sich zu, was mit Recht und Unrecht geschehen konnte. Magazine, Zeughäuser, sogar die Wohnung des General Kinkel, eines allgemein geachteten Ehrenmannes und seiner Gemahlin, die den Armen Innsbrucks eine Mutter gewesen, wurden geplündert. Nur persönlich hatten die letztern nichts zu leiden. Dittfurt entging dem Hohne einiger blinden Lärmer nur mit Mühe. Man brachte ihn in's Spital. Daselbst starb er nach sieben Tagen, nicht an seinen Wunden, sondern am Nervenfieber, das er in Folge der unerhörten Erlebnisse bekommen hatte. Er liegt im Freithofe der Stadt begraben mit einer ehrenden Inschrift von der Hand des Serviten Benitius Mayr. Das Gewühl in der Stadt wurde durch die nachrückenden Bauern immer größer, so wie die Gefahr für alle Güter des Lebens. Der Haß gegen den früheren Bestand machte sich zügellos Luft. Die baierischen Wappen und Zeichen mußten dem Doppeladler weichen. Ein Adler auf Holz gemahlt wurde im Triumph durch die Neustadt getragen, und daselbst aufgestellt mit einer Wache, die alle Vorübergehenden nöthigte, den Hut vor demselben abzunehmen. Ein Theil der Aufgeregten lagerte sich in die Kirchen ab zum Dankgebethe für den errungenen Sieg, Andere versaßen sich in den Wirthshäusern, und machten sich mit Ge-

tränken die Köpfe noch heißer. Keine Oberleitung that sich hervor wie in Hall, kein Gesetz konnte auf Achtung in der nächsten Stunde rechnen, alle Schranken obrigkeitlicher Zucht fielen. Doch wurde keine bedeutende Mißhandlung oder Beschädigung am Leben und Gute der Bürger gewagt. Nur das Waarenlager des Juden im Engelhause, wo viel Kirchenschmuck und Silbergeräthe aus den aufgehobenen Klöstern verwahrt lag, wurde gestürmt und ausgeleert. Das gleiche Schicksal traf fünf andere Wohnungen, wo im Sinne der Bauern allzu Baierischgesinnte lagen. Auch einige baierische Beamten erfuhren unfreundliche Behandlung. Es war nicht zu ermessen, wessen sich entzügelte Rotten, deren lang unterdrückte Meinungen auf einmal losplatzten, noch unterfangen würden gegen eine Stadt, die man für eine Freundin der gestürzten Regierung hielt.

Um den Fortschritten des Unwesens ein Ende zu machen, wurde plötzlich Martin Teimer, den wir schon kennen, ein kaltblütiger wohlmeinender Mann, der so eben aus dem Oberinnthale angekommen, als k. k. Kommissär vorgeschoben. Man hatte ihn in eine österreichische Uniform gesteckt, die leider für größere Embonpoints berechnet, verdächtig am schlanken Männchen schlotterte. Er gab sich für einen unmittelbar vom Erzherzog Johann für Tirol bestellten Geschäftsführer aus, und zeigte zum Beweise dessen ein österreichisches Amtssiegel vor, während er sonst von den nähern österreichischen Plänen nichts zu sagen wußte. Auf den Jubel, womit man ihn zuerst begrüßt hatte, folgte Verdacht und Mißachtung. Teimer mußte sich dem augenblicklichen Mißgefühle der Landstürmer entziehen, und im Hause eines Bekannten verbergen. Indessen wälzte sich die wildeste Siegesfreude durch die Straßen mit Ausbrüchen gegen jede andere Ansicht, die nichts Gutes erwarten ließen. „Nun scheine die Sonne Tag und Nacht, so lustig sey es im Lande Tirol, alles sey nun erlaubt,“ erscholl es durch die Menge in der Neustadt.

Gegen Abend dieses für Innsbruck ewig denkwürdigen Tages lief auf einmal ein Zettel von Schönberg ein, daß Bisson und Wreden mit vereinter Macht nach Innsbruck vorrückten. Die Passeierschützen folgten ihnen auf den Fersen, man solle schleunigst Widerstand am Inn bereiten, und die zerstreuten Bauern sammeln. Unbeschreibliche Verwirrung bemächtigte sich der Gemüther. Zufällig bekam Teimer den Laufzettel in die Hand, trat aus seinem Verstecke, und brachte Ordnung in die losen Massen. Bothen gingen nach allen Seiten aus, das Volk zum Zuzuge gegen Wiltau zu mahnen. Joseph Hutter, ein kühnen Scheibenschütze, schloß sich dem Teimer an. Straub schob auf der Stelle zwei Heerhaufen nach Innsbruck vor. Er selbst eilte mit erlesener Schaar nach Wiltau, und besetzte die Sillbrücke. Holzhammer sicherte die Zugänge in die Stadt Innsbruck. Die anrückenden Feinde zogen langsam ihres Weges vom Schönberg nach dem Dorfe Wilten in tiefer Nachtstille. Die Stubaier, zu spät gekommen, den Vorbeizug zu beunruhigen, folgten ihnen unter dem Gastwirthe Elias Domanig und Pfurtscheller vereint mit den fliegenden Schaaren vom Brennner und Sterzing her. Der Eingang durch die Triumpfpforte war mit vorgeführten Wagen gesperrt. Beim ersten Grauen des Tages ertönten die Sturmglocken von Hötting, Innsbruck und allen umliegenden Ortschaften. Alles Männliche stellte sich auf den Punkt der Gefahr. Die erbeuteten baierischen Kanonen rasselten mit brennenden Lunten, von jungen Burschen geschickt bedient, durch die Neustadt gegen Wiltau. Während die feindlichen Kolonnen auf dem Iselberge erschienen, wurden ihre nachfolgenden Fuhrwagen von den Bauern von Mutters und Natters angegriffen, erobert, und die Beute mitsammt den gefangenen Soldaten ins Mittelgebirge geschickt. Die Stubaier vereinten sich mit den Siegern, und drängten auf den Iselberg heran. Bisson und Wreden stellten sich auf den Feldern von Wiltau auf, überrascht und bestürzt durch die Niederlage der Baiern in Innsbruck. Sie sandten einen Kundschafter in die Stadt.

Er ward aber von den Bauern bei der Triumpfpforte erschossen, und das erschreckte Pferd kam ohne Reiter nach Wiltau zurück. Darauf machte Bisson eine rückgängige Bewegung an die aufsteigenden Gebirge. Die Bauern brachen aus Innsbruck, und setzten sich in den Häusern und Gärten von Wiltau fest. Straub überschritt die Sillbrücke, und stellte seine Verbindung mit den Stubaiern her. Dadurch war der Feind in dem Rücken gefährdet. Andere Haufen von Landleuten zogen vom Innrain über die Felder nach Wiltau, während Bucher mit seinen kühnen Axamer-Scharen die Höhen des Hußlhofes besetzte, und mit Straub und Pfurtscheller den verhängnißvollen Ring um die entblößten Feinde schlang.

Diese sahen mit Entsetzen, daß an kein ehrenvolles Entkommen zu denken war. Sie entschlossen sich, von Kinkel selbst aufgemuntert, zu kapituliren. Teimer ward von den Bauern gerufen, und spielte seine Rolle mit großer Fassung und Gewandtheit. Um 8 Uhr Morgens am 13. April wurde die Kapitulation unterzeichnet. Teimer unterschrieb als k. k. Major. Baiern und Franzosen waren kriegsgefangen. Alle Waffen wurden abgeliefert und den anrückenden Oesterreichern zur Verfügung gestellt. Nur die Offiziere behielten Pferde, Seitengewehre und Geräthe. Das Plänkeln an den äußern Flügeln ward eingestellt. Die Bauern zogen mit den Gefangenen in die Stadt mit unbeschreiblicher Aufregung. Die Bessern unter ihnen hatten alle Mühe, die gefangenen Offiziere vor Beraubung zu schützen. Nachdem die Gefangenen Speise zu sich genommen, die ihnen nach langer Entbehrung nothwendig war, gingen sie noch am nämlichen Tage weiter ins Unterinnthal, von 50 Innsbrucker Stadtschützen begleitet. Man zählte ihrer bei 4600 Mann. Die Bauern, 13,000 Mann an der Zahl, wurden zu Innsbruck in den Häusern einquartirt, und Straub brauchte alles Ansehen, rohe Ausschweifungen zu verhindern. Besonders unzufrieden waren sie mit der Unwissenheit Teimers in Bezug auf alles Oesterreichische. Er wäre von ihnen getödtet worden, wenn ihn nicht

Straub mit seiner eisernen Konsequenz gerettet hätte. Die Priester zur Besänftigung der wirren Massen ausgesandt, fanden nur wenig Gehör, und konnten den Grad ihrer Popularität in nackten Worten aus dem Munde der Bauern vernehmen. Zum Glück entstand die Nacht auf diesen folgenreichen Tag plötzlich ein ungeheurer Lärm, daß neue Feinde vom Brenner her im Anzuge seyen. Das räumte die Stadt vom der Volksübermacht, die immer gefährlich wird, wenn sie kein gewisses Ziel unter beglaubigten Lenkern vor Augen hat.

Aber statt der Feinde erschienen vom Brenner her am Morgen die Oesterreicher auf den Höhen des Iselberges. Um 9 Uhr früh zog ein österreichischer Reiter als Quartiermeister langsam durch die Neustadt. Betäubendes Jubelgeschrei begrüßte ihn. Die Bauern bedeckten ihn und sein Roß mit wüthenden Küssen, und riefen laut, das sey die rechte Farbe. Dem Reiter traten die Thränen ins Auge und rieselten ihm stromweise vom Bart auf die Decke herunter. Nur mit Mühe konnten sich die gedrängten Massen weiter bewegen. Nun erhob sich von der Hauptwache ein Zug von Bauern mit zwei alten österreichischen Fahnen dem österreichischen Militär entgegen. Um Mittag eröffnete ein österreichischer Rittmeister mit Reitern und Jägern den Einzug. Alle Glocken tönten von den Thürmen, tausend Feuerröhre knallten, und das Freudengeschrei wollte kein Ende nehmen. Die ältesten Tiroler weinten und küßten einander auf offenen Marktplätzen im Rausche einer Begeisterung ohne Gleichen. Später langte auch die Vorhut des Oberstlieutenant Taris in Innsbruck an. Nun trat Teimer förmlich als k. k. Major auf, nnd steuerte jeder Unordnung durch gedruckte Proklamationen. General Chasteler und Generalmajor Freiherr v. Buol nahmen Abends Besitz von ihren Gemächern in der Hofburg.

Die vier Kampftage, welche die Tiroler allein ohne alle Beihilfe des Militärs ausgefochten hatten, gaben folgendes Resultat: 2 Generale, 17 Stabs- und 115 Oberoffiziere,

3860 Baiern, 2050 Franzosen wurden gefangen, 1 Adler, 2 Fahnen, 3 Sechspfünder, 2 Dreipfünder, 2 Haubitzen, 800 Reiter- und Zugpferde mit Geld und Vorräthen aller Art erbeutet. Die Tiroler verloren dabei 26 Mann. Straub war die Krone des Tages, und gleichwohl bescheiden genug, Teimern den Vorrang zu lassen, der ihm zum Theile nur durch eine Art Fiktion redlicher Männer zukam.

Chasteler war überall zu spät gekommen, vielleicht zum Glücke der tirolischen Waffen. Denn bei aller Tapferkeit, die man ihm nicht absprechen konnte, fehlte ihm doch bei allen Unternehmungen das rechte Geschick, das allein zum Siege führt, und das Vertrauen der tirolischen Bauern, ohne die er nichts wirken konnte. Er empfing noch Abends die Stadtbehörden und Geistlichen, voll guter Worte. Dem Vorstand der baierischen Regierung in Innsbruck Grafen v. Lodron ließ er sagen, er sey gekommen, das Land Tirol von Baiern im Namen des Kaisers von Oesterreich zu fordern, und erwarte daher morgen die Vorstellung der Staatsbeamten. Dieser Morgen war der 16. April, ein Sonntag. In allen Kirchen wurden Strafpredigten gehalten gegen die einzelnen Unfüge am Gute des Nächsten in den verwichenen Kampftagen, und zwar mit dem besten Erfolge. Denn fast alles Geraubte wurde in kurzer Zeit wieder zurückerstattet. Ganze Wagen fuhren mit Gütern dieser Art an die Polizeistelle, welche es den Eigenthümern zurückgab. Chasteler nahm im Riesensaale der Hofburg die Staatsbeamten in österreichische Pflicht, und verboth allen Briefwechsel mit Baiern außer durch die k. k. Intendantschaft, welche zur Vertheidigung des Landes von nun an ins Leben treten werde. Abends war Freitheater, und das Stück, welches dargestellt wurde, führte den Titel: „Der Tiroler Wastl.“ Ein eigener Gesandter Johann Zemmer, Straubs Adjutant, eilte mit den tirolischen Nachrichten an den Kaiser ab, welcher sich damals zu Schärding befand.

XIII.

Einrichtung des Landes. — Der Intendant Hormayr. — Hofer in Südtirol. — Chasteler unterliegt bei Volano. — Die Feinde räumen das Land. — Oesterreichs Unglück in Deutschland. — Tirol bedroht. — Chasteler im Innthal. Oppacher am Strubpasse. — Die Oesterreicher von Wrede und Deroi bei Wörgl geschlagen. — Brand in Schwaz. — Chasteler verläßt Tirol.

Chasteler ging an die Ordnung des Landes zu Gunsten der österreichischen Heere, welche nach Deutschland und Italien vordrangen. Oberstlieutenant Taris rückte mit einer Schar von Tirolern unter Teimer nach der Scharnitz, um von dort aus ins baierische Gebieth Einfälle zu machen, im Einverständnisse mit dem österreichischen Heereszug, welcher unter Jellachichs Befehlen sich der Hauptstadt München näherte, die sich auch bald darauf den österreichischen Truppen ergab. Dieses wichtige Ereigniß ward zu Innsbruck mit Trompeten- und Paukenschall öffentlich verkündet. Chasteler erklärte sich in einer eigenen Proklamation zum Hauptführer der tirolischen Streitkräfte in der Mitte zwischen Erzherzog Johann und Erzherzog Karl. Die Bauern sollten sich von selbst in Bataillons sammeln, jedes zu 6 Kompagnien, und jede Kompagnie zu 150—180 Mann mit 6 Scharfschützenkompagnien. Lautausgesprochene Anerkennung der tirolischen Treue war beigefügt, um der Verordnung Nachdruck zu geben. Er forderte gegen Bezahlung die erbeuteten feindlichen Waffen und Pferde ein, um die Mannschaften und insbesondere ein Reitergeschwader auszurüsten. Zur Leitung der Vertheidigungs-

anstalten trat zu Brixen eine Generalschutzdeputation auf, welche ihre Wirksamkeit in die Kreisdeputationen zu Innsbruck, Bozen und Trient verzweigte, um den Befehlshabern den Zuzug der Landesvertheidiger und die übrigen Mittel zur Kriegsführung zu sichern. General Buol befehligte im Innkreise, Brandis im Eisackgebiethe, und Freiherr v. Fenner an der Etsch. Eine Versammlung der Landstände sollte nächstens in Brixen zusammentreten unter der Landeshauptmannschaft des Grafen v. Tannenberg. Ein Freischießen vom Erzherzog Johann mit 50 Dukaten zum Besten und 10 Dukaten zum Kranze und ein feierliches Dankfest in allen Pfarrkirchen beschäftigten inzwischen die Phantasie des tirolischen Volkes.

Ein Befehl des Erzherzogs Johann aus Udine vervollständigte die Einrichtung des Landes. Nach demselben trat Joseph Freiherr v. Hormayr als k. k. Intendant an die Oberleitung der Geschäfte, welche bisher unmittelbar von München aus ihre politische Erledigung gefunden hatten. Die Wahl dieses Mannes zu diesem wichtigen Amte war in dem Umstande begründet, daß er als geborner Tiroler alle Verhältnisse genau kannte, und die vorhandenen Neigungen und Abneigungen für den Zweck seiner Sendung trefflich zu benützen verstand. Wenn es ihm auch nicht gelang, sich mit der Nationalsache ganz zu verschmelzen, so kann ihm doch Thätigkeit, Klugheit und ein entschiedenes Verwaltungstalent nicht abgesprochen werden. Sein erwähltes Werkzeug war der gutmüthige und ohne allen Zweifel patriotische Martin Teimer, der freilich auf tirolischer Wagschale kaum als Vormann gelten konnte. Dagegen zeigte sich zwischen ihm und Andreas Hofer frühzeitig ein Nichtverständniß wechselseitiger Persönlichkeit. Wollte man dasselbe in Worten ausdrücken, so würde man sagen: Beide Männer verhielten sich zu einander wie Mündlichkeit und Oeffentlichkeit tirolischer Nationalinteressen zur straffen bureaukratischen Zentralisation und Vielschreiberei, gegen welche von jeher wenig Sinn im Volke von Tirol gewesen ist. Das strenge Urtheil einzelner Tiroler

über Hormayr hatte in persönlicher Erbitterung ihren Grund, und verletzte Eitelkeit wollte sich leider auf beiden Seiten an die Stelle der Geschichte setzen. Was diejenigen, denen er nichts recht machen konnte, an seiner Statt gethan haben würden, ist um so weniger abzusehen, da viele Maßregeln Hormayrs nach seinem Abzuge aus Tirol durch seine politischen Gegner als nothwendig für das Land in Ausführung gebracht wurden. Die schwierige Stellung, die er in Folge der Weltereignisse gegen das Ende seiner Mission einnahm, wurde mit Unrecht und oft genug ganz allein auf seine Rechnung gesetzt. Gleich Anfangs waren ihm zwei Maßregeln zur Ausführung überwiesen, welche auf die Länge nicht geeignet waren, selbst die gründlichste Popularität aufrecht zu erhalten, wir meinen die Entfernung der baierischen Beamten und der baierischgesinnten Tiroler von den höhern politischen Stellen der Landesverwaltung, und die Herbeischaffung der für die Bedürfnisse des Augenblickes nöthigen Gelder im geldarmen Lande. Das Eine wie das Andere ging schon aus der Natur der Aufgabe hervor, die Hormayrn übertragen worden war. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß an diesen beiden Klippen selbst Begabtere hätten scheitern müssen als er. Und damit ist doch gewiß viel gesagt für Hormayrs Talent und Geschäftsgewandtheit. Die sämmtlichen Kassen des Landes enthielten nicht mehr als 52,431 fl., da alle verfügbaren Gelder frühzeitig nach München geschafft worden waren. Damit konnten kaum die dringendsten Bedürfnisse der Gegenwart gedeckt worden.

War auch Nordtirol bis auf die Festung Kufstein, wo der Major Aichner mit 576 Mann allen Angriffen trotzte, vom Feinde gesäubert, und die Verbindung der Tiroler mit der österreichischen Armee durch die unterinnthalischen Volksführer S i e b e r e r, A s ch b a ch e r und Margreiter hergestellt, so schien doch die Lage von Südtirol noch ernstlich gefährdet. Hormayr, welcher den österreichischen Truppen in angemessener Entfernung gefolgt war, hielt es für das beste, diesseits des

Brenners die Volkskräfte gegen die Uebermacht der Franzosen von Italien her zu wecken. Bereits war's auch hier auf allen Bergen, und in den Tiefgründen der Thäler vom Zusammentritte des Landsturms lebendig geworden. Andreas Hofer, im Begriffe nach Innsbruck vorzurücken, kehrte noch auf dem Brenner um, und führte seine Scharen über den Jaufen ins Etschgebieth zurück. Frischmann, ein äußerst thätiger Patriot im Dorfe Schlanders, welcher dem Martin Teimer mit Lebensgefahr sein Haus als Herberge offen gehalten, und von ihm in die Kriegspläne der österreichischen Regierung eingeweiht worden war, versammelte schon am 9. April Abends alle einflußreichen Männer von Schlanders, Rabland und Allgund um sich zum Kriegsrath. Einstimmig ward der Schulmeister Purtscher zum Sturmkommandanten ernannt, und am folgenden Tag eine Schar Bewaffneter um ihn zum Zuge ins tiefere Etschgebieth bereit gestellt. An die Spitze der Männer aus der nächsten Umgegend von Meran trat Valentin Tschöll, von Hofers Vertrauten zweckmäßig bearbeitet, und unterstützt von Joseph Wenter in Obermais. Die beiden letzteren Volksführer gehörten zu den tapfersten und uneigennützigsten Anhängern der österreichischen Sache, und brachten einen großen Theil ihres Vermögens derselben zum Opfer. So stand schon am 11. April die ganze Meranergegend in Waffen, ohne daß die baierischen Beamten von der Bewegung hinlängliche Kenntniß hatten. Und als sie zu spät dagegen einschritten, wurden der Landrichter von Vincenti von Meran, der Assessor von Hörmann und andere Bairischgesinnte gefangen genommen, und die Volkserhebung mit Trommelschlag in der Stadt Meran bekannt gemacht. Jede Erinnerung baierischer Herrschaft verschwand sogleich vor den Sturmmassen, die auf allen Wegen herbeiströmten. Am 12. April waren von denselben die Straßen nach Bozen und die Feldwege nach St. Pauls ganz bedeckt. Tschöll befehligte die Vorhut, und rückte auf der Landstraße gegen Bozen vor. Frischmann flog mit seinen leichten Scharen über Nals, St.

Pauls und Deutschmichel nach Kaltern. Andreas Hofer führte die Hauptmacht mit dem Kern der Passeirer Truppen den Heerweg entlang, während die Männer von Hafling und Mölten die Berge gegen den Eingang ins Sarnthal sicherten. Am Abende des nämlichen Tages waren die Umgegenden von Bozen bereits auf allen Seiten von Bauern umschwärmt. Da aber Bozen mit gewohnter Klugheit still lag, so konnte der von Brixen flüchtige und allenthalben von bösen Gerüchten verfolgte französische General Lemoine am 13. Morgens unverletzt aus Bozen entwischen, und sich an den in Trient aufgestellten General Baraguay d'Hilliers anschließen. Kurz darauf zog Tschöll mit seinen Meranerschützen in Bozen ein, und benahm sich mit der Barschheit eines Bauernkönigs gegen jeden Rest baierischer Anhänglichkeit. Nachmittags langte auch die Vorhut des General Fenner daselbst an, geführt vom Grafen Leiningen, dem sich die Liebe der Tiroler vorzüglich und bleibend zuwandte, da er es verstand, in tirolische Denk- und Empfindungsweise einzugehen. Die folgende Nacht ging ruhig vorüber, aber gleich am 14. Morgens lagerte sich die Begeisterung der versammelten Krieger und Landstürmer, deren Zahl immer mehr anschwoll, auf diejenigen ab, welche durch ihr zweideutiges und unpopuläres Benehmen die Wuth des Volkes gereitzt hatten. Graf Khuen, pensionirter österreichischer Offizier, und Johann Graf Freiherr v. Ehrenfeld, entschiedene Parteigänger der Baiern, und Antipoden der giovannellisch-österreichischen Bestrebungen wurden auf unsanfte Weise zur Haft gebracht, und der letztere nur durch das Dazwischentreten der Geistlichen vom Tode gerettet, weil ihm zur Last fiel, in der letzten Zeit alles Pulver und Blei aufgekauft und aus dem Lande geschafft zu haben, weßhalb an Schießbedarf großer Mangel herrschte. Der nämliche Bauerngeist regte sich auch in Brixen gegen den bekannten Kreisdirektor v. Hofstetten. Dieser rettete sich vor den erbitterten Bauern mit genauer Noth in den Pallast des Fürstbischofs Grafen v. Lodron, welcher ihn mit ächtchristlicher Liebe auf-

nahm. Andere baierische Beamte ergriffen mit Glück den nämlichen Ausweg. Der Bischof erklärte den nachstürmenden Bauern an der Thür seiner Wohnung, daß sie über seine Leiche wandern müßten, wenn sie einen seiner Schützlinge erreichen wollten. Solcher Nachdruck wirkte auf die erhitzten Gemüther, und entfernte von der Erhebung der nationalen Widerstandskräfte die Schmach blutiger Wiedervergeltung ohne Recht und Gerechtigkeit.

Hormayr bewegte sich mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit auf der ganzen Linie der aufgestandenen Bauern, und feuerte ihren Eifer dergestalt an, daß es schwer wurde, ihn zu bezähmen, wo er über alles Maß hinausbrauste. Er vergötterte in Kraftausdrücken das Volk und das Volk ihn. Ueberall stand er mit dem letztern gegen die gemäßigtere Meinung der Patrioten im vollen Einklang. Alles Baierische und baierischen Sinnes Verdächtige ward mit Vorliebe hervorgesucht, und der Ohnmacht und Verachtung preisgegeben. Von Brixen, wo er ein lauer Zuschauer der Verfolgungen des armen Hofstetten gewesen, eilte er am 13. nach Bozen, und kam daselbst unter dem Geläute aller Glocken an, von Pöllerschüssen und Trompeten- und Paukenschall bewillkommt. Er nahm sein Absteigquartier bei Herrn Joseph von Giovanelli, der mit seinem geistvollen Sohne ein eben so fester als klugberechnender Anhaltspunkt für alle Anhänger der österreichischen Interessen war. Die von Jedermann hochgeachtete Frau Anna von Giovanelli, geborne von Bach, übte mit ächt weiblicher Milde großen Einfluß auf ihren Gemahl und ihren erstgebornen Sohn. Man hing im Hause mit ganzer Seele an Oesterreich als Bürgschaft unbeschränkter Landesverfassung und freier Religionsübung, aber ohne Entzügelung schlechter Volksleidenschaften, ohne zwecklose Verfolgung baierischer Beamten, denen man die Treue für ihre Regierung gern verzieh, nachdem sie unschädlich geworden waren. Daher schoß gleich in den ersten Tagen der Same des Zerwürfnisses zwischen den beiden Giovanelli's und Hormayr empor. Während der letz-

tere mit emsiger Spürsucht gegen baierische Elemente einschritt, wäre nach der Ansicht der ersteren viel Wichtigeres zu Gunsten Oesterreichs zu thun gewesen. Durch ihre thätige Verwendung und Selbstbetheiligung kam sogleich ein Anlehen von 100,000 Gulden in Bozen zusammen, mit welchem Hormayr noch am nämlichen Tage nach Brixen zurückeilte. Hier fuhr er im nämlichen Geiste zu wirken fort, gestützt auf die Waffenkraft seines Freundes, des General Fenner, und der ihm blind ergebenen Bauern, die er mit sichtbarer Ehrfurcht behandelte, und ihnen gestattete, mit ihm bedeckten Hauptes zu verkehren. Khuen und Ehrenfeld wurden mit Andern gleicher Gesinnung hieher geliefert, und mit Baierischgesinnten der Umgebung vermehrt. Die Behandlung derselben war nichts weniger als freundlich, man nannte dieß unschädlich machen, und sah es im Herzen als Opfer an, welches dem Dämon plebeischer Gelüste debracht werden mußte.

Die Siegesberichte aus Innsbruck unterbrachen die Maßnahmen zur Einrichtung der Landes-Verwalung in Brixen. Hormayr und Fenner eilten nach Bozen und wohnten daselbst an einem Sonntage dem feierlichen Dankfeste für den Iselsieg im Dome bei, das leider nicht im Stande war, Maßhaltung in den Verwaltungsgang zu bringen. Der Polizeikommissär Freiherr von Donnersberg, der seine bisherige Amtsgewalt nicht an den Stadtmagistrat abgeben wollte ohne ausdrücklichen Befehl des Königs von Baiern, wurde tumultuarisch zum Tode verurtheilt, und nur auf die Fürbitte des wieder aus seiner Bergeinsamkeit hervorgetretenen braven Nessing begnadigt. Nach dem Gottesdienste verlas Hormayr das österreichische Besitzergreifungspatent, und nahm alle Beamten in Pflicht für die neue Ordnung der Dinge. Hofer nannte sich am 13. April auf seinem Zuge von Passeier nach Bozen das erste Mal vom Hause Oesterreich erwählten Oberkommandanten der tirolischen Schützen, und dieser damals kaum beachtete Schritt bezeichnete gleichwohl den Beginn eines besseren Geistes der Volkserhebung, der alle Mißhandlung An-

dersdenkender ausschloß, falls sie den bestehenden Gesetzen gehorchten, im Einklange mit den milderen und weitsehenden Ansichten der Giovanelli'schen Parthei in Bozen, an die sich alle Männer von Urtheil, Geist und Charakter anschlossen. Hormayr, der um diese Zeit fast gar nicht schlief, oft halbe Nächte mit ungeheurer Fassung 4—6 Schreibern zugleich diktirte, und darunter noch Besuche annahm, eilte Hofern, der mit der Nachhut des Landsturmes in Mais stand, entgegen, und bedeckte vor der Mariätrostkirche des letztgenannten Dorfes auf offener Straße den begegnenden Sandwirth mit Umarmungen und Küssen. Auch in Meran wurden baierische Beamte in Empfang genommen und zur Deportation verurtheilt, wie man den Schub dieser Unglücklichen nach ins tiefere Oesterreich und nach Ungarn nannte. Hofer war nach gleichzeitigen Zeugen mehr ein aufrichtiger Zuschauer der durch den Intendanten angeordneten Maßregeln als thätiger Theilnehmer. Er ging mit Hormayr ins Schloß Tirol hinauf, den Stammsitz der alten tirolischen Grafen, welches unter Baiern um 2500 fl. an den Freiherrn von Hausmann verkauft worden war. Es fand keine Verabredung statt zwischen beiden Männern. Sie hatten ein unbesiegliches Gefühl wechselseitiger Entbehrlichkeit das unter den Redeblumen der Höflichkeit nur halb verdeckt lag. Abends eilte Hormayr nach Bozen zurück.

Hofer folgte ihm an der Spitze der Nachhut von 450 Passeirern, und nahm in Gries sein erstes Standlager. Der entzügelte Geist der Bauern trat durch Hofers Anwesenheit unwillkürlich in angemessene Schranken, und wo irgend eine Gefahr ersichtlich wurde, wendete man sich an Hofer, der mit seinen ehrlichen Thalleuten sogleich und mit Erfolg jedem Unwesen steuerte. Man sah Fälle, wo Hofer in eigener Person in die Häuser eindrang, in denen die bewaffneten Banden Ungebühr zu üben drohten, und sie herausstäubte mit den Worten: „Des saggara Schwänz! Habts ös nichts Besseres zu thuen?“ Es wurde ihm überall Folge geleistet, und

Passeirer=Wachen auf den bedrohtesten Punkten stellten vollkommene Sicherheit her. Dafür nahm er von den Hauseigenthümern gern einen Schluck Wein an, und trank ihn entweder stehend oder sitzend auf den Stufen der Stiegen. In dieser Thätigkeit ward er auch mit dem jüngern Joseph von Giovanelli bekannt, der in ihm das Ideal eines tirolischen Bauern verehrte, worin der religiöse Sinn und die Liebe zu Oesterreich im schönsten Einklang auf dem Boden vaterländischer Gesinnung wurzelten. So schmolz die gemäßigt=aristokratische Volksmeinung mit der bäuerlichen Einfachheit und Treuherzigkeit in Eins zusammen und bildete einen achtungswerthen Gegensatz zum Patriotismus, den man mit vollem Rechte einen gemachten nennen mußte. Unverbrüchliche Treue für Oesterreich mit größter Schonung der baierischen Reliquien und Wiederbelebung volksthümlicher Einrichtungen mit Beseitigung bureaukratischer Vielregierei waren die hervorstechenden Züge dieser Kombination. Weit entfernt, gegen Hormayr grundsätzliche Opposition zu machen, ging sie vielmehr überall mit ihm, wo er ihren Ansichten gemäß handelte, ohne ihr Mißfallen zu verhehlen, wo er dagegen wirkte.

Als bereits 3000 Oesterreicher und zahlreiche Landstürmer in Bozen und den Umgebungen der Stadt zum Aufbruche nach Trient standen, bereiste Hofer das rings umliegende Land, und verständigte sich persönlich mit den Führern der einzelnen Volkshaufen. In Kaltern ordnete er mit Morandell den Plan zum Vorrücken ins tiefere Etschgebieth. Bei dieser Gelegenheit kam er auch ins Haus des Herrn Nepomuk von Schasser, welches heutzutage unter dem Namen Windeck allbekannt ist, und von vielen Reisenden besucht wird. Nepomuk hatte noch zwei andere Brüder, welche mit Gut und Leben die österreichische Sache unterstützten. Ihre Mutter Franziska, eine geborne von Unterrichter, ein Weib mit spartanischem Sinn, mahnte und trieb ihre Söhne in den Kampf fürs Vaterland, und wenn die junge Frau des Nopomuk von Schasser, eine geborne Negri, beim Auszuge ihres Mannes

weinte, verwies sie ihr die weichlichen Thränen und erklärte, wenn auch ihr Mann todt im Kampfe bliebe, so würde sie wohl doch zu leben haben. Eheliche Liebe auf Kosten der Liebe zum Vaterlande war ihr vollkommen unverständlich. Mit diesen wackern Brüdern von Schasser war Hofer als Branntweinhändler schon länger bekannt. Er trat ins Haus des Nepomuk, einen Rosenkranz und das Bild der heiligen Jungfrau am Halse, und rief: „Gelobt sey Jesus Christus! Ich war halt da zu sagen, daß man ausziehen muß, das Vaterland zu erlösen.“ Nach freundlicher Bewillkommung wurde ihm eine Flasche Wein vorgesetzt. Er trank nach seiner feinen Art der jungen Frau Gesundheit, und sagte: „Ihr sollt leben! Laßt mir den Mann fein ausziehen, und weint nicht zu viel, damit euer Kind an der Brust (Fanny von Dipauli) nichts zu leiden hat.“ Sie trat heran und reichte ihm die Hand, die er derb schüttelte, und meinte: sie sey eine gute Tirolerin. Schasser bemerkte: „Lieber Anderle! Ihr habt wohl einen schlechten Säbel, so etwas darf man nicht dulden.“ Hofer äußerte dagegen, am Säbel sey nichts gelegen, wenn nur das Herz im Leibe tapfer sey. Aber Schasser holte ihm sein eigenes Schwert, das er als Hauptmann der baierischen Bürgermiliz getragen, und schnallte es Hofern selbst um den Leib, während er das alte zurückbehielt. Diesen Schassersäbel führte Hofer bis zum Zeitpunkte, wo er den Ehrendegen von Chasteler bekam. Er trug auf dem Griffe ein Kreuz. Dieses Schwert bekam durch Immermanns „Trauerspiel in Tirol“ einige Berühmtheit, und es lohnte der Mühe, nicht bloß das Baiernschwert, das er daraus gemacht, auf seine eigenthümliche Bedeutung zurückzuführen, sondern auch die Herren von Schasser von der Rolle zu erlösen, die sie nach dem Dichter als arme Salzbeamten in Hall spielen, während Nepomuk von Schasser allein 10,000 Gulden der Befreiung Tirols im Jahre 1809 opferte, und er und seine Brüder stets den thätigsten Antheil an den Kämpfen im wälschen Tirol gegen die Baiern und Franzosen nahmen.

Am 21. April erreichte General Chasteler Bozen, und fand die Anstalten gegen die Franzosen in Trient trefflich eingeleitet. Das deutsche Gränzgebieth war bis Salurn von Oesterreichern und tirolischen Bauern besetzt. Der Nonsberg von Hieronymus Stefanelli und Anton Malanotti, zweien in der Meranergegend angesessenen Patrioten nonsbergischer Abkunft, geschickt bearbeitet, griff zu den Waffen. Bereits drückte die ganze Wucht der österreichischen Heeresmacht auf das Dorf Lavis, wo die französische Vorhut stand. In Trient befehligte General Baraguay d'Hilliers nach der Vereinigung mit Lemoine über 10,000 und wurde vom Geiste der Einwohner besser gestützt, als in Deutschtirol der Fall war. Ihm ganz anhängig wirkte der kräftige Graf von Welsberg, dessen baierische Gesinnung den Tirolern ein großes Aergerniß war. Zwei Bauern von Segonzano, mit den Waffen in der Hand ertappt, wurden sogleich erschossen, und ein Erlaß Welsbergs bedrohte alle Widerspenstigen mit gleichem Schicksal. Freiherr von Walterskirchen, Führer der österreichischen Vorhut in Wälschtirol, erklärte jedem gefangenen Franzosen das nämliche Loos zu bereiten, wofern man fortführe, die Tiroler so kurzweg zu behandeln, und General Fenner erließ aus Neumarkt ein Drohschreiben ähnlichen Inhalts. Am 21. April rückten die Oesterreicher, in drei Heerhaufen getheilt, auf allen Seiten vor, Oberstlieutenant von Leiningen auf der Heerstraße, Oberstlieutenant Ertl links über Segonzano nach den Anhöhen, welche ins Valsugan führen, und Oberlieutenant Göldling rechts von der Etsch über Zambana nach Vezzano. Der Landsturm war je nach dem Bedürfnisse vertheilt. Die verschiedenen Volksführer handelten zwar völlig unabhängig von einander, aber Andreas Hofer galt doch allgemein als das Haupt des Landsturmes, und war als solcher auch von Chasteler anerkannt. Er selbst that indessen nichts, um sein Uebergewicht geltend zu machen. Gern ließ er jeden gewähren, wenn es nur zum Heile des Vaterlandes ausschlug. Diese neidlose Art des Benehmens

in ächt tirolischer Ehrenhaftigkeit hob ihn ohne sein Wissen und Wollen allmählig an die Spitze aller Nationalkraft. Frischmann folgte mit seinen Scharen den Bewegungen des Oberstlieutenant Leiningen; Franz Gasser von Bozen, einer der tapfersten, welchen Tirol in dieser an Muth und Talent reichen Zeit aufzuweisen hatte, schloß sich an Göldling an, und Hofer unterstützte mit seinen Passeirern den linken Flügel unter Ertl. Um Lavis ward länger gestritten, aber die Franzosen zeigten keinen Ernst sich daselbst zu halten, und zogen sich nach einigen Nachtheilen, die sie erlitten, nach Trient zurück. Göldling eroberte Vezzano und drang nach Buco di Vela vor; Ertl nahm Besitz von Civezzano. So waren alle entscheidenden Posten in der Gegend von Trient in der Gewalt der Oesterreicher und Tiroler. Und da zugleich die Nachrichten vom Siege des Erzherzogs Johann bei Sacile in Italien eintrafen, konnte sich Baraguay d'Hilliers in Trient nicht mehr halten, ohne seine Verbindung mit dem Heere des Vicekönigs von Italien zu gefährden. Er zog sich in bester Ordnung aus Trient gegen Roveredo.

Die Oesterreicher besetzten Trient. Hormayr und General Fenner trafen am 22. April daselbst an, und am folgenden Tage folgte ihnen auch Chasteler. Dieser beschloß gegen die Gründe verständiger Männer, worunter auch Hofer war, der freilich nichts einsetzen konnte, als einen natürlichen Verstand, die ohnehin flüchtigen Franzosen anzugreifen. Die letztern hatten bei Volano eine vortheilhafte Stellung eingenommen, und waren an Zahl den österreichischen Truppen weit überlegen. Der Landsturm konnte in der beschränkten Ortslage nur geringe Dienste leisten. So verlor Chasteler am 24. April 538 Brave, darunter 99 Todte in diesem vergeblichen Angriffe. Die Feinde, welche weniger gelitten hatten, blieben noch anderthalb Tage auf den Hügeln von Volano stehen, bis die Nachricht einging, daß die Oesterreicher von Vicenza nach Verona vorgerückt seien. Da zog sich der französische General ungehindert und ohne allen Verlust am 26.

April in die Lombardie zurück. So war Tirol auch auf dieser Seite von Feinden befreit. Kufstein allein blieb von den Baiern besetzt. Hormayr ordnete in Trient die Angelegenheiten nach der Art und Weise, wie sie im deutschen Tirol geordnet worden waren. Eine berittene Leibwache von 5 Meraner-Schützen folgte ihm auf allen Wegen. Hofer steuerte mit seinen Passeirern auch hier aller Ungebühr, und wie wenig die Einwohner der Stadt dem Landsturme geneigt seyn mochten, so nahmen sie doch keinen Anstand, den Sandwirth und seine Leute laut zu loben. Im ganzen Lande hallte der Jubel wieder über die Vertreibung der Feinde dieß- und jenseits des Brenners.

Man machte überall Anstalten den Boden des Landes auch für die Zukunft von jedem Angriffe der Fremden zu sichern, wie sich auch die Ereignisse in Deutschland gestalten mochten. Ein Schreiben des Kaisers Franz aus Schärding belebte die Hoffnung der Tiroler durch die Versicherung, daß Oesterreich in dankbarer Anerkennung der tirolischen Treue das Land im Gebirge nie aufgeben werde. Hormayr eilte nach Innsbruck zurück, nachdem er zum Abschiede von Südtirol die Deportation des Grafen von Welsberg ausgesprochen hatte. Die Landesschützen benützten die kurze Frist, um in ihre Heimath zurückzukehren.

Diese für Tirol glücklichen Ereignisse fielen leider gerade in die Zeit, wo die österreichische Hauptarmee in Deutschland entscheidende Unfälle erlitt. Der Oberfeldherr derselben, Erzherzog Karl, mußte sich nach den unglücklichen und blutigen Kämpfen vom 19. bis zum 24. April ins tiefere Oesterreich zurückziehen. Erzherzog Johann konnte sich aus diesem Grunde, ungeachtet der bei Sacile erfochtenen Vortheile, in Italien nicht mehr behaupten, und zog zur Deckung Steiermarks und Oesterreichs zurück. Jellacich machte zwar einen Versuch, sich bei Salzburg zu halten, ward aber von den siegreichen Franzosen ins Alpengebirge von Kärnten zurückgedrängt. Der Plan, die italienisch-österreichische Armee nach Tirol zu werfen,

scheiterte an der Eroberung Wiens durch die Franzosen, und an der reißenden Schnelligkeit, womit sie ihre Siege nach allen Seiten hin verfolgten. So blieb sich das Land Tirol selbst überlassen, denn die wenigen Truppen Chastelers konnten gegen die Uebermacht der Franzosen und Baiern unmöglich ausreichen. Die ganze Nordwestgränze des Landes von Reutte bis Kufstein war den Feinden offen, und im Süden von Tirol hatte der Vizekönig von Italien durch den Abzug der Oesterreicher freien Athem bekommen.

Chasteler eilte von Roveredo mit der Hauptmacht ins Innthal, nachdem er den Generalmajor von Marschall an der Etsch zurückgelassen hatte. Er fand daselbst trotz des Unglückes, das die österreichische Armee betroffen, bei allen Ständen den größten Eifer zur Vertheidigung des Landes. Teimer stand mit seinen Freischaaren im Oberinnthale, und hatte kühne Einfälle ins angränzende Baiern gemacht. Nirgends zeigte sich auf denselben ein Feind, wehrlose Dörfer und Städte wurden überfallen und geplündert. Am 24. Mai wagten sich seine Streifer bis nach Kempten und Memmingen und fanden nirgends Widerstand. 15,000 Metzen Getreide, 15 Zentner Pulver, 1500 Zentner Blei, Salz, Gewehre und allerlei anderer Kriegsbedarf waren die Beute dieses Zuges. So gut den von allen Seiten abgeschnittenen Tirolern diese Aushülfe kam, so mißfiel doch diese Art der Kriegsführung dem gesunden Volkssinne dergestalt, daß sich die Landstände mißbilligend dagegen aussprachen. Namentlich prophezeite Hofer nichts Gutes ob dieser Ausschweifung in fremdes Land gegen ältere Gewohnheit und Satzung. Nur der Drang des Augenblickes schritt darüber hinweg. Der Landsturm eilte von allen Thälern und Bergen zur Schirmung der Nordgränze herbei. Die akademischen Schüler zu Innsbruck bildeten unter der Hauptmannschaft des Professors von M e r s i eine eigene Kompagnie von 180 Mann und zogen nach Seefeld, um gegen die Leutasch und die Scharnitz zu wirken. Im Achenthal stand Anton Aschbacher, im Jahre 1782 daselbst geboren, der Sohn

eines Zöllners, eben so ehrlich als tapfer, selbst von den Feinden geachtet, mit dem Muthe der Verzweiflung bereit an der Spitze seines kühnen Häufleins in den Klausen seines Heimatthales zu kämpfen. Die Geschichte des Jahres 1809 kennt wenige Charaktere, die sich an Uneigennützigkeit und bewußter Kühnheit diesem Manne an die Seite stellen können. Der treffliche Oppacher, Wirth in Jochberg, sammelte die Schützen des Großachenthals gegen den Paß Strub. Der Drang fürs Vaterland in den Kampf zu gehen, war in einigen Gemeinden so groß, daß sich heftiger Zank und Streit erhob, weil Niemand zu Hause bleiben wollte. Straub und Hutter, welche mit unverzagten Muth an den Kaiser Franz abgegangen waren, um denselben über die Stimmung im Lande zu unterrichten, kamen mit 200,000 Gulden, 70 Zentner Pulver und 12 Zentner Blei zurück, nachdem sie von Linz bis Innsbruck unzählige Gefahren durch die Streifzüge der Franzosen glücklich überstanden hatten.

Diese wahrhafte Hülfe in der Noth erhöhte den Muth und die Ausdauer des kleinen Berglandes. Daß unter diesen Umständen die Baierischgesinnten noch weniger Rücksicht fanden, als früher, versteht sich wohl von selbst. Von einem Zusammenwirken der einzelnen Volksführer war auch in dieser Zeit nicht die Rede. Jeder handelte nach eigenem Ermessen, und so waren viele Anstalten gut gemeint, aber oft nicht zum besten getroffen. Auch zeigte sich bereits bei den Bauern einiges Mißtrauen, das sie mit jedem Tage mehr von Chasteler und Hormayr trennte, und zur Selbsthandlung ohne Rücksicht auf das Ganze trieb. Die aus der Verbannung, zum Theile aus baierischen Klöstern zurückkehrenden Priester und Mönche traten mit dem Tone von Propheten unter ihre Landsleute, aufgeregt, überspannt, und verhießen Zeichen und Wunder vom Himmel. Die Siege der Makkabäer gegen syrische Tirannei zogen durch die tirolische Phantasie. So gut diese Erhöhung der Gemüther in einzelnen Fällen wirkte, bildete sie doch in leisem Keimen jenen blinden Starrsinn

heran, wodurch die redlichste Kraft des Volkes gegen das Unmögliche getrieben, der vaterländischen Sache mehr schadete als nützte.

Chasteler, welcher am 2. Mai in Innsbruck angekommen war, stellte seine Truppen zwischen der letzteren Stadt und Hall auf, und verhielt sich zum Mißvergnügen der Bauern bis auf den 11. ganz ruhig. Dagegen rückten die durch Waffenglück in Oesterreich entbehrlich gewordenen Franzosen und Baiern auf Salzburg los mit unverkennbaren Absichten auf Tirol. Die letztgenannte Stadt ward von ihnen am 29. April ohne Widerstand in Besitz genommen, und Jellacich entwich mit 9000 Mann nach Radstatt. Während die Truppenabtheilungen Kronprinz in Salzburg zurückblieben, wendeten sich General Wrede, nicht zu verwechseln mit dem früher genannten Oberstlieutenant von Wreden, und Deroi, der erstere gegen den Paß Strub, der letztere gegen Kufstein. An den dortigen Gränzpässen standen fast nur Landesschützen mit sehr wenigen regelmäßigen Truppen. Keine rechtzeitige Kraft verband die zerstreut wirkenden Elemente zu sicherem Erfolge auf den entscheidenden Punkt.

In Innsbruck selbst ging es sehr verwirrt zu. Hormayr fuhr fort die wichtigen Beamtenstellen des Landes mit annehmbaren Tirolern zu besetzen, und steuerte dem Geldmangel nach Kräften. Zum letztern Zwecke bestimmte er den Zentner Salz in der Saline zu Hall auf 3 fl. 15 kr., und diese Wohlfeilheit eines der wichtigsten Lebensstoffe ward zur ergiebigen Geldquelle. Um den Schatz nicht sobald versiegen zu lassen, wurden die Salzarbeiter und Bergleute vom Landsturmdienste befreit, und zur Arbeit an Schacht und Pfanne gedrängt. Auch die Universität sollte vorschnell ins Leben treten, und die Studenten erhielten den Rath, statt den Waffen die Bücher zur Hand zu nehmen. Unausführbare Pläne zur Eroberung von Salzburg und eine Fülle wortreicher Proklamationen beschäftigten die Männer der That. Vorarlberg, Pusterthal und andere Winkel der Heimat fanden Beachtung, nur an

den Paß Strub schien Niemand zu denken. Dazu kamen entlaufene Tiroler aus den baierischen Reihen, die man nicht nach Wunsch schnell bewaffnen und ausrüsten konnte, und mehrten das Durcheinander von zersplitterten Kräften.

Während dieser Innsbrucker-Thätigkeit stießen Wrede an den Paß Strub, und Deroi über Sachering an die Thore von Kufstein, Einlaß fordernd, ins Land. Fenner, welcher die Vorhut der Oesterreicher führte, war durch den Doppelangriff aus einander gehalten, und überhaupt zu schwach einen entscheidenden Schritt zu thun, der namentlich am Passe Strub sehr am Orte gewesen wäre. Hier erfuhr Oppacher, welcher mit Joseph Hechenberger von Kitzbichl über zwei Landesschützenkompagnien befehligte, am 10. Mai das Annahen der Baiern unter Wrede mit großer Macht im Verhältnisse zu seinem Häuflein, ohne Möglichkeit sich in der kurzen Zwischenzeit auf erwünschte Weise zu verstärken. Sein Ruf um Verstärkung fand unbegreiflicher Weise keine Erhörung. Fenner schien sich in der seltsamsten Geistesverwirrung um diesen wichtigsten Eingang ins Land gar nicht zu kümmern. Die Macht der Landesvertheidiger bestand am 11. Mai in 300 Tirolern, zwei halben österreichischen Regimentern, zwei Sechspfündnern, und den nöthigen Kanonieren, die letztern zu bedienen. Eine Nachsendung von Leuten und Kriegsbedarf, klein und unbedeutend, ging durch mißverstandene Befehle für den Tag des Angriffs verloren. Wrede schritt am Himmelfahrtstage, der auf den 12. Mai fiel, zur Feindseligkeit mit einem fürchterlichen Feuer auf den Paß. Aber der Angriff mißlang, die Baiern wurden von den Tirolern mit großem Verluste zurückgedrängt. Ein zweiter Versuch in größter Anstrengung erneuert, um in den Paß zu dringen, mißglückte ebenfalls an den scharfen Schüssen der gutaufgestellten Schützen. Obgleich durch eine Granate, die hart an den zwei Kanonen platzte, sieben Kanoniere kampfunfähig wurden, und die Geschütze auf tirolischer Seite zum Schweigen brachte, so wurde nichts desto weniger trotz des furchtbarsten Geschützfeuers der

Baiern das Vordringen der letztern am rechten Ufer des Thalbaches durch abrollende Steine vereitelt. Doch erschöpfte sich die schwache Besatzung durch die fortgesetzten Anstrengungen der Feinde und fing an an Schießbedarf Mangel zu leiden. Diesen Augenblick scharf auffassend, erneuerte Wrede um 3 Uhr Nachmittag den Sturm mit einer ungemeinen Heftigkeit, umging zu gleicher Zeit den Paß auf der von Schützen entblößten Seite, und kam der tapfern Schar in den Rücken. Oppacher, von allen Seiten in die Mitte genommen, drang mit unglaublicher Fassung an der Spitze seiner Tapfern, zwar mit bedeutendem Verluste, aber glücklich durch die Feinde, und warf sich in die Gebirge von Pillersee. Selbst die Feinde bewunderten an diesem Tage die Tapferkeit der Tiroler. Siebzehn Mann Oesterreicher fielen in baierische Gefangenschaft, und 70 Tiroler blieben todt auf dem Platze. Der Verlust der Baiern, obgleich verheimlicht, mußte sehr beträchtlich gewesen seyn, da sie so viele verwundete Offiziere mit sich führten.

Fenner sammelte die fliehende Mannschaft zu St. Johann, und zog sich gegen Söll zurück. Während das an der Gränze vorfiel, erreichte die Vorhut der Hauptmacht unter Chasteler am 12. Kundl. Um dieselbe sammelten sich die vorgeschobenen Heertheile Fenners von St. Johann, Göldlings von Kössen und Reissenfels's von Kufstein, durch Märsche und Mühsal entkräftet, und durch die entschiedene Uebermacht des Feindes in der Siegeshoffnung mehr als erschüttert. Die im Ganzen nicht über dreitausend Mann starken Oesterreicher waren von Rattenberg bis Söll in einer unverhältnißmäßig langen Linie aufgestellt, und an beiden Flanken ungedeckt, da der Landsturm unter Straub nur sehr wenig mitwirken konnte, weil die offenere Gegend seiner Thätigkeit ungünstig war. So schien die österreichische Macht wie ein Brocken zum Imbiß hingestellt. Wrede zog am 13. Morgens, im Vereine mit Deroi, der mittlerer Weile Kufstein erobert hatte, zur ententscheidenden Schlacht heran, 10,000 Mann stark. Seine

durch die Umstände erhitzten Krieger hatten unerhörte Ausschweifungen und Kirchenfrevel auf tirolischem Boden begangen, so daß der General selbst sich über ihre Mordthaten, Plünderungen und Feuerlegungen beklagte. In der Kirche zu Waidring ward der Tabernakel zerbrochen, und die geweihten Hostien auf dem Boden umhergestreut. Viele Wehrlose fanden allerwärts martervollen Tod, und die Ueberlebenden qualvolle Mißhandlung. Das wirkte abschreckend auf den Landsturm, welcher die Sache verloren gab, weil es ihm an Vertrauen zu den genommenen Maßregeln fehlte. Wrede griff am 13. früh die Oesterreicher bei Söll an, und warf sie ins Thal des Inns zurück. Chasteler nahm eine scheinbare feste Stellung an der Grattenbrücke und auf dem nahen Berge, und widerstand dem Feinde etwa eine Stunde lang mit vieler Tapferkeit. Straub that mit den Männern von Hall und der Nachbarschaft bei dieser Gelegenheit wie ein herzhafter Mann. Der offenbaren Uebermacht nachgebend, ging Chasteler nach Wörgl zurück, und beschloß hier die letzte Entscheidung zu wagen in unglücklichen Ortsverhältnissen auf weitgestreckter Fläche. Die Oesterreicher und die Tirolerschützen begannen den Kampf mit Muth und Glück. Als aber die gesammte Macht der Baiern und Franzosen einstürmte, ward die schwache Linie der Oesterreicher gesprengt, Reiterei und Fußvolk in die Flucht geschlagen, und alles Geschütz erobert. Chasteler rettete sich durch sein gutes Pferd nach Rattenberg. Seine flüchtigen Truppen zerstreuten sich nach allen Seiten, und nur wenige gelangten durch das waldige Innufer begünstiget in die letztgenannte Stadt.

In dieser entstand die größte Verwirrung. Man konnte nicht daran denken, sich hier in unvortheilhafter Stellung zu halten. Allgemeine Flucht nach Schwaz riß ein. Der Verlust der Oesterreicher an diesem Unglückstage betrug 600 Mann, 20 Pferde und 6 Geschütze, unmäßig vergrößert durch unstatthafte Schlachtberichte der Baiern. Als Wrede in Kundl einzog, machte sich an seiner Seite auch der Reichsmarschall

Lefebre bemerkbar, welcher der eigentliche Oberfeldherr des feindlichen Einbruches war, aber Wrede gern gewähren ließ in Verhältnissen, die ihm noch ganz unbekannt waren. Ueberall fielen große Ausschweifungen der Soldaten vor, und nirgends war ein ernstlicher Wille ersichtlich, den Freveln Einhalt zu thun. Abends erreichten die Feinde Rattenberg, und machten hier einen unerwarteten Stillstand, zunächst wohl aus Furcht vor den Tirolern, die Wrede nur zu gut kannte, deren Zahl eher wuchs, als abnahm, sodann auch, weil Nachricht einging, Jellacich habe, leider zu spät, eine österreichische Streifschar den Tirolern zu Hülfe nach St. Johann in Pongau entsandt. Die überraschten Bauern faßten wieder neuen Muth, und einen tödtlichen Haß gegen Chasteler, als er durch unzweideutige Anstalten den Entschluß verrieth, sich an den Brenner zurückzuziehen. Zu Hall wäre er beinahe getödtet worden; nur durch die heiligsten Verpflichtungen und Eidschwüre half er sich aus dem Schwarm der Wüthenden. Selbst in Innsbruck betrat er die Burg nicht, sondern übernachtete im Reinhart'schen Hause, um desto sicherer zu seyn. Man kann sich die Verwirrung denken, welche in Innsbruck durch diese unglücklichen Ereignisse entstand. Viele ehrenhafte Männer verloren ihre Fassung. Baron Hormayr eilte mitten im Sturmläuten und fassungslosen Hin- und Herrennen der Hauptstädter nach Südtirol, angeblich um daselbst wirksamen Widerstand gegen das Vorrücken der Feinde anzuregen, während man die Landesschützen und die regelmäßige Mannschaft gegen die Volderer Brücke aufstellte, mit vollkommen gesichertem Rückzuge nach dem Brenner auf der Ellbögnerstraße. Chasteler begab sich nicht ohne Gefahr eines Angriffes auf seine Person von Seiten der Bauern nach Steinach, wo er sein Hauptquartier aufschlug. In Innsbruck schalteten die Bauern barsch und ungezügelt, ohne jedoch Unordnungen von Bedeutung zu verüben. Die Gemüther der Stadtbewohner neigten sich immer mehr zur freiwilligen Unterwerfung, um dem Mord und Brande zu entgehen, welcher die Baiern auf

ihrem Zuge überall begleitete. Leichtgläubige verbreiteten das Gerücht, die Baiern seien in voller Flucht durch Achenthal, Jellacich dränge hinter ihnen her, die Oesterreicher hätten die Franzosen bei Wien aufs Haupt geschlagen. Um so schmerzlicher war die Enttäuschung.

Am 14. Mai Morgens setzten sich die Baiern und Franzosen von Rattenberg bis Straß in Bewegung. Die Berghöhen waren von Bauern umschwärmt, von der Brettfall begrüßte sie zuerst der tirolische Kugelregen aus Zillerthal, und gab ihnen aus jeglichem Waldversteck bis Schwaz viel zu schaffen. Dadurch stieg ihre Erbitterung auf den höchsten Grad. Als sie am anderen Morgen sich Schwaz näherten, fanden sie im Thale hartnäckigen Widerstand. Die Oesterreicher, 500 an der Zahl mit 25 Reitern, hielten St. Martin am Eingange in den Markt besetzt. Taxis befehligte die Vorhut unter dem General Buol. Die Landstürmer standen unter Straub's Befehlen zu beiden Seiten des Inns, namentlich in der festen Stellung beim Schlosse Freundsberg. Um 2 Uhr Nachmittag zeigten sich die ersten feindlichen Reiter. Die allmälig heranrückende Vorhut der Baiern ward von den Unsern zweimal im mörderischen Kampfe zurückgeworfen, und die Schüsse der rings schweifenden Schützen thaten ihre volle Wirkung. Wrede suchte einerseits die Innbrücke, andererseits das Schloß Freundsberg zu gewinnen, und wurde nach hartnäckiger Gegenwehr Meister der Hauptgasse des Marktes. Dem groben Geschütze, das nun zu spielen begann, konnten die Oesterreicher nicht widerstehen. Als sie nach vielem Blutvergießen von der Innbrücke verdrängt waren, zogen sie sich auf der Landstraße gegen Volders zurück, und die Landesschützen folgten ihnen auf den beiderseitigen Gebirgen. Die Sieger lagerten sich theils dieß-, theils jenseits des Inns.

Ihre Wuth brach nun über den Markt Schwaz herein, wie die Geschichte der neuern Zeit kein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat. Plünderung, Nothzucht, Mord, Entheiligung der Kirchen und Heiligthümer verwandelten ihn in ein grau-

senhaftes Bild des Jammers. Selbst die Berichte der Feinde gestehen ein, daß die Blut- und Mordgeschichten in Schwaz ohne Gränzen gewesen seien. Ein bairischer Soldat, weicher als seine Genossen, lehnte sich beim Anblicke der unerhörten Gräuel an eine Mauer und rief schaudernd aus: „Großer Gott! du bist gerecht, diese schrecklichen Gräuelthaten mußt du strafen!“ Um 4 Uhr Nachmittag griff der gelegte Brand im Markte um sich, und loderte als Seitenstück auf zum Dorfe Vomp, das jenseits des Inns ebenfalls in hellen Flammen stand. Eine Bitte des um Schonung flehenden Volkes konnte in der allgemeinen Zügellosigkeit bei Wrede keine kräftige Erhörung finden. Die Flammen nahmen überhand, und drangen von der Spitalseite in den eigentlichen Markt ein, von wüthenden und betrunkenen Soldaten geschürt. Da bei gänzlicher Windstille die Verbrennung des Marktes nicht gelang, so ward sie am 16. Mai mit zügelloser Wuth erneuert. Bei einbrechender Nacht rannten die Baiern mit flammenden Bränden umher, mit so wirksamem Erfolge, daß bei 200 Häuser zugleich im Feuer standen. Um Mitternacht wogte ein Flammenmeer von einem bis zum andern Ende des einst wohlhabenden Marktes. Nur das Franziskanerkloster und ihre Kirche wurden durch einfallenden Südwind, und die Pfarrkirche nach der Sage von einem ehrenhaften bairischen Offizier gerettet, während der angränzende Palast des Grafen von Tannenberg in Asche sank. Aus den Lagern der Feinde scholl zu diesem Flammenschauspiel wilder Jubel und kriegerische Musik. Bei 400 Häuser, 3 Kirchen, 2 Spitäler, 6 Getreidekästen, Erzhütten, die Fleischbank und andere Scheunen waren niedergebrannt. Der Schaden belief sich nach gerichtlicher Schätzung blos im Markte Schwaz an Gebäuden auf 652,795, an Einrichtung auf 706,330, und an Plünderung auf 258,926, zusammen auf 1,618,051 Gulden, ungerechnet den Verlust der Umgegend und des Staatsschatzes. Als Lefebre, welcher bis zum 16. in Wörgl verweilte, nach Schwaz kam, mißbilligte

er unverholen diese Wuth ergrimmter Krieger. General Deroi folgte ihm nach, bewies sich überall freundlich, und an seinen Truppen war keine Spur von Rache zu bemerken. Vielmehr stellte er Schutzbriefe aus gegen zuchtlose Beraubung, unter andern auch dem Pfarrer von Straß.

Chasteler gab von Steinach aus Befehle und Gegenbefehle, wie es geschieht in verworrenen Lagen und bei schwankenden Entschlüssen. General Buol zog sich wirklich in der Nacht auf den 17. Mai auf den Brenner zurück, heimlich vor den Bauern, die er durch scheinbare Bewegungen gegen den Feind getäuscht hatte. Daselbst traf auch General Schmidt aus Pusterthal ein. Der General Marschall wurde mit jeder Stunde vom Eisack her erwartet.

Südtirol hatte während dieser Zeit weniger vom Feinde zu leiden als Nordtirol. Marschall war bisher in Brixen gestanden, um die Verbindung zwischen beiden Heerestheilen aufrecht zu erhalten. Nur Leiningen und Hofer hielten mit geringer Mannschaft Roveredo besetzt, im besten Einvernehmen und zum Wohlgefallen der wälschen Südtiroler, welche für den Sandwirth lebhafte Zuneigung faßten. Aber der französische General Ruska warf sich mit ungefähr 6000 Mann am 3. Mai mit leichter Mühe nach Trient, und drängte den Leiningen und Hofer nach Lavis herauf. Da er aber durch die Ereignisse in Oesterreich als Verstärkung der Hauptarmee nöthig geworden war, so eilte er am 6. schon wieder von Trient weg, und schloß sich durch Valsugan der vorrückenden Armee des Vizekönigs von Italien an. Leiningen nahm wieder Besitz von Trient, und die südliche Landesgränze hatte einige Zeit vollkommene Ruhe. Hofer hatte mit dem Erzherzog Johann unmittelbare Verbindungen durch treue Boten angeknüpft, und von ihm ermächtigt, wirkte er im ganzen Südtirol auf regelmäßigere Bewaffnung des Landvolkes hin, da er sich auf das Militär nicht gehörig verlassen zu können glaubte. Und in der That eilte Chasteler nach Bruneck und ordnete allgemeinen Rückzug an,

einzig mit dem Gedanken beschäftigt, sich die Verbindung mit dem österreichischen Heere durch Pusterthal zu Nutzen zu machen. Napoleon hatte ihn nämlich in einem Anfalle von Zorn über die Volkserhebung in Tirol von Schönbrunn aus als todeswürdigen Räuber und Mörder erklärt, und befohlen, ihn schmählich hinzurichten, sobald man seiner habhaft werde. Diese unwürdige List des französischen Kaisers nahm ihm alle Fassung und Würde. Er war wie ausgewechselt, ein kopfloser, verzagter, für Tirol wie nicht vorhandener Geist. Hofer, in möglichster Eile zu Brixen angekommen, und von dem unerwarteten Rückzuge unterrichtet, trat mit immer größerem Einflusse in den Vordergrund, und beschloß in den Lauf der tirolischen Angelegenheiten entscheidend einzugreifen. Mit dem unthätigen General Marschall unzufrieden, hatte er bereits für Südtirol den muthigen Leiningen als Ober-Befehlshaber vom Erzherzog Johann begehrt und erhalten. Er sammelte seine Scharen aus Passeier, Burggrafenamt und Vintschgau im eiligen Zuge nach Sterzing. Die Passeirer bewiesen sich besonders willig. Sie äußerten laut: „Mehr als gestorben kann es nirgends sein, und anderes steht uns doch nichts bevor. Lieber vor dem Feinde sich wehren und stellen, als mit Habe und Gut ein Opfer seiner wilden Wuth werden.“ Hofer selbst holte den General Chasteler in Bruneck ein, und suchte ihn zu bewegen, daß er mit seiner Mannschaft im Lande bleibe, und mit der bereits erhaltenen Erlaubniß des Erzherzogs Johann dasselbe als natürliche Bergfestung vertheidige. Er hatte noch 13,000 Mann, die mit dem massenhaften Landsturme vollkommen hinreichten zur Behauptung des Landes. Einen Augenblick schwankte der tapfere Mann wirklich, ob er nicht nach der vorgehaltenen Palme greifen sollte, und machte eine rückgängige Bewegung nach Mühlbach. Buol, der in 6 Tagen 15 widersprechende Marschbefehle erhalten hatte, rückte auf seinen Befehl in die Brennerschanze zurück. Aber in der Nacht vom 20. auf den 21. Mai kehrte Chasteler plötzlich

um, und trat über Lienz und das Gailthal den Rückzug an, zum Anschlusse seiner Krieger an die Heeresabtheilung des Erzherzogs Johann. Aber Leiningen blieb zurück, und stellte sich beim General Buol auf dem Brenner. Man meinte, er würde den Oberbefehl über alle Streitkräfte übernehmen. Er lehnte es jedoch ab, und dachte während der Zufälle im Innthale die Südgränze des Landes zu schützen, wo es wieder unruhig zu werden anfing. Gegen den ausdrücklichen Befehl Chastelers stellte er sich mit seinem kleinen Häuflein in der Schanze von Salurn auf. Während nun Hofer mit seinen Leuten und der Mannschaft Buols die Region der Sill besetzte, zog sich sein Freund Straub mit den Schützen des Innthals auf die rechte Seite des Inns, und stellte die Verbindung mit dem erstern her.

In Innsbeuck blieb keine Wahl übrig, als mit dem Feinde sich gütlich abzufinden, um blutige Rache abzuwenden. Die besonnensten Männer riethen zur Unterwerfung. Teimer, so eben von der Nordgränze daselbst angekommen, zog eiligst nach Volders zur Befehligung der Vorhut des Landsturms. Durch geschickte Unterhandlung gelang es ihm, von Wrede einen dreitägigen Waffenstillstand zu erhalten, um die Gemüther der Bauern zu beschwichtigen, und unnützes Blutvergießen durch abermaliges Zusammentreffen zu verhüten. Es war eine schwere Aufgabe, die erbitterten Stürmer zu überreden, daß Innsbruck vor Wrede's Kriegsmacht nicht zu halten sei. Furchtbare Verwünschungen über Chasteler wurden gehört, und die entzügelte Wuth steigerte sich bei einzelnen bis zum Wahnsinn. Zwei Gesandtschaften der Einwohner Innsbrucks wendeten sich zu gleicher Zeit an Wrede und die Bauern, um den erstern für 24 Stunden Verzug über den Waffenstillstand hinaus zu gewinnen, und die letztern zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Der feindliche Feldherr schlug zwar den nachgesuchten Verzug ab, erklärte aber Schonung eintreten zu lassen, wenn die Bauern abzögen. Am 20. Mai 9 Uhr Morgens, brach Wrede von den

Vomper Feldern am linken Innufer gegen Innsbruck auf, während Deroi am rechten weiter zog. Die Landstürmer entfernten sich in gleicher Richtung, oft neben den Feinden, welche sich wohl hüteten, sie durch zwecklose Angriffe zu reizen. In Hall wollte Teimer und der Adjutant Chastelers, Weyder, mit Wrede unterhandeln, und die versprochene Schonung durch einen Vertrag sicherstellen. Wrede wies den Antrag zurück, da er von Chasteler, einem Geächteten, auszugehen scheine, mit dem er nie unterhandeln könne, und setzte seinen Zug in die Hauptstadt fort. Am Weichbilde der letztern kamen ihm mehrere Beamte entgegen, an deren Spitze der Vicepräsident des Appellationsgerichtes, Freiherr v. Welden, ein Baier und Wreden's Bekannter. Man läutete alle Glocken zum Einzuge. Am Landhause empfingen den General Graf Tannenberg, und die Mitglieder der Schutz-Deputation. Wrede hielt an sie eine derbe Anrede, und machte namentlich dem „blinden Salamander" unbedachte Vorwürfe. Die meisten Baiern lagerten sich auf den Wiltauer Feldern, Deroi's Scharen am linken Innufer mit vorgeschobenen Posten bis nach Zirl, wohl zur Stützung des bairischen Grafen Arko, der an der Scharnitz eine Freischar gebildet, um die tirolischen Gränzpunkte zu beunruhigen, und die von Füssen gegen Reutte vorgegangenen Baiern zur Beharrlichkeit in ihrem Unternehmen zu ermuthigen.

Sogleich mußte nach den Befehlen des Siegers eine Deputation, bestehend aus dem Grafen von Tannenberg, Roger Schranzhofer, Joseph Habtmann und Joseph Lener, Gastwirth zu Mieders, zur Abbite an den König von Baiern nach München, und eine andere aus zwei Nord- und zwei Süd-Tirolern an den Kaiser Napoleon nach Wien abgehen. Die erstere reiste wirklich übereilt nach München, während die letztere unter annehmbaren Vorwänden zögerte und durch den Umschwung der Ereignisse des Geschäftes enthoben wurde. Am Abende des nämlichen Tages langte der Herog von Danzig mit dem Generalstabe in Innsbruck an. Er machte

Napoleons Einzug in Wien durch den Druck bekannt, und lobte die Tiroler, daß sie zu ihrer Pflicht zurückgekehrt seien, in der einfältigen Meinung, nun sei mit der Hauptstadt wirklich das ganze Land unterjocht. Die Ernennung von drei General-Kreiskommissären, die Eröffnung der Universität, und ein Dankgottesdienst in der Pfarrkirche, welchem Lefebre in Person beiwohnte, folgten sich rasch auf einander. Aber schon beim letztern erschien wenig Volk; der innerste Sinn desselben widerstand einer solchen Heuchelei, dem „Gott Dich loben wir" zum Danke fürs eiserne Joch französischer Knechtung beizuwohnen. Auch bei der kriegerischen Musik des nämlichen Tages auf dem Rennplatze fanden sich kaum 20 Menschen ein. Die Aeußerungen der Baiern verletzten das tirolische Gemüth, und wo die Seele im innersten Grunde trauert, ist kein Verständniß für herzlose Frivolität, wenn sie auch in Harmonien spricht. Die von der Plünderung durch gemessenen Befehl ausgeschlossenen Soldaten gingen desto verschwenderischer mit den Lebensmitteln um, und drückender Mangel stand vor der Thüre. Vom Lande kamen keine Zufuhren, und die gewöhnlichen Wochenmärkte hörten ganz auf. Aber auf einmal langte die Nachricht von der für die Franzosen unglücklichen Schlacht von Aspern in Innsbruck an, die man natürlich vor den Tirolern sehr heimlich hielt. Aber die plötzliche Abreise Lefebre's mit der Division Wrede's nach Salzburg sprach für Scharfsichtige von selbst.

XIV.

Hofer rückt gegen Innsbruck. — Er siegt bei Innsbruck über Deroi, welcher das Land räumt. — Zweite Befreiung des Landes. — Anstrengungen der Tiroler zur Verbindung mit Oesterreich. — Gerüchte von Waffenstillstand und Frieden Oesterreichs mit Napoleon.

Sogleich nahm der Muth der Bauern einen höhern Aufschwung. Deroi mit seiner geminderten Mannschaft verlor doppelt, einmal durch den Abgang von Leuten, sodann durch das steigende Selbstvertrauen der Tiroler. Man fing an den Schmerz über Chastelers Abzug zu vergessen, im Gefühle größerer Freiheit der Landesvertheidigung. Selbst über Hormayr's Abwesenheit war die Freude allgemein. Dieser letztere machte im südlichen Tirol wunderliche Kreuz- und Querfahrten, angeblich den Landsturm aufzuregen, aber es kam von seiner Thätigkeit nichts zum Vorschein. Sein längerer Aufenthalt in Nauders und an den benachbarten Gränzen der Schweiz machte ihn des Vorhabens verdächtig, für jeden Nothfall sogleich aus Tirol zu fliehen, und in der That läßt sich auf historischem Wege nichts dagegen anführen. Erst als er die Landesvertheidiger auf den Iselhöhen wußte, kampfbereit, wagte er sich nach Landeck weiter, um mit Teimer den Oberinnthaler Landsturm auf Innsbruck losbrechen zu lassen, aber auch in diesem Vorhaben nicht ganz mit raschem Erfolge, wie wir gleich sehen werden. Man wollte zum ersten Male in diesem ereignißreichen Jahre von tirolischer Seite zeigen, daß man Worte entbehren könne, im Bewußtsein entscheidender Thatkraft in Land und Leuten.

Hofer trat ohne Hehl mit unzweideutigen Briefen von Erzherzog Johann hervor, in denen er als Oberkommandant von Tirol im Namen des Kaisers bezeichnet war, und die Anerkennung dieser Würde im Sandwirthe durch alle Volksführer in Nord- und Südtirol ließ keinen Augenblick auf sich warten. War er doch nur der einfache, ehrliche Ausdruck des bessern Volksgeistes der verschiedenartigen Stämme im Lande. Und dieses Bild schmeichelte allen Volkskönigen mehr als man glaubt. Es ist dabei nicht einmal die Frage, ob diese Versinnlichung des Gesammtwillens im schlichten Sandwirth aller Schwächen bar und ledig gewesen. Das Volk war auf seine eigene Kraft gestellt, und es ist verzeihlich, daß es nur von sich selbst Rath annehmen wollte. So sehr und so viel daher Schriftgelehrte und Pharisäer an Sandwirths Geist und Gemüth auszusetzen haben mögen, das war eben das Eigenthümliche der damaligen Weltlage, daß alle Weisheit der Welt schal, und aller Verstand der Verständigen rathlos geworden, und nur im tiefinnersten Gemüthe des Bergvolkes noch Abscheu genug vorhanden war gegen die Korruption der Zeit. Hofers Macht gegen Deroi bestand in Schützen-Kompagnien zu 6000 Mann, unterstützt durch 800 Mann Militär mit 4 Dreipfündern und 2 Sechspfündern. Dagegen besaßen die Feinde in Innsbruck 7000 — 8000 Mann Fußgänger und 800 — 900 Reiter mit 20 Kanonen. Es lag in der Natur der Sache, daß Hofer, je weiter er vorrückte, desto größere Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Beim besten Willen der Innthaler war die Furcht vor dem unglücklichen Ausgange eines Kampfes gegen die Uebermacht der Feinde nicht ganz abzuweisen, Angesichts der Verwüstung des Marktes Schwaz. Dessen ungeachtet beschloß er zu Steinach schon am 25. Mai die Baiern anzugreifen, vorzüglich im Vertrauen auf die Männer des Burggrafenamtes, die ihm zahlreich gefolgt waren. Er tröstete sich mit der Hülfe Gottes in seinem Vorhaben, und feuerte auch seine Leute durch religiöse Gründe zur Tapferkeit an. Er sagte

es offen heraus: „Wir müssen für Gott, für die Verfassung des Landes und die alte Herrschaft siegen oder sterben." Der Weltpriester Joseph Alber hielt am 24. Abends auf dem Schönberge eine Anrede an die Schützen, ermunterte sie durch Zusicherung der göttlichen Hülfe, und forderte sie auf, ihre Sünden zu bereuen. Hierauf sprach er mit lauter feierlicher Stimme sie alle los von ihren frühern Vergehen, und zeigte ihnen den Weg zur Buße in dem Kampf. Hofer selbst erhob hierauf seine Augen und Hände zum Himmel, und machte dem Herrn des Himmels und der Erde fromme Gelübde für die Gnade des Sieges, darunter namentlich das Herz-Jesu-Fest alljährlich zum Danke durchs ganze Land feierlich begehen zu lassen. Dadurch kam Halt und Begeisterung in seine Scharen, und der Ruf zum Kampfe erscholl von allen Seiten. Da die Feinde in Innsbruck noch keinen Begriff von der Möglichkit eines Angriffes hatten, und der tirolische Landsturm überhaupt das Zuwarten nicht liebt, so schritt Hofer mit seiner Mannschaft und dem nicht ganz willigen Militär unter den Bauern in drei Abtheilungen auf die Anhöhen vor, welche an der Sillmündung Innsbruck beherrschen. Auf dem rechten Flügel stand Oberstlieutenant Reissenfels, unter ihm als Führer der Vorhut Oberlieutenant von Leis mit zwei Kanonen, und schloß sich bei Patsch an den Landsturm unter Joseph Speckbacher an, welchen letztern Straub dem Hofer zu Hülfe gesandt, und als besonders tüchtig empfohlen hatte. Derselbe war ums Jahr 1767 in der Gemeinde Gnadenwald nächst Hall geboren, der Sohn eines schlichten Bauers. Durch eine glückliche Heirath mit einer wohlhabenden Bauerntochter zu Rinn erwarb er sich eine unabhängige Stellung im letztgenannten Dorf, und zeichnete sich früh durch seinen scharfen Verstand aus, dem eine mächtige Leibeskraft zur Verfügung stand. Mit persönlicher Kühnheit verband er List und Klugheit, und eine unermüdliche Beharrlichkeit. Die günstige Stunde mit überraschender Schnelligkeit zu nutzen, machte ihn im Gebirgs-

Kriege furchtbar. Er hatte an sich nur einen Feind zu zügeln, ein Leichtnehmen, das oft in Vermessenheit überging. Jedenfalls war er für den gegenwärtigen Bedarf eine unschätzbare Erwerbung für Andreas Hofer. Auf dem linken Flügel, welcher sich über Mutters und Natters gegen die Gallwiese zog, drangen die Schützen des Burggrafenamtes in 9 Kompagnien mit einigen Jägern vor, vom Grafen Hendl und Glatzl befehligt. Als die Frage aufgeworfen wurde, wer sich an die Spitze des Angriffs stellen sollte, trat Flarer, Hauptmann der Kompagnie des Dorfes Tirol, der Vater des Professors Flarer in Pavia, aus den Reihen, und erklärte, dieser Ehrenposten sei von jeher ein Vorrecht der Tiroler Schützen gewesen. Der Ernst des Mannes trieb festen Männern Thränen in die Augen, und ward von Allen als geschichtlich begründet anerkannt. Das Mitteltreffen bewegte sich unter Hofer und Oberstlieutenant Ertl mit zwei Kanonen auf der Poststraße gegen den Berg Isel. Leider war das Zusammenwirken der einzelnen Heerhaufen nicht gehörig geordnet. Der Jägerkommandant des rechten Flügels verleitete durch thörichte Hitze die Bauern vor der bestimmten Zeit zum Angriffe, fast drei Stunden früher als die übrigen Streiter ins Gefecht kommen konnten. Diese Uebereile machte die Feinde aufmerksam auf die Gefahr. Generalmarsch ertönte, und die Baiern rückten in drei Treffen mit großer Entschlossenheit heran, mit der Hauptmacht gegen den Berg Isel und die Anhöhen von Patsch.

Um 4 Uhr nach Mittag wurde der Kampf allgemein, und auf beiden Seiten so heftig, daß oft Mann gegen Mann erbittert anrangen. Ganz Wiltau war in Rauchwolken eingehüllt durch die bairischen Kanonenschüsse, welche aber selten trafen. Zahlreiche Verwundete wurden in die Stadt geliefert, und erfüllten den vorsichtigen Deroi mit solchem Mißtrauen auf seine Sache, daß er die Kriegskasse nach Hall liefern ließ. Trotz aller Anstrengung der überlegenen Feinde blieben die Bauern im Besitze der Iselhöhen, aber auf die

Ebene vorzurücken fühlten sie sich zu schwach. So dauerte das Gefecht bis tief in die Nacht ohne entscheidenden Erfolg. Graf von Stachelburg, der letzte männliche Sprosse seines uredeln Hauses fiel gleich beim Beginne des verwirrten Kampfes, ungewiß ob durch eine Kugel der Feinde oder Freunde, wohl der wichtigste Verlust für die Tiroler. Er ward in Mutters begraben. Beide Theile zogen sich wieder in ihre alten Stellungen zurück, und Hofer nahm sein Haupt-Quartier in Matrei. Seine Vorposten hielten den Schönberg und die Höhen von Patsch besetzt. Der Verlust belief sich für die Baiern auf 300 — 400 an Todten und Verwundeten, und auf 8 Todte, 20 Verwundete und 6 Gefangene für die Tiroler.

Deroi fühlte das Bedenkliche seiner Lage im durchweg feindlichen Lande, und konnte dessen ungeachtet keine genügende Unterstützung von Salzburg erhalten, da Napoleon nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Aspern alle verfügbaren Kräfte an sich zog. Er suchte durch große Mäßigung und Menschenfreundlichkeit die Tiroler entweder zu entwaffnen, oder mit ihnen ein gütliches Uebereinkommen abzuschließen, aber vergeblich. Es blieb daher nichts übrig, als noch einmal das Waffenglück zu versuchen. Auf beiden Seiten wurden dazu die eifrigsten Vorbereitungen getroffen. Hofer suchte sich aus dem Etschlande und durch den Landsturm der Oberinnthaler zu verstärken, welchen ihm Teimer hätte rechtzeitig zuführen sollen. Dieser war aber durch die Streifereien des Grafen Arko bis Zirl und Kranewitten gehindert, und nicht ohne Mühe konnte er den letztern aus dem Lande drängen, und auf diese Weise den Rücken der Feinde bei Innsbruck bedrohen; leider zu spät für ein wirksames Einschreiten im rechten Augenblicke des Kampfes. Glücklicher erfolgte der Zuzug der Südtiroler. Valentin Tschöll rückte nach Bozen und zwang die Städter mit Androhung von Gewalt zur thätigen Theilnahme. Munitions-Wagen, durch die Schützen des Pusterthales den abziehenden

Oesterreichern abgenommen, erschienen zur rechten Zeit am Brenner, dem drückendsten Mangel abzuhelfen. Auch General Buol steuerte für die Schützen einiges Pulver bei, da Blei im Ueberflusse vorhanden war. Die Weiber machten sich ans Kugelgießen und verfertigten Patronen für ihre Männer. Vom Hormayr, dessen thatsächliche Förderung nirgends zu Tage trat, wendete sich der Volkssinn immer mehr ab, und seine lügenhaften, selbstlobhudelnden Berichte erbitterten alle Gutgesinnten. So war Hofer in kurzer Zeit in ehrfurchtgebietender Stellung, daß im Lager der Feinde über diese Erstarkung der tirolischen Volkssache nicht die beste Stimmung herrschte. Selbst Aeußerungen wurden laut, man solle Soldaten gegen Soldaten, nicht gegen Bauern ins Gefecht führen, wo jeder Anhaltspunkt zum Siege fehle. Selbst als Deroi durch drei aus der Gefangenschaft entlassene Bauern Friedensanträge machen ließ, fand er kein Gehör, weil die Tiroler um jeden Kosten die Baiern verjagen wollten.

Hofers Angriff, am 28. erwartet, erfolgte am 29. Morgens früh. Die Feinde hielten sich in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai in ihren Stellungen kampfbereit, das rechte Treffen gegen die Gallwiese mit den Vorposten auf Mutters und Natters, das Mitteltreffen auf dem Iselberge mit der äußersten Spitze am Gärberbache, das linke Treffen von der Sillbrücke bis nach Ambras mit den vorgeschobenen Posten in der Gegend von Lans. Die Nachhut stand auf den Wiltauerfeldern. Die Tiroler rückten fast in gleicher Ordnung vor wie am 25. Der rechte Flügel unter Reissenfels auf der Ellbögnerstraße mit 2000 Tirolern aus dem Wipp- und Pusterthale dehnte sich über das ganze östliche Mittelgebirge bis zum Judenstein aus, an welchem letztern Orte Straub und Speckbacher gegen die Innbrücken bei Hall und Volders wirkten. Ein Versuch der Baiern am 28. über dieselbe das rechte Innufer zu gewinnen, mißlang durch Speckbachers kühne Angriffe, die von sichern Scharf-

schützen gedeckt waren. Auf dem linken Flügel trat der Kapuziner Joachim Haspinger das erste Mal einflußreich auf. Mit dem Kreuz in der Hand hauchte er seinen Scharen Muth und Todesverachtung ein. Auch er war eines von den schwachen Werkzeugen, die Großes bewirkten durch richtige Auffassung der Nothdurft für das Volk. Viele Vorzüge des Geistes mochten ihm fehlen, aber Popularität, Anhänglichkeit an Oesterreich, und eine auf den kühnsten Hoffnungen ruhende Zuversicht ohne Begehr nach Gründen für seine Urtheile und Meinungen halfen ihm über alle Schwierigkeiten hinweg. Hofer und Oberstlieutenant Ertl, welcher den Schlachtplan entworfen hatte, rückten auf der Poststraße langsam gegen die Iselhöhe vor mit 8000 Mann und 4 Kanonen, wovon aber eine Abtheilung an die Innbrücke bei Zirl abgehen mußte, da sich noch immer kein Landsturm aus Oberinnthal zeigte. Die äußerste Spitze des rechten Flügels unter Straub eröffnete den Kampf mit einem Sturme auf die Volderer Brücke. Sie ward erobert und abgetragen. Oberlieutenant von Leis und Speckbacher schlugen die Baiern an der Haller Innbrücke dergestalt, daß diese in eiligster Flucht sich in die Stadt retten, und zu ihrer Sicherheit die Brücke abtragen mußten. Reissenfels warf die Feinde von Patsch auf die Ebene zurück, und nahm das Schloß Ambras. Mit gleicher Leichtigkeit säuberten die Meraner Schützen die Anhöhen von Mutters und Natters, und setzten sich auf der Gallwiese fest. Auch im Mitteltreffen hatten die Fortschritte an beiden Nebenflügeln bewirkt, daß das baierische Haupttreffen an den Fuß des Iselberges zurückwich. So standen sich beide Linien am Anstieg der Gebirge ganz nahe gegenüber.

Da setzte sich die Nachhut der Feinde unter dem Rauschen des Generalmarsches gegen das Mitteltreffen der Bauern, die Generale Deroi und Siebein zu Fuß in den Vorderreihen, und stürmte die Anhöhen des Iselberges. Die Tiroler waren aber furchtbar aufgeregt, und achteten weder das

Pfeifen der Kugeln noch den Pulverdampf, welcher die feindliche Heeresspitze umwölkte. Ihre Tapferkeit riß auch die Oesterreicher zum zweckmäßigsten Widerstande fort, und ein unerhörter Einklang der zerstreuten Kräfte wirkte von allen Hügeln auf die Feinde. Um 11 Uhr wüthete auf der ganzen Linie der erbittertste Kampf. Alle Anstürme der Baiern wurden mit blutigem Vergelt auf die Felder von Wiltau zurückgeworfen. Das Spital in Innsbruck konnte die große Anzahl der Verwundeten nicht mehr fassen, und die Gänge des Servitenklosters, zur Aufnahme derselben verwendet, waren ganz damit belegt, so daß man kaum zwischen durch schreiten konnte. Um 2 Uhr wichen die Baiern ins Dorf Wiltau zurück, und setzten sich an der Klosterkirche. Ein allgemeiner Sturm der Tiroler brach herab auf die Ebene mit mehr Muth als Berechnung der feindlichen Gegenmacht. Ambras ward von den letztern erstürmt, Reissenfels auf die Anhöhen zurückgedrängt, und selbst der Iselberg auf einige Augenblicke in Besitz genommen. In diesem gafährlichen Momente entwickelte Hofer, der beim Wirthe in der Schupfen die Fäden der einzelnen Angriffe in den Händen hielt, eine ungemeine Geistesgegenwart und ein noch größeres Gottvertrauen. Er begab sich in Person auf den Iselberg an die feindliche Linie, und feuerte die ermüdeten Streiter an. Fliegende Boten drängten an den beiden äußersten Flügeln auf der Gallwiese und bei Ampaß, die letzten Kräfte ans Spiel zu setzen, und dadurch den Feind im Mittelpunkte aus der Fassung zu bringen. So brach der Kampf von neuem los mit steigender Heftigkeit, und Hofers lautes Gebet über die vordringenden Schützen that die beste Wirkung. Oberstlieutenant Ertl stellte sich an die Spitze von zwei Kompagnien Tiroler, und stürzte sich mit ihnen und seinen Leuten auf das feindliche Mitteltreffen. Zu gleicher Zeit erscholl Siegesgeschrei vom rechten und linken Flügel, wo die Feinde vor dem Landsturme zurückwichen. So wurde mit vereinter Anstrengung, in einer Regelmäßigkeit, wie sie

kaum jemals ein Landsturm eingehalten, die ganze Macht der Baiern auf das Blachfeld am Inn zurückgeschleudert. Selbst die wichtige Sillbrücke bei Wiltau ging an die Bauern verloren.

Um 4 Uhr zeigten sich endlich auf den Anhöhen bei Zirl die Oberinnthaler unter Teimer. Beide Theile ließen einige Kampfruhe eintreten; Ertl um die ausgehende Munition zu ersetzen, und Deroi um den bereits beschlossenen Abzug zu verschleiern, welcher die Nacht darauf erfolgen sollte. Ein Waffenstillstand auf kurze Zeit trat ein, das Feuer ruhte auf der ganzen Linie. Beim Einbruche der Nacht verband sich der Landsturm aus dem Oberinnthale mit den Tirolern auf dem Iselberge an beiden Innufern. Der Höttinger Wald füllte sich im Rücken der Feinde mit frischen Streitern, und auf dem ganzen Ringe, der sich verhängnißvoll um die Baiern schlingen sollte, herrschte die größte Thätigkeit, um den Kampf am folgenden Tage wieder zu beginnen. Deroi benützte die dunkle Nacht zur Flucht ins untere Innthal auf der Mühlauer Innbrücke, die allein noch fehlte als Glied in der Kette um die Hauptstadt mit solcher List und Klugheit, daß die Bauern nichts gewahr wurden. Er ließ die ausgestellten Posten überall stehen, und entwischte mit der Hauptmacht glücklich am linken Innufer. Erst gegen Morgen, als die zurückgelassenen äußersten Posten ihren fliehenden Landsleuten nacheilen wollten, merkten die Vorposten der Tiroler, daß kein Feind mehr vor ihnen stehe. Sie nahmen die wenigen Reste der verspäteten Baiern gefangen, und zogen gegen 4 Uhr nach Mittag in Innsbruck ein, welches sich mit Oesterreichern und Tirolern dergestalt füllte, daß die brausenden Menschenwogen nie stille wurden, als zur Zeit der Gebetglocke um 12 Uhr Mittags, wo dann jedesmal die Neustadt einen äußerst malerischen Anblick gewährte. Der Sandwirth, welcher ganz still und ohne Gepränge gekommen war, hielt mit seinen braven Passeirern gute Ordnung, und daher war an keine eigent-

liche Unordnung zu denken. Jede Kompagnie der Bauern hatte auch ihren eigenen Feldgeistlichen bei sich, lauter Männer, die beim Volke im größten Vertrauen standen, und es auch vollauf verdienten. Ihr Einfluß zur Erhaltung guter Zucht war unverkennbar. Und diese Maßhaltung von 12,000 — 15,000 siegreichen Bauern lieferte den besten Beweis, daß ihr Widerstand aus den ehrenhaftesten Gründen, bei denen ihr Herz und ihre innerste Empfindung betheiligt war, hervorgegangen sei.

An eine Verfolgung der Feinde dachte Niemand, Teimer ausgenommen, der mit einer Schar Freiwilliger ins Unter-Innthal eilte. Deroi setzte jedoch seinen Rückzug so schnell fort, daß die unterinnthalischen Volksführer versäumten den Angererberg zu besetzen, und die Flüchtigen mit leichter Mühe zu fangen. So entkam er, zwar unaufhörlich beunruhigt, aber im Ganzen ohne bedeutenden Verlust nach Wasserburg, somit aus dem Bereiche der tirolischen Schüsse. Die Schuld der beispiellosen Vernachlässigung der Landespässe auf dieser Seite trug Margreiter, der Schützenkommandant der Wildschenau, welchem Straub und Sieberer die Besetzung des Angererberges aufgetragen hatten. Da auch die österreichischen Hülfstruppen keine Miene machten, die Baiern weiter zu verfolgen, so kehrten die tirolischen Schützen ebenfalls nach Innsbruck zurück, froh, daß die Feinde von selbst den Boden der Heimat verlassen hatten. Auch ein Ausflug Hofers ins untere Innthal, wo er in seiner Volkswürde überall angestaunt wurde, blieb ohne Erfolg. Die südtirolischen Landesschützen einigten sich zu einer Wallfahrt nach Absam, und zogen von dort über die Ellbögnerstraße nach Hause. Nur die nächste Umgebung hielt bei Hofer aus. Der Feind verlor nach den zuverläßigsten Berichten 1500 Mann an Todten und Verwundeten, und 200 Gefangene; die Oesterreicher hatten 25 — 30 Todte und 59 Verwundete, und das Landvolk 90 Verwundete und 60 Todte. Die Entstellungen, welche über den Verlust auf

beiden Seiten verbreitet wurden, rührten von Hormayr her, welcher im Innsbrucker Blatte eine den Tirolern ganz widerwärtige Lügenfabrik begründete. Er kam erst am 29. nach Landeck, unkundig alles dessen, was um Innsbruck vorging, und mißbilligte Teimers Theilnahme am Unternehmen Hofers in einem eigenen Schreiben, das der letztere jedoch erst am 30., also nach dem unzweifelhaften Iselsiege erhielt. Von diesem Augenblicke an trat Hormayrs Abneigung gegen Hofer unverholen zu Tage. Er suchte den Mann der Volkswahl bei jeder Gelegenheit zu verkleinern, und nahm sich dadurch selbst den letzten Anhalt in der Meinung des Landes. Während dieser Vorgänge um Innsbruck hatte Leiningen in Trient seinen Aufenthalt genommen, und nahm vom 27. Mai an nach und nach alle Gränzpunkte gegen Italien in tirolischen Gewahrsam. Von Chasteler hörte man nur, daß er den Kreuzberg zur Verbindung mit den Heerschaaren des Erzherzogs Johann besetzt hielt. Auch die Vorarlberger hatten sich am 29. Mai die Gränzen von den Baiern frei gemacht. Am 1. Juni, auf welchen gerade das Fest des heiligen Fronleichnams fiel, war außer der Festung Kufstein kein Feind mehr auf tirolischer Erde. So wurde die Fronleichnams-Prozession überall mit großen Freuden gehalten, und dem Herrn der Heerscharen für den Sieg gedankt.

Seltsam war die Lage derjenigen, die nach Wrede's Befehl als Gesandte nach München gegangen waren. Sie theilten sich in eine ständische und beamtenmäßige Gesandtschaft. Die erstern führte, wie bereits gemeldet worden, Graf Tannenberg. Sie warf sich dem guten Könige Max zu Füßen und flehte um Gnade für das Land Tirol. Als dieser sein Bedauern äußerte über das Unglück des Grafen Tannenberg, erwiederte der Greis auf den Knieen: „Ich bitte unterthänigst, daß Eure Majestät diesen Schaden als Sühnopfer für mein unglückliches Vaterland annehmen!“ Dem Könige traten bei diesen Worten die Thränen in die Augen; er wich gegen das Fenster aus, um sich zu sammeln,

und gewährte dann dem Lande vollkommenste Vergebung. Die aus Beamten gebildete hatte den Vicepräsidenten des Appellationsgerichtes Freiherrn von Welden an der Spitze, dem die zwei Appellationsräthe Dipauli und Inama folgten. Was durch dieselbe in München gewirkt wurde, ist nie bekannt geworden. Leider war die Thätigkeit beider durch die indessen in Tirol vorgefallenen Ereignisse nicht blos zwecklos, sondern sogar verdächtig geworden, wie denn in solchen Fällen Uebertreibung nur äußerst schwer zu beseitigen ist. Als daher Tannenberg wieder in Innsbruck eintraf, ward er mit seinen Begleitern in Haft genommen und nach Brixen abgeführt, wo man erst das Ungerechte und Unzweckmäßige dieser Behandlung einsah, und die Verhafteten frei ließ.

Zunächst dachte nun Hofer an die Befestigung des Landfriedens vor auswärtigen Feinden. Zudem erließ er am 2. Juni von Rattenberg aus einen offenen Befehl an alle Gemeinden Tirols mit Vorschlägen für die nächste Zukunft. Nach seiner Meinung sollten die Etschländer alle nach Hause gehen, aber aller Orten im besten Vertheidigungszustande bleiben, für jeden Aufruf gegen Feindesgefahr. Dadurch würde möglich werden, dem Lande viele Kosten zu ersparen, und doch in jedem Nothfalle Tausende in möglichst kurzer Zeit zu sammeln. Die Gränzgemeinden hätten überdieß die Verpflichtung, Tag und Nacht gute Kundschafter zu unterhalten für treue Nachricht über alle Vorkommnisse jenseits der Gränzen, und reitende und gehende Boten müßten dieselbe im Innern des Landes in steter Abwechslung von einem Orte bis zum andern befördern. An den Pässen des Landes wären Schützenposten auszustellen, um jeden Handstreich zu verhindern, und dem nachrückenden Landsturm als erfahrner Kern zu dienen. Dieser Befehl, dem man praktische Weisheit nicht absprechen kann, war in seiner Fassung ganz tirolisch, denn er enthielt nur das allgemein Wünschenswerthe ohne pedantische Regelung der wirklichen Einzelheiten in der Ausführung. Und der tirolische Bauer

ist in Landesnöthen nur so lange der größten Aufopferung fähig, als seinem eigenen Ermessen das örtlich Nöthige überlassen wird; hierin dem Götz von Berlichingen nicht unähnlich, den es auch verdroß, daß ihm der Bischof vorschrieb, wie er reiten solle. Eben so volksthümlich war die Einführung dieses Befehles ins Leben. Er lief nämlich wie vor Alters als Laufzettel an alle Gemeinden im Lande, und die Unterschrift des Ortsvorstandes verbürgte den Beitritt der Gemeindeglieder zu demselben. Zugleich ging er als erster Akt von Hofers Oberkommandantenmacht ohne Rücksprache mit dem Befehlshaber des österreichischen Militärs unmittelbar vom Volksvertreter für das Volk hervor. Hofer legte zugleich unzweideutig an den Tag, daß er sich mit seinen Kräften lediglich auf die Vertheidigung der Landesgränzen beschränken werde, im Einklange mit dem ältesten Landesrechte, nach welchem der Volksdienst im Kriege sich nie weiter als auf die Gränzen der eigenen Heimat erstrecke, und Waffenruhe eintrete, sobald der Feind den Boden Tirols geräumt habe. Auch hierin waren alle besonnenen Patrioten mit ihm einverstanden.

Leider ward diese gesunde Ansicht des schlichten Thalmannes von Schriftgelehrten bestritten, und von ihren Werkzeugen schlecht befolgt. Besonders gaben sich die Innthaler nicht ungern zu diesen Streifereien in fremdes Gebieth her, anfangs auf eigene Hand, später unter Teimer, der stets viel Neigung zu solchen Abenteuern hatte. Ein derartiger Ausfall von der Scharnitz und Leutasch war, wenn auch schlecht ausgeführt, doch so wirksam, daß Graf von Arko mitsammt der mittlerer Weile von Deroi an sich gezogenen Verstärkung auf Benediktbeuern zurückgeworfen, und mehrere Baiern gefangen wurden. Ein erbeuteter Munitionswagen gelangte aus der bei dieser Gelegenheit gemachten Beute wohlerhalten ins Zeughaus nach Innsbruck. Ein zweiter Ausfall unter Teimers persönlicher Leitung führte die Tiroler bis Partenkirchen und Weilheim; nirgends stand ein Feind; überall

wurde von den baierischen Nachbarn Brandschatzung erpreßt. Graf von Arko, durch anziehende Hülfstruppen von Deroi verstärkt, griff die tirolischen Streiter mit überlegener Macht an, und nöthigte Teimer zur Flucht nach Mittenwald mit dem Troste, daß alle geraubten Gegenstände nach Tirol in Sicherheit gebracht wurden. Zur gleichen Zeit überfiel eine andere Schar aus dem Achenthale das baierische Landgericht Miesbach, und die Schützen von Reutte und Vils stellten ihre Verbindung über Sonthofen und Immenstadt mit den Vorarlbergern her. Stand es auf diese Weise an der Nordgränze Tirols vortheilhaft für das Land, so ermaß Hofer mit Schmerzen, daß diese Plünderungen an wehrlosen baierischen Gränznachbarn ganz untirolisch und verwerflich seien. Wenn er dagegen nichts als Worte brauchte, so lag das in der Natur seines Amtes, das vom Volke kam, und nichts gegen das Volk vermochte, ungeachtet in solchen Diensten nur der Pöbel, der nirgends fehlt, vorzüglich thätig war. Viel trug zu dieser Ungebühr an den Gränzen Hormayrs Wuth bei, unermeßlich weitreichende Pläne auszuspinnen, für die im eigentlichen Volke kein Sinn vorhanden war, und welche nur den Abenteurern zu gute kamen.

General Buol zog seine Mannschaft ins Gebirge zwischen Innsbruck und Sterzing zurück, um beiden Landestheilen nahe zu bleiben. Und in der That ward es an der südlichen Gränze bald wieder unruhig. Während der kühne und unermüdliche Leiningen einen Streifzug nach Bassano machte und diese Stadt brandschatzte, worüber man in Tirol weit weniger murrte, als über die Beraubung der baierischen Gränzer, drang der französische Oberst Levier mit ungefähr 2000 Mann über Roveredo nach Trient vor, und schloß den eiligst heimgekehrten Leiningen mit seiner geringen Mannschaft ins Kastell ein. Sogleich erhoben sich die Landsturm-Kompagnien des Etschlandes, die gerade mit den nöthigsten Feldarbeiten fertig geworden, auf Trient in Bewegung. Leiningen, von allen Seiten gedrängt, gab auf wiederholte Aufforderungen zur

Uebergabe den Franzosen stets eine kurze, bestimmt abschlägige Antwort. Am 8. Juni theilte sich das zusammengeströmte Schützenvolk unweit Lavis in drei Haufen. Den rechten Flügel führte längs des rechten Etschufers der Rittmeister Schlayer, das Mitteltreffen auf der Landstraße der Hauptmann Hibler, und den linken Flügel über das Gebirge nach Civezzano der Lieutenant Kukuli, dessen Vorhut unter dem Hauptmann Gasser von Bozen kühne Tapferkeit bewies. Der Angriff auf den Feind erfolgte auf allen drei Seiten mit Genauigkeit und Muth. Als sich Gasser mit seinen fliegenden Scharen bei Cognola ob Trient zeigte, und Schlayer gegen Dos Trent vordrang, machte der Hauptmann Auerbäck einen scharfen Ausfall aus dem Schlosse, setzte sich mit dem Landsturmr in Verbindung, und warf die Franzosen aus allen Stellungen. Sie ergriffen eilig die Flucht, und zogen sich über Roveredo und Ala auf das Veroneser Gebiet zurück. Den Ruhm des Tages sprachen vorzüglich die tapfern Schützen von Kaltern und Bozen an, denen er auch mit Recht gebührt. Die Franzosen verloren dabei 130 Gefangene, 36 Todte und 100 Verwundete. Hauptmann Dalponte, ein heldenmüthiger Schütze aus Judikarien, verhinderte in Riva die Landung von 12 Kanonen zum Vortheile der Feinde. Die Nons- und Sulzberger vertheidigten ihre Pässe mit standhafter Treue; nur mußten die von Hormayr hingesandten Männer Steffenelli und Malanotti abgerufen werden, welche dort als unabhängige Herren ohne alle Rücksicht für irgend eine Behörde schalteten. Leiningen behielt 14 Kompagnien Militär und Landsturm, und glaubte damit Südtirol vertheidigen zu können.

Aber schon am 13. Juni Abends erschienen die Franzosen abermals in Roveredo, zogen sich jedoch als zu schwach im gutvertheidigten Lande, wieder über Ala in die alten Stellungen zurück. Die Südostgränze Tirols war durch den Rückzug und die St.llung Chastelers, wie man nachgerade zu empfinden anfing, hinlänglich gedeckt. Der Rittmeister

Vanizza und der Hauptmann Steiner blieben auf seine Anordnung als Befehlshaber der Pusterthaler Schützen zurück, und entwickelten gegen den Kreuzberg, das Sextener Joch, und die Gegend von Ampezzo einen klug berechneten Plan, die Franzosen im Venetianischen zu beschäftigen, und für die Etschregion weniger furchtbar zu machen. Vanizza machte sogar einen Streifzug nach Belluno, vertrieb daraus die Franzosen, und zog sehr bedeutende Brandschatzungen ein. So war in Südtirol zunächst nichts weiter zu fürchten.

Um so nachdrücklicher bedrängte man die Festung Kufstein, die wirklich Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen zu leiden anfing. Deroi, davon unterrichtet, eilte von Weilheim mit überlegener Macht herbei, und versah dieselbe mit allem Nöthigen. Aber schon am 17. zog er sich wieder nach Rosenheim zurück. General Buol ging einige Zeit wirklich mit dem Gedanken um, eine Bewegung nach München zu machen. Es ward in seinem Sinne bei Mittewald, Achenthal und am tiefern Inn geplänkelt, aber ohne bedeutenden Ernst und Fortgang, weil es mehr als gewagt schien, mit so geringen Streitkräften so weit in die baierischen Ebenen vorzurücken. Nur Speckbacher brandschatzte die Nachbardörfer von Baiern, und nahm aus den im Bereiche der Festung Kufstein liegenden Mühlen 300 Metzen Getreide weg, mit mehr Gewandtheit als Verdienst in den Augen der Gutgesinnten.

Während also für einige Zeit völlige Waffenruhe in Tirol eintrat, herrschte eine große Thätigkeit in der innern Verwaltung. Hormayr, der am 30. Mai Abends in aller Stille nach Innsbruck gekommen war, übernahm wieder die Intendantschaft, ohne daß Hofer oder ein anderer Volksführer etwas eingewendet hätte. Einerseits verstand es Hormayr trefflich, den Volksmeinungen zu schmeicheln, andererseits war ihm aufrichtige Eingenommenheit für Oesterreich laut seiner unzweideutigen Handlungen nicht abzusprechen. Und das entschied, daß man ihn abermals, obgleich mit

einigem Mißtrauen gewähren ließ. Er nahm zunächst die Innsbrucker Zeitung in Beschlag, und verbreitete so viele gute Nachrichten über die Siege der Oesterreicher durchs ganze Land, daß man seine Thätigkeit und Menschenkenntniß höchlich bewundern muße, wenn auch der Mangel an innerer Ueberzeugung in seinen eigenen Aufsätzen denkenden Männern nicht entging. Wo die Zeitung nicht ausreichte, wirkte er durch Flugschriften, welche alle die tausend guten Hoffnungen der Tiroler am Ziele der Erfüllung erblicken ließen. Und trotz dieser erstaunlichen Rührigkeit gelang es ihm nicht, die Herzen zu gewinnen. Er bildete eine isolirte Persönlichkeit, deren Talent man achtete, ohne daß die Lücke zwischen ihm und dem Volke ausgefüllt worden wäre. Um so schwieriger war es für ihn, für die außerordentlichen Bedürfnisse das nöthige Geld aufzubringen, da die Sicherheit zu Geldgeschäften fehlte. Um die letztere zu begründen, ließ er unter Trompeten- und Paukenschall die Siege der Oesterreicher am 21. und 22. Mai bei Aspern über Napoleon in Innsbruck feierlich bekannt machen, und stellte die Aufreibung der französischen Armee an der Donau unter die nächsten Folgen dieser Ereignisse. Am 4. Juni hielt zum Danke dafür der Abt Markus vom Stifte Wilten einen starkbesuchten Gottesdienst in der Pfarrkirche unter dem Donner der Kanonen und des Kleingewehrfeuers. Alle Behörden wohnten demselben bei, darunter auch Andreas Hofer als Befehlshaber über die ihm untergebenen Schützen Südtirols. Dieser fühlte gut, daß Hormayr von seiner Oberkommandantschaft in Tirol nichts wissen wollte, verlor aber darüber kein Wort, weil er wußte, daß die Zeit der Gefahr den Streit am besten ausgleichen würde, und der Oberkommandant fürs Land, nicht das Land für ihn da sei. Er drang mit Entschiedenheit darauf, daß seinen Gelübden vor der Iselschlacht Folge fürs ganze Land gegeben werde, trotz gewisser Leute, die sich an der frommen Einfalt ärgerten. Da jedoch das Volk mit ihm war, so wurde von weltlichen und geistlichen

Behörden einstimmig beschlossen, das Herz-Jesu-Fest alljährlich Ende Mai's zu feiern zum Andenken an die Gnade, die Gott den Streitern auf dem Iselberge am 29. Mai erwiesen hatte. Ausländische Blätter unterließen nicht, über einen solchen Beschluß zu spotten, aber die Tiroler fanden es natürlich, bei allen ihren Unternehmungen auf Gott, den Urquell aller Macht und alles Sieges, zurückzukommen und sich im Vertrauen auf ihn zu stärken. Käme dieß einmal dem Tirolervolke lächerlich vor, dann wäre es mit dem Mark der besten Volkskraft aus. Hofer ging überall mit seinem Beispiele voraus, und als der Beschluß zur Ausführung kam, erbaute er alle Anwesenden in der Kirche durch seine herzliche Andacht und Gottergebung. Er machte hierauf Teimer öffentliche Vorwürfe über seine landesgesetzwidrigen Ausfälle und Plünderungen in Baiern, an denen kein einziger Meraner, Bozner oder Passeirer Theil genommen hatte. Fast zu gleicher Zeit langte ein Schreiben des Kaisers Franz in Tirol an, worin er seinen Sieg über Napoleon bei Aspern berichtete, den Muth und die Ausdauer der Tiroler pries, und erklärte, daß er Tirol und Vorarlberg nie mehr von seinem Reiche abreißen lassen, und nächstens den Erzherzog Johann als Oberkommandanten hereinsenden werde. Dadurch stieg die Begeisterung der Tiroler auf den höchsten Grad. Nur verletzte ein Beisatz im Schreiben über Chasteler, dem es die größten Lobsprüche ertheilte, und gegen Napoleons Drohung in entschiedenen Schutz nahm, während Tirol froh war, denselben los geworden zu sein.

Hormayr ließ die Tiroler beten und Umzüge halten, und eilte nach Brixen, wo er sich bleibend niederließ, kleine Ausflüge abgerechnet. Er beschäftigte sich mit der Landes-Verwaltung fast gar nicht, die immer mehr einem ständischen Ausschusse anheim fiel, und schloß sich enger an General Buol an, für dessen Sache er allein zu sorgen schien. Um die Landesvertheidigung wirksamer zu betreiben, war dieser Anschluß von Bedeutung. Der schweigsame General Buol

wurde rühriger und beredter, und man einigte sich über einen gemeinsamen Plan zur Behauptung Tirols im Einklange mit den österreichischen Bewegungen. Zunächst war darin bestimmt, daß nur die Generale Schmidt und Buol, der Hauptintendant Hormayr, Oberstlieutenant Leiningen in Südtirol, Oberstlieutenant Taxis in Nordtirol, die Unter-Intendanten Karl von Menz im Etsch- und Eisack-Kreise bis Brixen, Anton von Roschmann im ganzen Innkreise und Wippthale, Philipp Wörndle, Rittmeister von Banizza und Hauptmann Steiner im Pusterthale das Recht haben sollten, die Landesschützen und den Landsturm aufzubiethen. Für den Fall eines nothwendigen Auszuges wurden folgende Kommandanten ernannt: 1) Major Teimer, Oberkommandant in Ober- und Unterinnthal; 2) Andreas Hofer, Oberkommandant in Passeier und in Südtirol; 3) Herr von Reich in Bozen; 4) Postmeister von Lombardi in Neumarkt und Salurn; 5) Herr von Morandell in Kaltern; 6) Joseph von Roß in Fleims; 7) Johann Valentin Tschöll und Heinrich von Vintschgau in Meran; 8) Franz Frischmann in Schlanders; 9) Landrichter Michael Senn in Nauders; 10) Landgerichtsschreiber Alois Fischer in Landeck; 11) Bürgermeister Strele in Imst; 12) Oberkommandant von Plawen in Reutte; 13) Major von Dietrich in Lermos und Ehrwald; 14) Hauptmann Friedrich von Daubrawaik in der Scharnitz; 15) Hauptmann Aschbacher in Achenthal; 16) Rupert Wintersteller im Landgerichte Kitzbühel; 17) Jakob Sieberer im Landgerichte Kufstein; 18) Johann Kolb in Lienz; 19) Straub in Hall und Nachbarschaft. Alle übrigen Kommandantschaften wurden aufgehoben. Ferner ward eingeschärft, daß sich alle waffenfähige Mannschaft von 18 bis 60 Jahren in Kompagnien sammle, und ins Waffenhandwerk einübe. 21 Zentner Pulver aus der Schweiz durch Johann Verdroß in Meran befördert, langten glücklich in Brixen ein, und halfen großem Mangel an Schießbedarf ab. Tiroler, die sich in Graubündten befanden, namentlich der Priester Platzer,

nahmen sich dieser Pulverlieferung aus allen Kräften, und oft mit Gefahr ihres Lebens an.

Trotz einzelner glücklicher Fünde, die Hormayr mit großem Geschick zu machen wußte, nahm doch der Geldmangel drückend überhand. Bei völliger Unaufmerksamkeit des Intendanten für die eigentliche Staatsverwaltung kamen alle Besoldungs- und Pensionszahlungen in Rückstand, und die Noth der ärmeren Beamten stieg auf einen beunruhigenden Grad. Um diesem Uebel abzuhelfen, machte der Finanzrath Rapp, damals noch ein junger Mann, und der tirolischen Sache mit glühender Liebe zugethan, den Vorschlag eines freiwilligen Anlehens im Innthale auf einer von den vorzüglichsten Besitzern zu gewährleistenden Grundlage, mit dem Rückzuge auf den Kaiser von Oesterreich zur Sicherstellung der Gläubiger und Gewährleistenden, gegen eine Schuld-Urkunde-Ausstellung von Seite der kaiserlichen Intendantschaft. Hormayr ging darauf ein, und so nahm das Anlehen durch Rapp's Thätigkeit sogleich günstigen Fortgang im beiläufigen Betrage von 500,000 Gulden, wovon auch in Innsbruck 15,000 und in Hall 9000 Gulden ohne Verzug eingezahlt wurden. Als aber Hormayr sah, daß dasselbe für den Civildienst verwendet werden sollte, so bewies er sich in der Betreibung dieser Angelegenheit offenbar lau, wo nicht ganz gleichgültig, und dieses seltsame Benehmen schadete natürlich dem Fortgange des Geschäftes. Die Ausmünzung des vorhandenen Silbers leitete der Münzmeister Jolliot in Hall, und es kamen daraus die sogenannten Sandwirthszwanziger zum Vorschein, welche den Tiroleradler mit der Inschrift: „Gefürstete Grafschaft Tirol", und auf der Kehrseite: „20 Kreuzer im Konventionsfuße 1809" führten.

Um die Südtiroler an der obern Etsch, an deren Stimmung von jeher viel gelegen war, den Brixner Maßregeln geneigt zu machen, reiste Hormayr in Person nach Bozen und Meran, und suchte die erregbaren Gemüther durch Siegesberichte aus Oesterreich zu erhitzen. Und in dieser

Art von Volksbearbeitung leistete er und seine treuen Gesellen Taxis und Kolb wirklich das Unglaubliche. An diese Einleitung knüpfte sich der Vorschlag eines Zwanganlehens, welchen Hormayr auf den Rath verständiger Finanzmänner entworfen hatte. Es war von 2 bis 18 Terminen des gewöhnlichen Steuerfußes je nach dem Vermögen der wohlhabenden Einwohner berechnet, gegen sechsprozentige Verschreibung und die Haft des gesammten Gemeindevermögens, mit der Aussicht auf allmählige Abzahlung durch die vom Kaiser diesem Zwecke zu widmenden Gelder. So thätig Hormayr war, so viel als möglich davon einzubringen, eilte man im Lande doch nicht sehr, die ganze Summe zu verwirklichen.

Indessen gelangte an die Standtruppen an den Landesgränzen das unbestimmte Gerücht, daß zwischen Oesterreich und Frankreich Friede geschlossen sei. Man gab sich in Folge desselben von baierischer Seite alle Mühe, Tirol gütlich zu gewinnen. Der baierische General-Salinen-Administrator Joseph von Utzschneider machte an der Gränze im Namen des Königs Friedensvorschläge, welche gegen freiwillige Unterwerfung der Tiroler völlige Amnestie und andere große Vortheile zusicherten. Die Hitzköpfe hielten diese Anerbiethungen für falsche Lockungen der Feinde, während die Gemäßigten ein Uebereinkommen wünschten, im Vorgefühle, daß Oesterreichs Kriegsglück sich gewendet habe. Und in der That war die Schlacht bei Wagram verloren, und darauf der Waffenstillstand zu Znaim abgeschlossen worden, worin Oesterreich Tirol aufgeben mußte. Man konnte Anfangs so Unerhörtes nicht einmal glauben, und Hormayr bot auch Alles auf, dieses Gerücht Lügen zu strafen. So kam es, daß fast Niemand an Unterwerfung dachte, vielmehr die Kriegsrüstungen aller Orten mit größtem Eifer von Statten gingen. Die abenteuerlichsten Gerüchte über das Unglück des Kaisers Napoleon wurden in Umlauf gesetzt. Aufstand in Italien im Rücken des französischen Heeres, eine Nieder-

lage Napoleons nach der andern an der Donau, Wrede's Gefangenschaft bei Passau, das Vorrücken der Spanier, Engländer und Schweden ins Innere von Frankreich, Napoleons nothwendige Rückkehr in sein eigenes Reich, und dergleichen mehr gaukelten in endlosen Uebertreibungen und Lügen vor der tirolischen Phantasie. Fromme, aber nicht im gleichen Maße erleuchtete Gemüther stemmten sich gegen die Gewalt der Thatsachen, und hofften Zeichen und Wunder vom Himmel. So glaubte man gern, was man wünschte, und die unweltläufige Gesinnung galt in den Augen der Beschränkten als Patriotismus.

Man fing an in Tirol und Vorarlberg Kanonen zu gießen, und Hormayr widmete diesem Bedarfe die größte Aufmerksamkeit. Die alten Pläne tauchten auf, Tirol mit Oesterreich durch Waffengewalt in Verbindung zu setzen. Man wollte auf der einen Seite Salzburg, auf der andern Klagenfurt überraschen und einnehmen. General Buol zeigte besonders zum letztern große Bereitwilligkeit, während Deroi am 2. Juli Kufstein abermals mit allem Nöthigen ungestraft versehen konnte. Hofer hielt sich während dieser Zeit still in Passeier, da er sich mit dem Intendanten nicht verständigen konnte, und nichts Untirolisches sich zu Schulden kommen lassen wollte. Aber obwohl abwesend, nahm er doch an Allem was vorging lebhaften Antheil, und handelte innerhalb des ihm angewiesenen Kreises eines Oberkommandanten in Südtirol, freilich nur im äußersten Nothfalle, um Volks-Beschwerden zu heben. So zog er mit 600 Schützen aus Passeier und Meran auf den Nonsberg, um das durch Stefenelli und Malanotti fortwuchernde Unwesen abzustellen, und als ihm das mit leichter Mühe bei den mit offener Seele ihm entgegenkommenden Nonsbergern gelungen war, zog er mit seiner ganzen Mannschaft wallfahrtend nach St. Romedio. Er nahm hierauf sein Standquartier in Bozen. Sein Adjutant war der bekannte Eisenstecken, Badlwirth an der Talferbrücke, und dieser übernahm auch die Geschäfte

eines Oberkommandanten, so oft Hofer abwesend war. Er hatte sich als tapferer Krieger in seiner Jugend beim Kaiser-Heere hübsche Kenntnisse und Erfahrungen erworben, und bereits auf dem Iselberge sie mit Auszeichnung bewährt. Ueberhaupt zeigte Hofer in dieser ersten Zeit einen bewunderungswürdigen Takt, die rechten Leute auszuwählen und sie an die ihrem Talente zusagenden Posten zu stellen. Hätte er stets im gleichen Maße zudringlichen Schwätzern zu widerstehen gewußt, so wäre mancher Irrthum seiner spätern Laufbahn unterblieben.

Die Oesterreicher hatten sich indessen durch rückkehrende Gefangengewesene und Neuangeworbene um mehrere Tausend verstärkt. Um so mehr konnten sie auf Erfolg rechnen, sich den übrigen österreichischen Streitscharen näher anzuschließen, namentlich denen in Steiermark und den Streifscharen in Baiern. Die besten Hoffnungen stiegen auf, belebt durch die neuen Silberzwanziger und die sich mehrenden Erträgnisse aus den Salzerzeugnissen in Hall. Auf zwei Seiten wurden die Gränzbezirke von Streitern rührig. Die Nonsberger zogen sich zusammen am Tonal, um die Nachbargegenden Italiens zu überziehen, einverständlich mit einer Freischar, welche die Bewohner von Valtelin vorzüglich aus Vintschgauern um Sold anwarben. Leiningen schickte sich an, über Roveredo und Valsugan ins Venetianer Gebiet einzudringen. Um General Schmidt in Lienz sammelte sich zahlreiches Volk, theils aus Verstärkungen Buols, theils durch 10 Kompagnien Landesschützen unter den Befehlen des Andreas Hofer, um in zwei Haufen über Drauburg und durch das Gailthal in Kärnten einzurücken. Major Sieberer stand im Nordosten von Tirol unweit Kufstein in der Richtung nach Rosenheim; Aspacher an der Klause von Achenthal. Oberstlieutenant von Taxis führte die Hauptschar gegen Mittewald, Major Dietrich seine Mannschaft gegen Murnau, und Teimer über Reutte nach Füßen. In Vorarlberg drang Doktor Schneider nach Immenstadt und Kempten vor.

Der Tag des Angriffes auf dem weitgedehnten Kreise war der 17. Juli, schon früher allenthalben bekannt gemacht. Aus diesem Grunde konnte sich der Feind rüsten, und das Unternehmen schlug größtentheils ganz fehl, oder blieb wenigstens ohne wesentliche Vortheile. Bei Weilheim und Murnau wäre die ganze tirolische Streifschar gefangen oder vernichtet worden, wenn nicht der kühne Oberlieutenant Joseph Altmann durch einen kühnen Reiterangriff gegen baierische Uebermacht sie gerettet hätte. Hofer erfüllte auf seinem Zuge durch Pusterthal alle Gemeinden mit Ehrfurcht für seine Person. Auf der Post zu Lienz umstanden ihn die Knaben der Stadt und betrachteten ihn wie den Retter des Vaterlandes. Er rückte bis Sachsenburg vor und rief die Kärntner zu den Waffen. Die ersten entschiedenen Nachrichten von dem am 12. Juli zu Znaim abgeschlossenen Waffenstillstande erreichten ihn hier. Sie wurden aber als Kriegslist wenig beachtet. Im Unterinnthal feierte der Befehlshaber in der Festung Kufstein die nämliche Nachricht mit 100 Kanonenschüssen. Die Krieger und Schützen des Oberst-Lieutenants Taxis kamen damit ebenfalls von ihren gescheiterten Einfällen aus Baiern zurück. Aber Siegesnachrichten, emsig verbreitet, arbeiteten dem Glauben daran mit Glück entgegen. Hormayr blies in der Innsbruckerzeitung die Siegesposaune mit eben so viel Kühnheit als Scharfsinn. Und nicht ganz mit Unrecht, denn schon waren seit dem Abschlusse des Waffenstillstandes zwei Wochen verstrichen, ohne daß eine amtliche Anzeige davon aus Oesterreich nach Tirol gelangt wäre. So glaubte man mit Grund, den umschweifenden, aus feindlicher Quelle fließenden Gerüchten mißtrauen zu dürfen. Um diesen Unglauben noch mehr zu befestigen, erschien an General Buol ein Schreiben vom Erzherzog Johann, nach welchem er Tirol auf die Aufforderungen der Feinde in Folge eines Waffenstillstandes erst dann überlassen sollte, wenn er von ihm eine eigenhändige Weisung habe. Die Aufforderungen, die Waffen nieder zu

legen, und den Waffenstillstand anzuerkennen, mehrten sich mit jedem Tage, von Lefebre aus Salzburg, von Ruska aus dem tiefern Kärnten, von Baraguay d'Hilliers aus Krain, von General Dutailles aus München, vom General Castella aus Vicenza, und vom feindlichen Kriegsminister Cafarelli. Buol weigerte sich zu gehorchen, aus Mangel an direkten Befehlen aus Oesterreich.

XV.

Waffenstillstand von Znaim. — Lefebre in Tirol. — Sein Verlust bei Oberau. — Die Baiern unterliegen bei Prutz. — Die Oesterreicher verlassen Tirol. — Hofer siegt bei Innsbruck. — Rusca verläßt Lienz. — Dritte Befreiung Tirols.

Mitten in der unbeschreiblichen Verwirrung, die in solchen Verhältnissen einriß, sandte Napoleon das ganze siebente Armeekorps unter den Befehlen des Marschalls Lefebre über Salzburg nach Tirol. Das sächsische Infanterie-Regiment unter dem Obersten Egloffstein schloß sich aus Passau ihm an, und wurde zur Vorhut bestimmt. Die Obersten Graf Arko und Oberndorf sollten mit ihren Scharen durchs Achenthal, die Generäle Legrange und Fromment an die Scharnitz, Lacoste über Füßen nach Reutte, Piccard von Kempten gegen Immenstadt vorrücken, und die Reserven unter Beaumont am Lech sich aufstellen, während die südtirolischen Gränzen durch General Rusca aus Kärnten, durch Perrez von Verona gegen Trient, und durch Castella von Vicenza nach Ampezzo und Pusterthal bedroht waren. Sämmtliche gegen Tirol entsandte Truppen betrugen 50,000 Mann.

Zu dieser schon allein sehr furchtbaren Kriegsmacht kam der Rath berechnender Köpfe im Lande, und die Mahnung der bischöflichen Behörde in Salzburg, die Waffen niederzulegen, und das überall fühlbare Mißtrauen auf die Zukunft bei der zweifelhaften Haltung Hormayr's und Buols, um die Geister zu entmuthigen. Endlich am 15. Tage nach

dem Abschlusse des Waffenstillstandes traf die amtliche Anzeige davon beim General Schmidt ein, und lief an Buol weiter mit der Mahnung zur Ruhe und Einlenkung an die tirolischen Landleute. Hofer selbst erhielt die Bekräftigung des Waffenstillstandes durch Peter Wieland, den er eigens an Erzherzog Johann abgesendet hatte. Er und Kolb beschlossen denselben einzuhalten, wofern es die Feinde auch thäten, wonach zwar der bedungene Abzug der Oesterreicher erfolgen, aber kein Franzose oder Baier ins Land rücken sollte, da dieß nicht ausdrücklich festgesetzt war. In der That ließ der Waffenstillstandsvertrag diese Auslegung zu. Als daher zu Hofers Ohren drang, daß der Feind überall vordringe, rief er Kärnten und Tirol wegen der Verletzung der Bedingungen des Waffenstillstandes zur Abwehr auf. Sein Aufruf lautet im Auszuge wie folgt: „Setzet euer ganzes Vertrauen auf Gott! Wir haben ja schon Dinge zum Erstaunen des Auslandes gethan, nicht durch Menschenhülfe, sondern durch die unverkennbare Macht von Oben. Tugend gibt wahre Kraft und macht den Schwachen zum Helden. Es gilt jetzt nicht bloß die Rettung unserer Habe, nein! augenscheinliche Gefahr droht unserer heiligsten Religion. Für diese haben wir das Werk begonnen, jetzt handelt es sich um die Vollendung desselben. Halbgethan ist nichts gethan! Wohldenkende Brüder und Nachbarn! stehet auf, ergreifet die Waffen wider den allgemeinen Feind Himmels und der Erde. Keiner bleibe vom Kampfe weg! Das einzige, das letzte Loos von uns allen sei: „Für Gott und den Kaiser Franz entweder siegen oder sterben!“ Buol in Brixen bezog die Anhöhen von Schabs, weil er den Tirolern in dieser gewaltigen Aufregung nicht traute. Hormayr eilte in größter Eile aus dem Lande nach Kärnten. Da er die Schuldurkunden für das freiwillige und Zwangsanlehen nicht ansgefertiget hatte, so war man deßhalb in keiner geringen Verlegenheit. Finanzrath Rapp, hiebei persönlich betheiligt, eilte ihm nach Sachsenburg nach, und erzwang durch Festig-

keit und Muth die Schuldobligationen. Ein Schreiben des Erzherzogs Johann, das um diese Zeit in Tirol einlief, setzte gerechte Zweifel in das Resultat des Waffenstillstandes, und ermahnte die Führer der österreichischen Macht im Lande, mit der Räumung desselben so langsam vorzugehen, als es nur immer mit dem Wortlaute des Vertrages thunlich sei, da jeder Tag etwas Neues bringen, und die Räumung unwünschenswerth machen könne. In Tirol wurde in den verwirrten Umständen sogar die Meinung laut, daß es vielleicht das Beste wäre, die bewaffnete Macht gar nicht abziehen zu lassen, und man bezeichnete die Generale Schmidt und Buol als unabhängige Führer ihrer Schaaren. So suchte man sich für eine unklare und jedenfalls gefahrvolle Zukunft zu trösten.

Indeß war Lefebre am 27. Juli um 2 Uhr Morgens von Salzburg aufgebrochen, Deroi ihm durch Pinsgau und Zillerthal voraus, und die übrige feindliche Heeresmacht an den Gränzpässen in voller Bewegung. An Widerstand war an dieser wehrlos gelassenen und verwundbarsten Stelle Tirols nicht zu denken. Einzelne Schüsse und ohnmächtige Abwehr ohne Ernst und Vertrauen konnten mehr dem Feinde nützen als den Tirolern, als Vorwand zu Raub, Plünderung und Mord in ärgster Form. Man ist aber dem Feinde die Gerechtigkeit schuldig, daß sich die Sachsen musterhaft, und die Franzosen leidlich betrugen.. Daß einzelne verheerende Ausnahmen stattfanden, gestanden selbst baierische Blätter ein, und dieß floß wohl mitunter aus den Umständen, welche persönliche Erbitterung geweckt hatten. Die meisten Häuser an der Straße standen leer; um so schrankenloser ward darin gehaust. Die Oesterreicher und die Häupter des Landsturms zogen vor ihnen her. Oberstlieutenant Taxis sammelte seine Mannschaft in Innsbruck, und suchte alle Führer der Volksbewegung seinem Heereszuge folgen zu machen, wahrscheinlich mehr zu seiner als ihrer Sicherheit. Im Achenthal ward Aschbacher zurückgedrängt. Der Brigade-General Montmarin drang an den Inn vor, baierische

Bauern ihm nach mit Wagen zu Raub und Plünderung in Teimer'scher Manier. Sie führten sogar das Getreide von den Feldern mit nach Baiern. Ohne Verlust trat diese Heeresabtheilung mit Lefebre in Verbindung. Major Sieberer hatte von Glück zu reden, daß er mit genauer Noth seinen Verfolgern entging. Er zog sich nach Hall zurück, entließ seine Mannschaft, und wendete sich mit Teimer an den Brenner. Am 30. Juli brach auch Taxis dahin auf. General Beaumont erschien mit 10,000 Mann in Seefeld, äscherte das Dorf ein, und zog weiter nach Vorarlberg, während die übrigen Pässe alle in die Gewalt der Feinde fielen. Am 31. Juli stand Deroi bereits in Volders. Rusca nahm die Gegend von Lienz in Besitz. Ueberall waren Raub, Brand und Plünderung im Gefolge der unblutigen Sieger. Von allen bedeutenden Volksführern blieb nur Straub im Innthale still liegen, um sich für neue Arbeiten zu stärken.

So rückte nun Lefebre ohne Widerstand in Innsbruck ein, und hielt, so weit seine Macht über das zügellose Kriegsvolk reichte, leidliche Mannszucht. Er forderte sogleich die Auslieferung aller Waffen und alles Schießbedarfes bei Todesstrafe gegen die Widerspenstigen, und verfügte deßhalb Hausuntersuchung. Sodann sollten alle Kommandanten des Aufruhrs vor ihm in Innsbruck erscheinen mit einem genauen Verzeichnisse aller Sturmkompagnien während des Aufstandes. Unter den Vorgeladenen stand Hofer an der Spitze, und gleich nach ihm Straub, nach einem richtigen Gefühle der Feinde von ihrer Wichtigkeit. Wer sich nicht stellte, war mit Niederreißung seines Hauses, Einziehung seines Vermögens und ewiger Landesverweisung, und im Falle der Betretung im Lande mit schimpflicher Hinrichtung bedroht. Insbesondere sollte der Haupträdelsführer Major Teimer eingeliefert und in 24 Stunden hingerichtet werden. Zur Ausführung dieser Maßregeln ward eine Regierungs- und Militär-Kommission unter dem Vorsitze des Freiherrn Generalmajors Grafen von Rechberg gebildet, und die Einrede des

letztern gegen dieses Verfahren nicht geachtet. Der Beisatz, daß alle, welche sich diesen Verfügungen bequemen und Friede halten würden, Gnade finden sollten, verlor in den durch die Schreckensartikel erbitterten Gemüthern alle Kraft. Das Gegentheil von dem, was sie hätten erzwecken sollen, trat schnell zu Tage. Der Volksgeist erklärte sich allenthalben mit unzweideutigen Zeichen gegen die rachedürstenden Feinde. Um denselben zu bezähmen, erfolgte eine Verschärfung der frühern Verordnungen. Alle Anstifter und Rädelsführer des Aufstandes und alle Theilnehmer an demselben gegen Eid und Dienstespflicht wurden von aller Gnade ausgeschlossen, und zu letztern sogar die Sturmläutenden gezählt. Dadurch blieb den Tirolern kaum etwas Anderes übrig, als die Waffen wieder zu ergreifen, um wenigstens ehrenhaft im offenen Kampfe zu fallen. Die Einlieferung oder Aufdeckung eines der bezeichneten Häupter zum gewissen Tode hatte eine Belohnung von 100 bis 1000 Gulden zu erwarten. Den drei südlichen Landeskreisen fiel noch überdieß die Haftung für allen Schaden zu, welcher durch den Aufruhr angerichtet worden, mit dem Rechte des Anspruches auf das Vermögen des Hingerichteten. Zur Untersuchung und Aburtheilung dieser endlosen Volksmissethaten trat eine Behörde, eigens für diesen Zweck ernannt, ins Leben. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß diese willkürlichen und ungerechten Verordnungen, ohne alle Klugheit und Kenntniß des tirolischen Volkes erlassen, die Sendung Lefebre's vereitelten.

Am 1. August setzte sich General Rouyer mit seiner Schar auf den Brenner in Bewegung, und wollte am 3. in Brixen eintreffen zur Vereinigung der Feinde in Nordtirol mit den durch Pusterthal und das Etschgebirg vorrückenden Franzosen, ohne Ahnung eines bedeutenden Widerstandes von Seiten des Landvolkes. Andreas Hofer, auf den sich wieder Aller Augen richteten, verließ Ende Juli Kärnten, ordnete in Lienz den Anton Steger, eine schlanke Gestalt voll Muth und Feindeshaß, zum Beistande des Kommandanten

Kolb, und reiste nach Sterzing weiter. Alles schien äußerlich ruhig, aber es war die Ruhe vor einem Gewitter. Je weniger nach außen erlaubt schien, um so heftiger pochten die zusammengepreßten Herzen. Das Schützenwesen ging auseinander. Die Schutz-Deputationen und Kommandantschaften lösten sich auf, und zum Ueberflusse ermahnte auch der Bischof von Brixen zur Ruhe und Niederlegung der Waffen. Der heldenmüthige Leiningen verließ den Befehlen Oesterreichs zufolge Trient, und sein rührender Abschied erschütterte die Patrioten in den Grundfesten ihrer Seele. Der heranrückende General Fiorella erließ am 31. Juli eine Proklamation an die letztere Stadt, und ward jeden Augenblick daselbst erwartet. Hofer blieb mit seinen Adjutanten ganz nahe bei Sterzing, und warf im Rathe mit seinen Leuten den ersten Funken des Widerstandes in das Volk. Sein Schwager Joseph Gufler, selbst ein schenkelrascher Bergsteiger von unglaublicher Thätigkeit, sandte an die fernern Gegenden Bothen aus, die Volksbewaffnung überall zu betreiben. Der Gedanke fand Beifall, weil er nur bestimmt aussprach, was jedes Herz in den innersten Falten barg. Allenthalben erhoben sich die Streiter in den Kampf; die von Passcier und Meran am schnellsten als Kernkraft der Nachrückenden. Dem General Rouyer die Brennerhöhe streitig zu machen war nicht mehr möglich, weil eine rechtzeitige Vereinigung der südtirolischen Schützen nicht stattfinden konnte. Selbst Eisenstecken, Frischmann, Aschbacher und Andere verließen Hofer und zogen sich nach Brixen zurück, um sich den Oesterreichern bei Schabs anzuschließen. Auch Hofer verschwand nach Passeier in ein Versteck, das nur Gufler wußte. Von demselben aus drängte er durch fliegende Bothen mehr als je zum Auszuge aller streitbaren Mannschaft.

Am 2. August gegen Mittag erreichte Rouyer Sterzing und nahm sein Quartier auf der Post, während seine Truppen sich auf dem Sterzinger Moose lagerten. Zu gleicher Zeit erhoben sich die Oesterreicher bei Schabs zur Räumung des

Landes durch Pusterthal, nachdem die Festung Sachsenburg bereits an General Rusca übergeben worden war. Buol nahm alles Pulver und Blei, alle Kanonen, alles Geld mit sich, und ließ Tirol ganz entblößt. Selbst die tirolischen Gelder und die mit tirolischem Gelde gegossenen Kanonen wanderten mit ihm aus. Eine Schar Landstürmer aus Villanders, Barbian, Latzfons, Gufidaun, Albeins, Feldthurns und Lajen nahmen die leere Stätte ein, unter der Anführung des Peter Mayr, Wirths in der Mahr bei Brixen; die ersten, welche Andreas Hofer aus seinem Hinterhalte mit Briefen und Boten gewonnen. Der Kapuziner Haspinger im Kloster zu Klausen hatte sich auf einen Brief Hofers als Feldgeistlicher angeschlossen, geeignet wie kein Anderer den Muth der Verzweiflung zu wecken und aufrecht zu erhalten, selbst den ungeheuersten Kräften gegenüber. Eine Postdepesche mit Lefebre's Verordnungen wurde von den Bauern aufgefangen, und empörte sie zur Wuth. Kein Wort der Furchtsamen zur Ruhe fruchtete. Die Sturmmasse übernachtete am 2. zu Vahrn und zog am Tage darauf mit größerer Begeisterung als kluger Schätzung des eigenen Vermögens gegen Mauls. Das Vertrauen auf Gott und die Sache Oesterreichs ließ keine Gedanken des Mißlingens ihres Unternehmens aufkommen.

Beim Stocker in der Au zeigten sich die ersten feindlichen Reiter. Sie wurden theils getödtet, theils flüchtig zurückgejagt. Sandwirths Bothen gingen so rastlos hin und her, das Volk in die Waffen zu treiben, daß Lefebre in hartnäckiger Thorheit für gut fand zu verordnen, daß irrende Mannspersonen ohne gerichtlichen Vorweis von jeder Behörde eingefangen und binnen 24 Stunden hingerichtet werden sollten. Aber kein einziger Tiroler, geschweige ein Bothe ließ sich fangen. Ihre Wege gingen durch Gebirge, wo keine Behörden angestellt waren, und unter ihren eigenen Landsleuten fand sich kein Verräther. Hofer erließ aus seiner Schlucht am Schneeberge am 4. August Morgens folgendes

Schreiben: „Herzallerliebste Tiroler! absonderlich aufrichtige Passeirer! Seid von der Güte, versehet alle jene Punkte, welche ich euch vorschrieb. Berichtet alle Gemeinden im Lande, und dieß mit eilfertigen Staffeten, daß mein Herz nicht untreu sey, man möchte mir verzeihen. Indem ich vogelfrei bin, und eine größere Summe Geldes auf mich gesetzt worden, so bin ich dermalen in einem abgelegenen Ort, und werde nicht sichtbar werden, bis ich nicht einsehe, daß sich die wahren Patrioten von Tirol hervorthun, die Gegenliebe einander erzeigen, und sagen werden: Wegen Gott, Religion und Vaterland wollen wir streiten und kämpfen! Dann werde ich den ersten Augenblick sichtbar sein, und sie anführen und kommandiren so viel mein Verstand vermag. Die Botschaften sind aber eiligst auszuschicken von einem Gerichte zum andern an wahre Bundesvertraute. Munition liegt bei Bozen, und die Bradlwirthin weiß davon. Hütet euch vor Teimer. Euer treues Herz, Andreas Hofer, Oberkommandant von Passeier, dermalen wo ich bin." Man müßte die Natur eines Bergvolkes nicht kennen, wenn man die begeisternde Wirkung dieses Schreibens auf die Tiroler unerwartet fände. Gemüthlicher hat noch Niemand an ein Bauernherz in den Tagen der Noth und Knechtung appellirt, als es Hofer hierin that. Seine heimliche Stellung im Gebirge wirkte noch mehr als seine Gegenwart.

Die Schützen Südtirols sammelten sich immer zahlreicher. Die von Vintschgau eilten über Meran dem Jaufen zu. Mittlerweile kam es beim Brixner Kläusl zum scharfen Zusammenstosse. Speckbacher, früher bereit zum Abzuge nach Oesterreich, aber von Hofer in Pusterthal mit wenigen Worten zum Bleiben im Lande bewogen, verband sich am 3. August in Vahrn mit dem Kapuziner und den Wirthen von der Mahr und von Schabs, Mayer und Kemenater. Die letztern taugten gut zu ihm; verwegene Gesellen mit dem scharfen Blick auf die nächste Gegenwart, furchtlos selbst in der äußersten Gefahr, und ohne Gedanken

einer möglichen Niederlage. Nur mit solchen Vorzügen war den Bedürfnissen des Augenblickes zu genügen. Speckbacher flog nach seiner Art dem Landsturme voraus, betrieb den Verhau der Straßen, und sicherte am rechten Eisackufer die Uebergänge nach Pens und Sarnthal. Fast ohne Schlaf, legte er etwas Allgegenwärtiges an den Tag, unwiderstehlich für das Volk, weil er überall und zur unerwarteten Stunde nahe war. Mit Hofer trat er zur Sicherung des Jaufengebirges in Verbindung, und gab dadurch den vorrückenden Landstürmern festen Halt im Rücken der Feinde. Ueberall wurden auf Felsenköpfen, welche die Straße beherrschten, Steine und Baumstrünke bereit gehalten, um die vorüberziehenden Feinde niederzuschmettern, wozu sich die Straßenenge vortrefflich eignete.

Rouyer brach am 4. August in Person von Sterzing auf, die Sachsen als Vorhut voraus, mit Hinterlassung von 100 Mann in der Stadt. Bei Mauls standen sich die Franzosen und Bauern längere Zeit ohne ernstlichen Angriff gegenüber. Am 5. August kam es zum Handgemenge; die Bauern mußten bis Mittewald zurückgehen, und konnten sich auch hier nicht halten, da sich der Feind beider Stromufer bemächtigt hatte. Sie zogen sich an die Brücke von Oberau zurück, und brannten sie ab. Dadurch waren die Franzosen von der Brixnerklause abgeschnitten. Ein Versuch derselben am linken Stromufer nach Aichach vorzudringen, mißlang gänzlich. Von allen Waldvorsprüngen räumten gutgezielte Schüsse wacker auf, die Sachsen erlitten dabei großen Verlust, und die Todten lagen nach der Bemerkung eines Augenzeugen wie Garben auf dem Schlachtfelde. Die Uebriggebliebenen wendeten sich Abends gegen Mittewald zurück, in der peinlichsten Verlegenheit, da ihre Hauptschar, die längst am Platze hätte sein sollen, noch immer nicht zum Vorschein kam.

Zwischen Sack und Mittewald waren nämlich gefällte Bäume und ungeheure Steinmassen auf Vorhügeln an zähen Aesten und leichtbeweglichen Unterlagen dergestalt angelegt, daß sie ohne Mühe in Bewegung gesetzt werden konnten.

Leute vom Gebirge, jeglichen Alters und Geschlechtes, mit Sehnsucht des rechten Augenblickes gewärtig, ließen diese furchtbaren Waffen auf die Franzosen donnern, als sie in die Schlucht eingezogen waren. Dadurch wurde die hoffnungslose Mannschaft entweder zerschmettert oder über den Weg hinaus in den Strom geschleudert. Ein unbeschreibliches Geheul der Verstümmelten oder Gequetschten stieg in die Luft empor. An ein weiteres Vorrücken konnte Rouyer nicht mehr denken. Selbst die Verwundeten konnten erst am folgenden Tage mit großer Mühe aus den Steinmassen herausgearbeitet werden. Durch diesen Vorfall waren die Sachsen zwischen Oberau und Mittewald abgeschnitten, und harrten die Nacht vom 4. auf den 5. August in den drei Häusern des erstern Dorfes auf Erlösung aus ihrer bedrängten Lage, aber leider vergeblich. Die Tiroler sammelten an der Brixner Klause neue Kraft und fielen am 5. August Morgens die 1100 Mann starken Sachsen um so kühner an, als untrügliche Zeichen von den Fortschritten des Landsturmes im Rücken der Feinde Kunde brachten. Wagen, welche mit Verwundeten nach Sterzing gingen, belehrten Speckbacher am rechten Ufer des Eisacks frühzeitig über das Vorgefallene. Eilende Bothen brachten die Nachricht davon sogleich an Hofer, und die Schützen an dem Jaufen-Abhange. Diese zogen sich näher an die Straße heran, und drangen auf Nothstegen wohl auch ans linke Strom-Ufer vor. Dadurch kamen die Sachsen in ein Doppelgefecht, dem sie nicht widerstehen konnten. Sie mußten sich Abends nach tapferer Gegenwehr an die Bauern ergeben, 683 Mann, nachdem mit geringer Ausnahme die übrigen entweder getödtet oder verwundet worden waren. Jeder dritte Schuß der Bauern tödtete oder verwundete seinen Mann. Oberst von Henning, der sich im Widum von Oberau festgesetzt hatte, wollte sich wie Dittfurt um keinen Preis an die Villanderer ergeben. Im Gebalge um seine Person traf ihn ein Kolbenstoß dergestalt, daß er auf

den Boden niedertaumelte und an den Folgen desselben nach drei Tagen in Brixen starb. Die übrigen Verwundeten wurden mit christlicher Sorgfalt nach Neustift und Brixen geliefert.

Auf diese Nachricht trat Hofer aus seinem Versteck, worin er drei Tage gelegen, erschien in Passeier, und drängte das Volk zur Bewaffnung. Den Passeirern, die bereits über den Jaufen gegangen waren, sollten eiligst 10 andere Kompagnien unter den Befehlen der Hauptleute Tschöll und Vintschgau nachfolgen. „Nur geschwind! Nichts versäumt, es geht leicht!“ hieß es am Ende seines offenen Befehles. Zugleich machte er die Sigesnachrichten von der Oberau im Etschlande überall bekannt, mit dem Beisatze, „daß der Feige und Herzhafte sehe, wie Gott mit uns ist.“ Wie an der Etsch standen die Bauern von Pfitsch, Pflersch, Riednaun und der Brennerhöhe im Rücken der Feinde auf, und umschwärmten die Stadt Sterzing auf allen Seiten. Die Verbindung vom Brenner her war auf der Stelle abgeschnitten. Graf von Arko, zum ersten Beamten in Brixen bestimmt, konnte nur mit genauer Noth und nach dem Verlust seiner ganzen Begleitung unter den Schüssen des Landsturms Sterzing erreichen. Der letztere hatte bei Gossensaß eine so vortheilhafte Stellung genommen, daß General Rouyer keine Nachricht vom Oberbefehlshaber aus Innsbruck erhalten konnte. Peter Mayr rückte mit seinen Kampfgenossen nach dem Siege bei Oberau unaufhaltsam bis Mauls vor, Hofer stellte seine Scharen bei Gasteig auf, während er sein Hauptquartier zu Kalcha, einer Häusergruppe darüber im Gebirge nahm. So kreiste die Macht des Landsturms in zweckmäßiger Verbindung um die bedrängten Feinde.

Der Reichsmarschall in Innsbruck lebte der stolzen Hoffnung, daß ihm die Beruhigung des Landes Tirol schnell und völlig gelingen werde. Er achtete unruhige Zeichen im Unter-Innthale nicht, und sandte eine starke Abtheilung seiner Krieger nach dem Weerberge, um die Gefangenen zurückzufordern, welche von dortigen Bauern in frühern Kämpfen eingebracht

worden waren. Dieselben führten nebst den Verlangten auch den Seelsorger und mehrere Weerberger gefangen nach Innsbruck. Zwei der letztern, Johann Raschbüchler und Nikolaus Unterlechner, wurden zum Tode und zur Niederbrennung ihrer Häuser verurtheilt. Damit stieg im eigentlichen Sinne das Signal auf zur Versammlung des innthalischen Landsturmes. Eine vor der Wegsperre noch glücklich eingelangte Botschaft brachte die Nachricht von den Unfällen bei Oberau nach Innsbruck. Sogleich eilte der Marschall selbst mit einer so starken Truppenschar nach Sterzing, daß sie durch die Stürmer am Brenner natürlich nicht aufzuhalten war. Aber auf allen Bergen zeigten sich Schwärme bewaffneter Bauern, die dem Marschall scharf zusetzten. Zur Strafe dafür ließ er das Dorf Ried am Eisack niederbrennen. Eine von ihm ausgegangene Ermahnung an die Bauern in Mauls, abzuziehen, machte den entgegengesetzten Eindruck. Sie sandten ihm einen Trutzbrief mit der Drohung, alle Gefangenen in die brennenden Häuser zu werfen, wofern er nicht abließe vom Mordbrennen, und von allen Mißhandlungen der Gefangenen. Auf beiden Seiten rüstete man sich zum Kampfe aus allen Kräften. Die Tiroler verstärkten sich mit jeder Stunde durch Zuwachs an Mannschaft, Muth und Kühnheit.

Am 7. August brach Lefebre, nachdem er den wenigen entkommenen Sachsen die bittersten Vorwürfe über ihre Feigheit gemacht hatte, um 3 Uhr Morgens in Person gegen Brixen auf, mit der Drohung die Bauern zu vernichten. Er theilte seine Mannschaft in drei Heereszüge. Der erste derselben, vom Oberst Maingrenot befehligt, drang links über die Berge vor, der andere auf der Heerstraße unter Lefebre selbst, und der dritte unter dem Oberstlieutenant Hatry am rechten Ufer des Eisacks, alle gesammt gegen die Stellung der Bauern bei Mauls. Aber die Schwierigkeiten auf dem rechten und linken Flügel mehrten sich dergestalt, daß beide Heeresmassen durch ungünstige Ortsverhältnisse und Angriffe der Bauern nothgedrungen sich auf die Land-

straße zur Hauptmacht werfen mußten. Und diese im engen Raum zusammengedrängt, von allen Seiten beschossen, machte keine Fortschritte. Die Sonnengluth und der Mangel an Erfrischungen trugen auch bei, die Franzosen zu entmuthigen. Sämmtliche Truppen mußten drei Tage in dieser untröstlichen Stellung verharren, eine Stunde von Sterzing mit den Vorposten ob Mauls. Unfruchtbare Plänkeleien an den äußersten Linien fruchteten nichts. Alle Nachrichten von Rusca's Zug nach Lienz, Fiorella's Vorrücken nach Trient und der französischen Streifschar durchs Oberinnthal nach Vintschgau nnd Meran fehlten ganz. Die Lebensmittel schwanden immer mehr zusammen, und stellten baldige Noth in Aussicht. Die größte Heldenthat der Franzosen bestand in einem Viehabtriebe aus der Alpe Valming bei Gossensaß. Gar zu gern wäre der Marschall über Pens und Schalders den Tirolern in den Rücken gekommen. Aber Speckbacher hatte auf dieser Seite so gute Anstalten getroffen, daß der Versuch mit blutigen Köpfen ausgezahlt und vereitelt wurde, besonders nachdem Hofer die feigen und unverläßlichen Vintschgauer entlassen, und 7 Meraner Kompagnien vorgeschoben hatte. Ein schmählicher Rückzug des Marschalls schien unvermeidlich. Deßhalb sandte Hofer über die Gebirge nach Ober- und Unterinnthal Befehle, daß sich alles mannbare Volk waffne. „Sobald ihr unser Anrücken merkt", hieß es darin, „säumt keinen Augenblick, die Waffen zu ergreifen. Es ist eine Sache, wo es um Religion und Christenthum zu thun ist. Lasset euch von den Spitzbuben nicht irre machen. Wir werden sie gewiß antreffen, und ihnen den Lohn geben, den sie schon lange verdient haben. Also, liebe Brüder! lasset uns nur einig sein. Ich werde euch die Lumpenstücke unserer Feinde erst dann sagen, wenn wir zusammenkommen. Nun gutes Muthes! die Sache kommt alle von Gott!"

Lefebres Zögern gründete sich zum Theil auch auf das Ergebniß der vereinten Bewegungen der Franzosen, von denen er jeden Augenblick Luft erwartete. Um die Bauern

zu täuschen, knüpfte er Friedensunterhandlungen mit Hofer an. Dieser sandte auch wirklich den Hauptmann Auckenthaler von der Meraner Kompagnie, und den Gastwirth Seiler aus Passeier mit Vollmachten an ihn ab. Der Marschall nahm sie gut auf, aber an irgend einen Abschluß mit ihnen ging er nicht ein, und behielt sie zuletzt als Geiseln.

In Innsbruck gestaltete sich indessen alles bedenklich und düster. Die von Baiern ernannte Hofkommission unter dem Vorsitze des Freiherrn von Rechberg zur Ordnung der tirolischen Angelegenheiten, war durch Unterinnthal glücklich in die Hauptstädt gekommen, aber unter erschreckenden Anzeichen allerwärts gährender Volkskräfte zur Selbsthülfe und Gewalt. Sie fand deßhalb für gut, den Vollzug der strengen Maßregeln auszusetzen, und an dieser klugen Maßhaltung hatte Rechberg den meisten Antheil; ein Ehrenmann vom besten Korn. Drohende Aeußerungen des Volkes wurden immer lauter, und die Mißstimmung erreichte den höchsten Grad, als die verurtheilten Weerberger wirklich hingerichtet wurden, wovon einer als vollkommen unschuldig galt, weil er bloß durch Zufall der Gefangennehmung baierischer Soldaten beigewohnt hatte. Das thatlose Sitzen des Marschalls bei Sterzing äußerte um so mehr eine Rückwirkung auf die Gemüther der Innthaler, als auf der wieder offen gemachten Straße der eine Wagen nach dem andern mit Verwundeten zurückkam, so daß man Mühe hatte, sie in Innsbruck unterzubringen. Unter solchen Umständen reizten 100 Wagen aus Baiern mit Monturstücken, welche zur Ausrüstung tirolischer Jünglinge für den Kriegsdienst in Innsbruck eintrafen, höchst unzeitig die waffenfähigen Tiroler. General Drouet, welcher in Innsbruck den Oberbefehl führte, hegte selbst das größte Mißtrauen auf den Bestand der Dinge. Nicht nur wurde in seinem eigenen Hause eifrig eingepackt, sondern er gab auch dem Freiherrn von Rechberg den Rath, seine vielen Wagen durch das Unterinnthal nach Baiern zurückzusenden.

Die Niederlage der französischen Heeresabtheilung im

Oberinnthale, welche über Nauders nach Meran und Bozen hätte vordringen sollen, vollendete die Bestürzung der Feinde, wie sie die muthige Erhebung des gesammten Tirolervolkes entschied. Beaumont, der, wie erzählt, mit einer starken Macht nach Vorarlberg zog, ließ nämlich eine hinlängliche Truppenschar in Landeck zurück, um die Verbindung der Franzosen in Vorarlberg und Tirol aufrecht zu erhalten. Davon setzte sich nun ein Theil ins höhere Oberinnthal in Bewegung unter der Anführung des Obersten Freiherrn von Baurscheidt, und des Oberstlieutenant Vasserau, nach dem Plane des Marschalls entscheidend für die Eroberung Tirols, und da der Landsturm in diesen Gegenden noch nicht gehörig vereint war, gelangten sie ohne Unfall selbst durch die Felsenenge der Pontlazer Brücke nach Oenbrück, einer Gruppe von 13 Häusern unweit des Dorfes Prutz, welches durch den Inn davon getrennt ist, gerade unter den steilen Abhängen, auf denen an einer Gebirgsecke das Schloß Laudegg steht. Aber bereits waren alle Hügel mit Schützen bedeckt, die jedes Weitergehen hinderten. Namentlich bethätigten die Kaunser aus dem gegenüber liegenden Nebenthale ihre alte Tapferkeit, indem sie den Feind in der Wiederherstellung der Innbrücke von Oenbrück nach Prutz mit scharfen tödtlichen Schüssen dergestalt beunruhigten, daß er davon abstehen mußte. Die Baiern, woraus diese Heeresabtheilung bestand, dadurch zu einem andern Auswege genöthigt, suchten über Serfaus am linken Innufer vorzudringen, aber ebenfalls ohne allen Erfolg. Denn die Bauern von Ladis, Fiß und Serfaus, Nachkommen der Sieger gegen die Baiern 1703 an der nämlichen Stelle des Thales, erschwerten ihnen die Bergfahrt so wirksam, daß sie zurückweichen mußten. Sie lagerten sich gegen Abend auf den Tulnerfeldern am Inn, und dachten bei schon fühlbar werdendem Mangel an Lebensmitteln auf schnellen Rückzug, da sie 1400 an der Zahl doch nicht ausreichten, bis Bozen sich durchzuschlagen. Sie wendeten sich also, nachdem es völlig Nacht geworden, über die

Pontlazer Brücke gegen Landeck. Aber bereits saßen auf den beiden Bergeshöhen, welche die Brückenköpfe ganz beherrschen, wachsame Tiroler, größtentheils Frauen, um die dort kunstmäßig angelegten Baum- und Steinmassen auf die Vorüberziehenden loszulassen. Die Flammen von Oenbrück, das die Feinde angezündet hatten, um ihren Rückzug zu decken, leuchteten unheilverkündend durch die dunkle Nacht, und mehrten die Erbitterung des Volkes, die ohnehin schon durch die grausame Mißhandlung der gefangenen Kaunser einen hohen Grad erreicht hatte. Selbst Weiber griffen zu den nächsten besten Waffen, sich gegen die Mordbrenner zu wehren. Schon war die Vorhut der Baiern über die Pontlazer Brücke hinüber, als das Traben der Pferde und das Rasseln der Wagen ihren Vorüberzug an die Schützen verrieth, welche sich mit kluger Umsicht für diesen erwarteten Augenblick auf dem Felsenkopf am linken Innufer aufgestellt hatten. Ein Hagel von Kugeln flog von dort auf die Brücke nieder. Durch diese Schüsse belehrt, rollten die Leute auf dem Felsenkopf rechts, welcher die Straße ganz beherrscht, die bereiteten Steine und Bäume mit furchtbarem Getöse herunter. Alle darunter Hinziehenden wurden zerschmettert, oder in den Innstrom geschleudert, und nur wenige Männer der Vorhut entkamen durch die Nacht begünstigt nach Landeck.

Die Straße war durch die ungeheuren Massen von Holz und Steinen und zerschmetterter Leiber gesperrt, und nöthigte den eigentlichen Heerhaufen zur Umkehr ins alte Bozen, wo sie im Falle längeren Widerstandes der unvermeidlichen Aufreibung preisgegeben waren. Die Bauern bemächtigten sich mehrerer Doppelhaggen, die wahrscheinlich im Schlosse Bernegg in Kauns vorfindlich waren, und stellten sie am rechten Innufer auf, von welchem die Schüsse über den Fluß das Tulnenfeld leicht erreichen konnten. Schützen aus Vintschgau langten die Nacht über die Berge von Serfaus her auf dem Kampfplatze an. Der Feind hatte eine einzige Kanone mit zerbrochener Laffete in Folge der

nächtlichen Unfälle, aber eine zahlreiche Reiterei, welche allein noch das Herabstürzen der Bauern auf die Ebene verhinderte. Mit dem Anbruche des Tages erhob sich ein gräßliches Schießen auf beiden Seiten. Einzelne Wagehälse des Landsturms rückten an die äußersten Abstiege des Gebirges heran, und richteten mit ihren Treffschüssen in den Reihen der auf die Ebene beschränkten Feinde großen Schaden an. Als die ersten Schüsse aus den Doppelhaggen Bestürzung ins Lager brachten, das nun gegen zwei Seiten blosgestellt war, nahmen die Bauern auf der linken Stromseite dieselben als Zeichen zum Angriffe, und stürzten wie Wüthende von den Bergen auf die Baiern herab, mit Kolbenschlägen, Mann gegen Mann angehend. Um dem Gemetzel Einhalt zu thun, erklärten sich Baurscheidt und Vasserau bereit zu unterhandeln. Es trat bei den Bauern einiger Rückhalt ein, Erwählte erschienen im Lager zur Verhandlung. Als bei ihrer Ankunft beide Befehlshaber von ihren Pferden stiegen zur mündlichen Unterredung mit den Bauern, schlossen die in der Ferne stehenden Landstürmer daraus, daß sie sich ergeben hätten, stürzten mit Jubel und Geschrei ins Lager, und nahmen die Mannschaft gefangen, welche ebenfalls durch das Absitzen der Führer getäuscht, ihre Waffen streckten. So wurden alle kurzweg gefangen und nach Meran abgeführt, wo sie mit den bei Oberau gefangenen Sachsen zusammentrafen. Ihre Zahl betrug 800. Viele Soldaten hatten entweder unter dem Steingerölle oder im Innstrom ihren Tod gefunden. Die erbeuteten Pferde beliefen sich auf 150.

Die nach Landeck entschlüpften Männer der Vorhut vereinigten sich mit den daselbst aufgestellten Baiern. Diese, von den Bauern aus Patznaun und dem Stanserthal noch vor Tages Anbruch angegriffen, flüchteten sich eiligst zu ihren Brüdern nach Imst. Bei Saurs geriethen sie abermals unter eine von Weibern angeregte Steinlawine, und verloren viele Leute. Unaufhörliche Schüsse von den Bergen begleiteten sie, und als sie endlich nach vielem Drangsale in

Imst anlangten, fanden sie die dort in Besatzung stehenden Baiern im heftigsten Gedränge durch die rings anrückenden Stürmer, namentlich aus dem Nebenthale Wens. Sie eilten daher, diese an sich ziehend, flüchtig nach Nassereit, da der Weg über Silz von den Bauern gesperrt war, mit einer einzigen Kanone. Von Nassereit nach Miemingen zerschmetterten wieder Steingerölle die Frachtwagen und die Laffete der einzigen Kanone vollends. Sie konnten sich zu Miemingen nur durch verzweifelte Gegenwehr aus den rings aufständischen Landbewohnern nach Telfs durchschlagen. In diesem Markt ertönten bei ihrer Ankunft alle Sturmglocken. Die von Deroi vorgeschobene Hülfsschar konnte ihnen leider nicht beispringen, da sie am rechten Innufer vorgerückt, den Strom aus Mangel an Brücken nirgends übersetzen konnte. Erst in Zirl vereinigten sich beide Heeressäulen ganz erschöpft und entmuthigt, nachdem sie herzkränkende Verluste an Leuten und Gut erlitten hatten. Die Bauern, von Einem Geiste plötzlich beseelt, drangen hinter ihnen her, und stellten sich mit ihren Vorposten bei Kranabitten zwei Stunden von Innsbruck auf, gleichsam instinktartig herangezogen an die aus Südtirol anrückenden tirolischen Streiter.

So endete der 9. August, und Bestürzung verbreitete sich unter den Fremden in Innsbruck. Die Hofkommission hatte von Glück zu reden, daß sie am 10. durch Eilwagenfahrt noch glücklich nach Baiern entwischte. Die Nacht darauf waren alle Wege nach Baiern mit Wagen bedeckt, in denen sich fliehende Familien der Offiziere, Beamten und Verwundete befanden. Deroi sicherte die Stadt vor einem Handstreiche, indem er seine Truppen, 3000 an der Zahl, einerseits gegen die Gallwiese, andererseits über die Höttinger Anhöhen in die Nähe von Kranabitten vorschob. Er konnte nach dieser Seite hin um so nachdrücklicher wirken, da sich Straub auf dem Volderer Berge im Verstecke ohne Nachrichten von Hofer, und bei der frühern Windstille der unterinnthalischen Volksstimmung durch falsche Zureden bewegen ließ,

sich in Innsbruck zu stellen, um dadurch mögliches Unglück vön Hall und seinem Hause abzuwenden.

Als Lefebre bei Sterzing den Ausgang des oberinnthalischen Feldzuges erfuhr, trat er ohne Zögerung in der Nacht vom 10. auf den 11. August mit allen seinen Scharen den Rückzug nach Innsbruck an, und kam ohne große Anstände nach Matrei. Aber hier ward er bei anbrechendem Morgen von allen Seiten schwer bedrängt. Hofer flog mit seinen Leuten hinter ihm her, die an der äußersten Spitze Speckbacher als hitziger Vorkämpfer führte. Die Bewohner der Seitenthäler von Obernberg, Gschnitz, Schmirn, Vals und Lavis schlugen sich mit frischer Kraft zu ihm, und so drückte er um so lästiger auf die Nachhut des Marschalls, da zu gleicher Zeit die tapfern Stubaier hervorbrachen und die Vorhut beschädigten. Auf diese Weise gehörte den fliehenden Franzosen bald nichts mehr als die Heerstraße, und diese wurde jeden Augenblick mit scharfen Angriffen gefährdet. Es wimmelte im ganzen Sillthale bis auf die Anhöhen des Iselberges von Schützen in der besten Stimmung, mit dem Muthe, den so unverhoffte Erfolge zu wecken pflegen. Aus allen Stauden knallten Schüsse auf die ermüdeten Feinde, die durch Marsch und Hunger zugleich äußerst erschöpft waren. Lefebre selbst hüllte sich in einen gemeinen Soldaten-Mantel, und ging längere Zeit zu Fuß, um keinen Verdacht zu erregen. Leute von seiner nähern Umgebung wurden von den Bauern weggefangen. Alles geraubte Vieh und viele Frachtwagen mußten aufgegeben werden. Auch die zwei widerrechtlich als Geiseln mitgeführten Leute Hofers, welche einen Waffenstillstand hätten vermitteln sollen, entkamen aufs rechte Sillufer, und gewannen so ihre Freiheit. Die gräßlichste Verwirrung trat unter den Flüchtigen ein. Alles lief und rannte durcheinander nach Gerathewohl, und auf keinen Befehl ward mehr gehört. In stürmischer Hast erreichte Lefebre um 5 Uhr Abends Innsbruck, und hatte hier den Verdruß, Deroi dergestalt mit den Oberinnthalern be-

schäftigt zu finden, daß er keine Bewegung nach dem Berg Isel zu seinen Gunsten hatte machen können. Im sprechendsten Kunterbunt kamen seine Leute hinter ihm her, nachdem sie 200 Pferde von Schönberg bis Innsbruck auf der Straße todt zurückgelassen, und viele Genossen verloren hatten, die als Gefangene nach Sterzing geliefert wurden.

Nicht glücklicher ging es dem General Rusca in der Gegend von Lienz. Zwar drang er ohne wirksamen Widerstand von Seite der Bauern zu erfahren, bis nach Lienz vor, da Steger, nachdem General Schmidt Sachsenburg übergeben, und alles schwere Geschütz mitgenommen hatte, sich zu schwach fühlte auf der weiten Ebene von Lienz es mit einem überlegenen Feinde aufzunehmen. Er zog sich in die Lienzerklause zurück, und sammelte dort die Sturmmassen. Merkwürdiger Weise verlor Kolb, der eigentliche Oberfeldherr in diesem Landestheile, in diesen entscheidenden Augenblicken alle Bedeutung in seinen eigenen und des Volkes Augen. Er ließ es nun eben gehen wie es ging, und schien einer von den Vielen zu sein. So trat Steger immer mehr in den Vordergrund. Als er zur Erweckung der Bauern im höhern Pusterthale nach Niederndorf gekommen war, fand er daselbst einen gewissen Herrn Ulrich, der sich Baron von Luxheim nannte, und mit einer Schar Studenten aus Vorarlberg zu den Oesterreichern in Tirol gestoßen war, jetzt im Gefolge ihres Abzuges nach Kärnten. Er erboth sich als Anführer an die Spitze der kriegerischgesinnten Bauern zu treten, welche ihm offenbar günstig waren, da sein überspanntes Wesen und seine Redefertigkeit für die Umstände gut paßten. Es erhob sich in Folge dieser Aufregungen ein furchtbarer Tumult gegen Hauptmann Stainer, der Maß und Besonnenheit festhalten wollte. Darüber mit Recht erbittert, legte Steger den Oberbefehl nieder, und ließ den vom Volke getragenen Luxheim um so mehr gewähren, da ihn selbst Teimer, Eisenstecken und Lichtenthurn dringend empfahlen.

Der abziehende General Buol erreichte mit 8731 Mann Fußvolk und 214 Reitern und 11 Geschützen am 5. August die Stadt Lienz, und traf hier mit dem General Rusca zusammen, welcher die den Baiern abgenommenen Kanonen zurückforderte, als Ersatz der von General Schmidt aus Sachsenburg abgeführten. Leiningen in seiner Hast sprach dagegen. Aber Buol ließ sich einschüchtern, und übergab den Franzosen ohne Noth und gegen den Rath aller Tapfern in seiner Umgebung die Kanonen, welche zum Theil den Baiern abgenommen worden waren. Hiedurch ermuthigt, forderte Rusca auch noch alle den Baiern und Franzosen abgenommenen Gewehre. Auf die bestimmte Verweigerung dieser Zumuthung mußte sich Rusca um so mehr zufrieden geben, da Buol seine Mannschaft in Schlachtordnung aufstellte, mit solchem Ernst, daß die untergeordneten Krieger alle Augenblicke den verhängnißvollen Kanonenschuß zum Angriffe der Franzosen erwarteten. Schon waren die äußern Flügel der Oesterreicher von muthigen Bauern umschwärmt, die vor Begierde brannten, die Franzosen für alle Gewaltthat auszuzahlen. Aber Rusca war klug genug, den Sturm nicht herauszufordern, und ließ die Oesterreicher ruhig über die Gränze ziehen. Nur die Gefangenen übernahm er von Buol und bewaffnete sie sogleich.

Es sah in der Stadt Lienz für ihn bedenklich aus. Alle Häuser standen leer. Die Drohung, wofern nicht alle Hausväter zurückkehrten, eine unerhörte Verwüstung der Stadt eintreten zu lassen, führte nur etwa 20 derselben zurück, die vor ihn geliefert, außer Hohn und Spott roher Krieger, nichts zu leiden hatten. Da aber alle Häuser ausgeplündert, und mit grausamem Scharfsinn selbst in ihren Einrichtungen, die den Soldaten von keinem Nutzen sein konnten, verwüstet waren, so mußten sie sich größtentheils auf den nahen Gebirgen aufhalten, um nicht zu erhungern. Mit dem eben geschnittenen Getreide ward das Nachtfeuer der Franzosen auf den Feldern unterhalten, und was die letztern unver-

kehrt ließen, richteten die abziehenden Oesterreicher zu Grunde. Luxheim sammelte seine Scharen an der Lienzerklause, um Rusca nicht blos vom Vorrücken abzuhalten, sondern wo möglich aus der Gegend von Lienz zu vertreiben. Am 6. August rief er auch Steger wieder herbei, der mit edler Selbstvergessenheit am folgenden Morgen seine Landsturm-Kompagnien auch wirklich mit Luxheims Mannschaft vereinigte. Nicht ohne einige Verwirrung ward der Angriff auf die Franzosen beschlossen und angelegt. Georg Hauger, Akademiker aus Freiburg, führte die Vorschar auf der Landstraße gegen Leisach; ein kühner Mann, der sich schon bei Konstanz gegen die Franzosen sehr ausgezeichnet und 6 Kanonen erobert hatte. Die französischen Vorposten zogen sich langsam zurück und täuschten den hitzigen Vorkämpfer. Damit einverstanden, machten die Heerhaufen dahinter auf der ganzen Linie eine rückgängige Bewegung, um die allzu sichern Feinde in ihren Bereich heranziehen zu lassen. Aber bald stiegen aus allen umliegenden Dörfern dicke Rauchwolken auf vom Brande, den Rusca zum Schrecken der Bauern hatte legen lassen. Und mitten in der dadurch entstandenen Verwirrung rückten die Franzosen in geschlossenen Reihen vor, und eröffneten ein furchtbares Kanonenfeuer, welches den tirolischen Schützen großen Abbruch that. Sie entwichen aus Leisach gegen die Klause. Das letztere Dorf ward von den Franzosen erobert und in Brand gesteckt. Luxheim verlor die Fassung, warf Waffen, Uniform und Geldbeutel weg, und floh auf seinem guten Rosse nach Oberpusterthal. Alle seine Leute liefen auseinander. Hauger versuchte zwar die Flüchtigen aufzuhalten, und nach der Klause zurückzuführen, ward aber von den nachfolgenden Feinden umgangen, und ins Gebirge ob Leisach zurückgeworfen. Hier fand er an einem Einödhofe die Landleute und viele Stürmer um ein an der Mauer befindliches Kruzifix bethend versammelt, riß in plötzlicher Ergriffenheit das Kreuzbild von der Mauer, schwang es in die Höhe, und forderte alle Gegenwärtigen

im Namen Christi auf, ihm in die Klause zu folgen. Sein Wesen riß alle mit Leichtigkeit fort. In fliegender Eile stürzten sie der Klause zu, und machten durch ihren Anzug die vorgedrungenen Feinde stutzig. Neuer Muth fuhr in die Schützen, und Steger trat an Lurheims Stelle. Sogleich war die Klause dergestalt mit Leuten voll, daß die Feinde eines blutigen Empfanges gewärtig sein konnten. Auf der Straße und in dem nächsten Waldgebüsche stand Steger mit der Hauptmacht. Am rechten Drauufer in einem tiefen Forst faßten die Sertner Scheibenschützen und Gemsenjäger die linke Flanke des Feindes so umsichtig ins Auge, daß sie mit ihren Schützen über den Fluß reichen konnten, und eine bedeutende Länge der Straße beherrschten, unter ihrem tapfern Hauptmanne Achhammer, der mit jedem Schusse seinen Mann zu Boden streckte, und einmal Soldaten neben einander durch und durch schoß. Auf dem linken Flügel über das Gebirge gegen Leisach deckte Adam Weber, ein Schmied aus Lienz mit einem Ausbund von Scheibenschützen, deren bester er selbst war, Stegers Macht, und mit ihm vereint bedrohte Hauptmann Hibler mit den Sillianer Bauern den Rücken der Franzosen. Diese letztern, durch ihren Erfolg aufgebläht, näherten sich mit tumultarischem Lärm der Klause, während alle von ihnen am Wege angezündeten und hellauflodernden Mühlen, Hütten und Häuser die Bauern erschrecken sollten. Sie betrogen sich aber sehr; ein mörderisches Feuer von allen Seiten empfing sie im engen Straßenraum, den sie nothgedrungen einnehmen mußten. Sie konnten demselben nicht widerstehen, und eilten, nachdem sie ihre Todten in einer Mühle verbrannt hatten, nach Lienz zurück. Die Flammen von 200 Bauernhäusern beleuchteten ihre Flucht, und die Plünderung aller umliegenden Dörfer hatte unermeßliche Vorräthe zur Stärkung der angegriffenen Kräfte in die Stadt geschafft. Ganz Oberpusterthal, durch diese barbarische Mordbrennerei empört, griff zu den Waffen. Dadurch beträchtlich verstärkt und im Rücken gesichert, besetzte

der Landsturm am 9. wieder alle Posten um Leisach, die er früher inne gehabt hatte. Luxheim ward durch Extrapost von Welsberg zurückgeholt, und zitterte noch in Mittewald vom gestrigen Schrecken, der am sonst muthigen Manne allerdings etwas Auffallendes hatte.

Während des Mittagessens zu Mittewald erschien Pater Aemilian, ein Franziskaner von Lienz, mit offenem Briefe von Rusca, worin die Bauern aufgefordert wurden, sich unbedingt zu unterwerfen, sonst würde in Pusterthal kein Stein auf dem andern bleiben. Luxheim wollte nachgeben, aber Steger riß dem ohnehin wenig populären Mönche das Blatt aus der Hand, und fertigte ihn mit einer Antwort ab, die im Tone der tiefsten Verachtung abgefaßt war. Steger unterzeichnete sie zuerst, und nach ihm Luxheim. Damit eilte der Franziskaner nach Lienz zurück, bis an die Klause von Steger selbst geführt, der ihm den Kopf so erhitzte von Tausend und Tausenden, die zum Kampfe heran zögen, daß er bei Rusca angekommen, fast in Ohnmacht sank. Das Unglück bei Sterzing, durch Volkserzählungen ins Unermeßliche vergrößert, fing bereits an bekannt zu werden. So verließ Rusca, der den Umständen mit kluger Berechnung mißtrauen zu müssen glaubte, in der Nacht vom 10. auf den 11. August, wo er eigentlich in Brixen hätte sein sollen, die Lienzergegend so geräuschlos, daß es die Bauern erst am folgenden Morgen gewahrten. Bald darauf zogen diese in Lienz ein, Luxheim, Kolb und Steger an ihrer Spitze. Man fand im Spitale viele schwerverwundete Franzosen, und brachte sie ins bequemer eingerichtete Schloß Bruck. Trotz des vom Feinde mit kalter Grausamkeit verübten Unfugs an Brand, Plünderung und Mord, geschah doch den Gefangenen nichts. Sie wurden mit christlicher Liebe gepflegt. Die Vorposten der Bauern besetzten Winklern im Möllthale und die Schanze von Chrysanten. Auf diese Weise war Tirol auf dieser Seite von den Feinden gesäubert.

In kurzer Zeit verbreitete sich die Nachricht von den

Siegen über Lefebre bei Sterzing, und über Rusca an der Lienzerklause durch das ganze Land, und sogar Unterinnthal ward dadurch wieder zu muthigem Selbstgefühl erweckt. Um so schlimmer standen die Sachen für den Marschall in Innsbruck, da am 12. August auch der tiefere Inn zu beiden Seiten von Schützen umschwärmt wurde. Die baierischen Beamten flohen eiligst davon; die Bauern stürmten das Landgerichtshaus in Schwaz, und nahmen alle eingesammelten Gewehre weg. Die zwei Oberstfrauen Gräfinnen Spaur und Epple wurden im Vorüberziehen gefangen und auf den Weerberg gebracht, und im Achenthal 60 Kornwagen aus Baiern in Empfang genommen, sehr willkommener Vorrath für die nothleidenden Schützen. Die Bewohner der Wildschönau erhoben sich einmüthig, und besetzten die Berge ob Rattenberg, um die Baiern todtzuschlagen oder zu fangen, wie der Kunstausdruck des Landsturms lautete. Und war es auch noch keineswegs zum wechselseitigen Einverständnisse zwischen den Bauern zu einem berechneten Angriff auf Innsbruck gekommen, so verbreiteten doch schon unbestimmte Gerüchte von diesem Vorhaben Schrecken unter den Feinden. Dazu stellte sich bei den letztern bereits Mangel an Lebensmitteln ein. Auf den heißen Tag ihres Rückzuges vom Brenner folgte eine dunkle Nacht mit furchtbarem Donnerwetter und Gußregen, vom Leuchten der Blitze und Wachtfeuer unheimlich durchzuckt. Die zwei darauf folgenden Tage voll banger Ungewißheit genügten, die von allen Seiten anrückenden Landstürmer um Innsbruck zu sammeln. Die Etschländer unter Hofer nahmen den Iselberg seiner Länge nach ein, während die Scharen Straub's unter der Führung des Andrä Angerer das rechte Sillufer sicherten. Fleischhauer, von Lefebre um Lebensmittel auf die Dörfer gesandt, kehrten erschrocken in die Stadt zurück, abgewiesen von den Bauern, die alle Wege und Stege verlegt hatten. Der Marschall, ganz eingeschlossen, knirschte vor Wuth und Ohnmacht. Heftige Drohungen, das Dorf Hötting wegen drei Patrioten anzuzünden, gingen in

der Verwirrung nicht in Erfüllung; nur das Haus des Natterers ward niedergerissen.

Am 12. August kam Hofer mit seinem Hauptquartier auf dem Schönberg an, nachdem er seine Befehle fürs Etschland ausgefertigt hatte. Er theilte seine Mannschaft wie früher in drei Heerhaufen. Der Kommandant Tschöll von Meran zog mit 14 Kompagnien zur Verstärkung des linken Flügels nach Patsch, und schloß sich an die Truppen Angeres an. Die Hauptmacht im Mitteltreffen auf der Straße rückte unter den muthigen Führern Peter Mayr, Kemenater, Speckbacher und Graf von Mohr an den Gärberbach vor, und lehnte ihre linke Flanke an die Vorposten der Oberinnthaler. Der Kapuziner Joachim Haspinger eilte auf den linken Flügel, und übernahm hier in wohlbekannter Gegend den Oberbefehl über die Bauern aus dem Oberinnthal, Axams, Sellrain, und einige Südtiroler. Andere Scharen aus Oberinnthal nahmen von den Anhöhen des Dorfes Hötting Besitz. Noch in der Nacht sammelten sich die Schützen vor Steinach und Matrei, und bildeten in Hofers Rücken eine mächtige Reserve. Hofer beschloß den Angriff auf die Franzosen und Baiern bei Innbruck auf den 13. August Morgens. Es war ein Sonntag. Die zahlreichen Feldgeistlichen lasen die heilige Messe schon vor Tagesanbruch um 2 Uhr Nachts in den benachbarten Kirchen, und segneten die Streiter zum Kampfe ein, indem sie dieselben von allen Sünden lossprachen. Gleich darauf begann der Angriff auf allen Seiten. Lefebre war dadurch nicht wenig überrascht, in der grundlosen Meinung, an einem Sonntage schlage sich kein Tiroler. Um 6 Uhr Morgens war man auf der ganzen Linie handgemein. Die Anzahl der Streiter betrug auf beiden Seiten fast gleich viel. Die Bauern hatten den Vortheil der Stellung auf den Hügeln und Waldhöhen, der Marschall den der zahlreichen Reiterei und des schweren Geschützes, wodurch ein Vorrücken des Landsturms auf die Ebene nicht wohl zu befürchten war. Der rechte Flügel richtete seine Aufmerksamkeit vorzüglich

auf die Sillbrücke bei Wiltau, und das Schloß Ambras, der linke auf den Hußl-Hof und die Gallwiese, das Mittel-Treffen auf die Wiltauer-Felder, wo die Hauptmacht der Feinde sich entwickelte. Nach 3 Stunden heftigen Kampfes waren die Franzosen auf die Ebene zurückgeschlagen, und das ganze Gebirge in den Händen der Bauern. Die wiederholten Stürme der erstern, den verlornen Anstand der Höhen wieder zu gewinnen, nahmen eine äußerst mörderische Gestalt an, Mann gegen Mann wehrte sich in rasender Erbitterung, und je mehr Blut floß, desto weniger ward es geschont. Zuletzt führte Lefebre selbst das Bataillon Habermann zum entscheidenden Einbruch in die Bauern, aber alles umsonst. Man trennte sich bei einbrechender Nacht ohne Entscheid, und der Landsturm blieb Meister des ganzen Südgebirges ohne großen Schaden erlitten zu haben, während der Feind die bittersten Verluste zu beklagen hatte. Nur die Oberinnthaler wurden durch die Uebermacht von den Höttinger Hügeln nach Kranabitten zurückgedrängt. Weiber hatten sich mit Speise und Erfrischungen bis in den Kugelregen hineingewagt. Von den Bauern wurden nur drei gefangen, und im Zuchthause eingesperrt. Den eigentlichen Verlust der Feinde zu ermitteln war unmöglich, da sie ihre Todten in Einzelhäuser brachten, und mit denselben niederbrannten.

Die Nacht blieb ziemlich ruhig, und ein strömender Regen hinderte am andern Morgen die Erneuerung des Kampfes. Nur an einigen Vorposten ward geplänkelt. Lefebre machte Anstalten, die nicht undeutlich auf einen Rückzug durchs Unterinnthal schließen ließen. Er schaffte die Verwundeten und Kranken auf Schiffe, um sie nach Baiern abführen zu lassen. Unbrauchbares Geschütz ward im Innstrom versenkt, eine Anzahl von 70 Ochsen geschlachtet und das Fleisch vertheilt, und Brod von Bäckern eingefordert. Man konnte den Feinden nicht genug Wein, Branntwein, Kaffee, Zucker und Bettgeräthe liefern. Das Lager am Iselberge verschwand, und die Soldaten zogen sich in die Häuser von

Wiltau zurück. Abends um 9 Uhr brach bereits der erste Heerhaufen zum Abzug nach Hall auf. Graf von Arko mit dem General Montmary und dem Obersten Oberndorf war bereits am Tage zuvor ins Unterinnthal aufgebrochen, um die Verbindung zwischen Innsbruck und Rattenberg aufrecht zu erhalten. So schien der Rückweg hinlänglich gesichert. Man wollte nicht ohne Geiseln abziehen. Der alte Appellationspräsident Graf von Sarnthein, der Generalkommissär von Schneeburg, die Baronin-Wittwe von Sternbach, und der Kommandannt Straub wurden ins Gasthaus zum goldenen Adler zusammengebracht, um mit nach Baiern geführt zu werden. Straub ersah, während die andern Geiseln einen Rüstwagen bestiegen, die günstige Gelegenheit zu entwischen, sprang über die Wagendeichsel der Innbrücke zu, stürzte sich in den Strom und schwamm ans andere Ufer, wo er so glücklich war, bald ein sicheres Versteck aufzufinden. So entging er den Händen seiner Verfolger. Um 11 Uhr setzte sich der zweite Heerhaufen nach Unterinnthal in Bewegung, und um Mitternacht war die Stadt von den Franzosen geräumt.

Die Vorhut unter Arko war indessen bis Kolsaß gekommen. Er zündete im Vorbeirücken das Schloß Aschach bei Volders und mehrere Häuser am Wege an. Das erbitterte die Bauern, welche auf den Bergen seinem Zuge folgten. Bei Heiligenkreuz ob Schwaz, wo der Inn an die Straße herandrängt, sammelten sie sich auf den Anhöhen, die seinen Vorüberzug ganz beherrschten. Der enge Thalweg war durch Verhaue unwegsam gemacht worden, und um sie wegzuräumen, brauchte es längere Zeit. Oberst Graf von Arko ritt gebieterisch heran. Auf einmal knallten Schüsse aus dem Laubwald und streckten das Pferd seines Adjutanten todt zur Erde. Der Oberst drang vorwärts, als ob nichts geschehen wäre. Da flog ihm eine Kugel an den Kopf, und er stürzte ohne Laut todt vom Pferde. Ein heftiges Gefecht entbrannte zwischen beiden Theilen, und erst nach zwei

Stunden konnten sich die Baiern nach Schwaz durcharbeiten, mit dem Verlust von 200 Mann. Die Nacht und den folgenden Tag wütheten die erbitterten Krieger in den stehengebliebenen Häusern des Marktes Schwaz mit ruchloser Leidenschaft, ohne Maß und Mitleid. Am 15. August, wo das Fest der Himmelfahrt Mariä einfiel, blieb die Pfarrkirche gesperrt, alle Einwohner hatten sich ins Gebirge geflüchtet. Am Abend dieses Tages rückte Lefebre selbst ein, von Hall nach Schwaz von beiden Seiten des Inns heftig und anhaltend beschossen. Seine Truppen lagerten sich auf den Feldern, und verwüsteten die ganze noch nicht eingebrachte Ernte des Jahres. Unverkennbare Anstalten, sich hier zu verschanzen, und in der nächsten Verbindung mit Baiern durch Achenthal Widerstand zu leisten, machten die Landstürmer rührig. Hofer eilte aus Innsbruck unverzüglich nach Hall, und setzte Straub zum Stadtkommandanten in Hall, und den Major Stebele zum Haupte der Vertheidigungs-Mannschaft in der Schwazergegend ein. Mit jeder Stunde wurde die Gegend für die Baiern unsicherer. Dessen ungeachtet wollte der Marschall noch einen Versuch nach Hall zurückmachen; als er aber bei einbrechender Nacht die unzähligen Wachtfeuer bemerkte, brach er um 9 Uhr Abends nach Rattenberg auf. Die Bergwerksgebäude am Erbstollen wurden angezündet und leuchteten zum Abzuge. Der Pfarrer Siard von Straß hatte alles Mögliche gethan, um die Zillerthaler gegen die Feinde aufzubiethen, aber nur wenige folgten seinem Aufrufe. Mit diesen besetzte er den Reiter-Kogel, und trat in Verbindung mit Major Margreiter, dem Hauptmanne der Wildschönauer, welcher sich von Rattenberg auf die benachbarten Anhöhen gezogen hatte. Aber dessen ungeachtet konnte er keine wirksamen Angriffe machen. Die Brücke über den Ziller blieb frei, und Lefebre erreichte ohne Unbild Rattenberg. Dort wurde einige Stunden Ruhe gehalten. Da jedoch die nachfliegenden Schützen zu beiden Seiten des Inns die feindliche Nachhut angriffen, und Has-

pinger, Speckbacher und Margreiter sich mit allem Ungestüm der Sieger und mit aller Ueberlegenheit genauer Ortskenntnisse an die Fersen der Feinde hingen, so fürchtete Lefebre gefangen zu werden, verließ Rattenberg ohne sein bereits aufgetragenes Gabelfrühstück zu verzehren, und erreichte mit seinen Scharen theils am 18. Kufstein, theils am 20. Salzburg.

Von diesem Vorsprunge in der Erzählung kehren wir wieder nach Innsbruck zurück, das in bedenklicher Lage schwebte. Nach dem Abzuge der Baiern und Franzosen aus der Stadt regte sich daselbst sogleich das Gesindel, zu welchem sich herrenloses Volk und österreichische Soldaten schlugen, welche sich selbst aus der österreichischen Gefangenschaft befreit hatten. Es wurde den Herren viel gedroht, Lust zum Plündern zeigte sich, man wünschte eine Hausdurchsuchung, angeblich alles Angehängsel der Feinde wegzuräumen, in der That aber begierig nach fremdem Gute. Alles, was sich im französischen Lager, in den Kasernen und anderen Soldaten-Herbergen vorfand, ward die Beute dieser Meuterer. Aber die einrückenden Bauern stellten augenblicklich die Ruhe wieder her, ohne daß die Aufreizungen des Pöbels zur Unordnung an ihnen einen Halt gefunden hätten. Die Passeirer bezogen wieder die Hauptwache, standen allen Bedrängten bei, und verhinderten alle Unfüge, wo und wie sie konnten. Hofer kam um 10 Uhr in offener Kalesche an, und stieg beim Herrn von Stadler in der Neustadt ab. Eine Deputation der Stadt erschien vor ihm, und bat um Schutz gegen alle Verletzung der Ordnung und des Eigenthums. Er versprach und leistete ihn auf das kräftigste. Alle Gassen und Plätze füllten sich mit Landstürmern. Die Oberinnthaler zogen in endloser Prozession ein, mit einem Kreuz an ihrer Spitze. Das Gefühl ihrer Wichtigkeit, ohne Furcht vor Beamten und Soldaten meldete sich bald, und weckte Gelüste, welche auch die Bessern nur sehr schwer abzuweisen im Stande waren. Es wurde bekannt, daß die von dem Feinde den Gemeinden abgenommenen Waffen in einem Gemache der

Hofburg aufbewahrt seien. Sogleich erhoben sich die entzügelten Massen, diese Waffenkammer zu stürmen. Der Burgvogt sträubte sich gegen den gewaltsamen Andrang und rief Hofern. Dieser erschien, und stellte die Ruhe mit wenigen Worten wieder her. Er bestieg die Altane und ermahnte die versammelten Tausende zur Verfolgung des Feindes durch das Unterinnthal. Hiebei lag ihm mehr die Schonung der Stadt am Herzen, als das was er mit Worten betrieb. Denn beim Volke war wenig Lust zur Verfolgung, und bei Hofer wenig Vertrauen auf die thätige Mitwirkung der so oft gewitzigten und beschädigten Unterinnthaler. Und unter solchen Umständen wäre von fremden Landstürmern im ausgesogenen Thalgebiete mehr Unbequemlichkeit als Nutzen zu erwarten gewesen. Mit ächt volksthümlicher Auffassung der Landesvertheidigung glaubte er die Räumung der Gränze vom Feinde getrost den Zunächstbetheiligten überlassen zu müssen. Dessen ungeachtet ließ er zum Abzuge nach dem Unterinnthale trommeln, und ermahnte selbst die Begegnenden auf der Gasse zum Gehorsam, aber es fruchtete wenig.

Einige Schützen beteten in der Kirche, andere schliefen, wieder andere thaten sich gütlich bei Speise und Trank, und die Schreier auf der Gasse hatten am wenigsten Lust zur Verfolgung des Feindes. Es war eine jener verwirrten Bauernwirthschaften, die das Volk und die Volkserhebungen überhaupt charakterisiren. Man meinte mit der Vertreibung des Feindes aus Innsbruck genug gethan zu haben, und dachte an nichts weiter. Da die Wachtposten mit den ehrenhaftesten Männern besetzt waren, so fiel wohl viel Lärm, aber keine eigentliche Unordnung vor.

Hofer nahm das Mittagsmahl bei Stadler ein mit Jakob Gepp, dem Provinzial der Kapuziner, einem Mann, der als Priester und Prediger beim Volke in größter Achtung stand. Während desselben erfüllte sich die Neustadt mit ungeheuern Massen von Bauern, welche einen unbändigen Lärm erregten, die Bewohner Innsbrucks bedrohten, und in

wüsten Geberden höhnten. Da öffnete sich auf einmal ein Fenster am Hause des Herrn Stadler, Hofer zeigte sich an demselben und rief mit einer Donnerstimme: „Zwui seyt ös do? Deper zum Raben und Leut z' peinigen? Wöllt's es den Boarn nachmachen? Schamt ös enk nit? Was habt's no in der Stadt z' thuen? Zwui geaht's nit dem Feind noch, der no gor nit weit von hier ist? Holaus ins Unterland, glei! sog's enk, geaht's alle fort und holaus! I will kain mehr hier sächen, und wenn's mir nit folgt, so will i enker Anführer nimmer sein!" Diese Worte, hier wörtlich nach einem Ohrenzeugen gegeben, und leider durch Anekdotenkrämer vielfach entstellt, aber bezeichnend genug für Hofer und seine Stellung fürs Volk, fanden gegen alle Erwartung schulgerechter Leute einen guten Anklang und größere Folgsamkeit. Viele gingen nach Unterinnthal, wohin Hofer ebenfalls aufbrach, wie wir bereits gesehen, andere kehrten nach Hause. Männer von starren Begriffen kriegerischer Zucht und willenlosen Zusammenwirkens mußten dieses scheinbare Auseinander der Volkskräfte und Hofers Verhalten dabei seltsam finden. Aber nur wo die Zügel so locker gehalten werden, ist unser Bergvolk im Augenblick der Noth zu haben, und thatkräftig für volksthümliche Angelegenheiten. Hofer als Mann des Volkes verstand recht gut, daß seine Macht nicht weiter ginge als die Kraft und der Wille des Volkes selbst. Durch diese weise Mäßigung verhinderte er den Ausbruch roher Volksleidenschaften, und drückte dem Aufstande vom Jahre 1809 einen Charakter von Milde und Selbstachtung auf, den jeder Unpartheiische rühmend anerkennen mußte. Nur das allzufühlbare Hervortreten des Uebergewichtes an Macht und Willen im Befehlenden, und die windige Allbefehlshaberei verleiten die Volkskräfte zur Ausschweifung. In solchen Fällen empören sich auch die Guten, deren unermeßliche Ueberzahl sonst leicht allem Unwesen steuert. Hofers Ansicht von der Verfolgung des Feindes im untern Innthale bestätigte sich auch vollkommen. Die örtlichen Landstürmer mit einigen Kompagnien vermehrt genügten, ohne eigentliches Gefecht den haltlosen Feind aus dem Lande zu schrecken, und damit war er einstweilen zufrieden.

XVI.

Hofers Regierung in Tirol als Oberkommandant im Namen von Oesterreich.

Nach Innsbruck zurückgekehrt, stand er durch die Meinung des Volkes und die Macht der Umstände nicht bloß an der Spitze der Landesvertheidigung, sondern auch der Landes-Verwaltung. Die Schriftgelehrten, welche verhältnißmäßig mit einem solchen Oberhaupte am mindesten zufrieden waren, mußten sich den Mann gefallen lassen, der die heilsamste Gewalt über die Bauern übte, welche jetzt herrschend geworden waren. Er bezog eine Wohnung in der Hofburg, die schlechtesten Gemächer, welche dort zu finden waren, und nahm seine Vertrauten und Adjutanten in seine Nähe an den nämlichen Tisch, und oft sogar ins nämliche Zimmer zu schlafen. Im Speisezimmer ließ er sogleich ein Kruzifix und ein Madonnenbild aufhängen, mit den schlichten Worten: „A bißl a christliches Zeichen kann nicht schaden!“ Früh und Abends besuchte er in der Regel immer den Gottesdienst in der Pfarrkirche, und bewies unzweideutig, daß die herzliche Andacht ein Bedürfniß seiner frommen Seele war. Vor dem Schlafengehen bethete er mit seinen Genossen stets den Rosenkranz, am Ende mit vielen Vaterunsern zur Ehre verschiedener Heiligen, die er um ihre Fürbitte anflehte. Er aß und trank mäßig. Die tägliche Kost ward aus dem nächsten Kaffeehause gebracht, und er zahlte für seine Person nicht mehr als 45 Kreuzer. Zum Frühstück genoß er Käse und Brot, von ersterem den sogenannten Magenputzer, eine

Art gemeinen Bauernkäses aus Pusterthal, besonders gern. Der Wein ward ihm aus dem Etschlande nachgeführt, und er hatte stets ein Fäßlein in einem Zimmer stehen, aus dem er selbst sein Bedürfniß holte. Vor dem Schlafengehen sang er nicht ungern geistliche und weltliche Lieder, er als Vorsänger unter seinen heiteren Gesellen, wovon mehrere etwas mehr tranken, und auch mit dem sogenannten Gültspiel sich unterhielten. So nachsichtig er mit unschuldigen Freuden war, eben so wenig würde er irgend ein Uebermaß in seiner Nähe geduldet haben. Er sprach in diesen Tagen oft vom dankbaren und christlichen Genießen der „köstlichen Gottesgabe," wie er Speise und Trank nannte. Er und seine Genossen hatten bei der Arbeit oder Unterhaltung den Rock ausgezogen und die Hemdeärmel bloß. So empfing er auch die meisten Besuche. Er verschmähte alle herrische Lebensweise und wiederholte nicht ungern das Wort: „Wir sind Bauern, keine Herren!" Die Nase und das Licht ward gleichmäßig und standhaft mit den Fingern geputzt. Tabakrauch aus schlechtem Nürnberger-Knaster erfüllte das Zimmer, und das Wasser wurde nicht aus Gläsern, sondern aus der Flasche getrunken zur Vermeidung alles überflüssigen Hausrathes, der nach Hofers Bemerkung eine „rechte Plage sey." Die Wache an der Burg versahen die Passeirer und durften auch sitzen, wenn ihnen das Stehen zu lästig wurde. Alle, welche Hofer besuchen wollten, mußten sich bei ihm vorläufig anmelden lassen, Bauern und Geistliche ausgenommen, die stets freien Zutritt hatten. Verdächtige aus dem Herrenstande, die der neuen Ordnung der Dinge nicht allzu geneigt waren, ließ er oft länger waren. Schmeichler und Schälke nannten ihn oft Exzellenz, aber er wies immer diese Zumuthung mit Unwillen zurück, mit den Worten: „Ich heiße Andre, Wirth am Sand in Passeier!" Bei Audienzen nahm er den Hut nie ab, außer vor Geistlichen.

Viele Geschäfte erledigte er mit eben so viel Takt als Kürze. Die Stubaier wollten ihr eigenes Hofgericht im Thale

wieder haben. Er sagte zu ihnen: „Ja mit Freuden, wenn's nichts kostet. Gebt nur eine Schrift ein, wie und auf was Weise, ich werde mich dann schon resolviren.“ Ein engherziger Pedant schlug eine Untersuchung der Universitätsbibliothek zur Ausmusterung schädlicher Bücher vor. Er wies den Antrag zurück, und sagte: „Die österreichische Regierung hat keine schädlichen, und die baierische überhaupt keine Bücher angeschafft. Also ist jede Untersuchung überflüssig.“ Die aufgefangenen Gräfinnen von Spaur und Epple wohnten in der Burg. Hofer besuchte sie oft, und scherzte mit ihnen ganz zutraulich. Wenn er sich zum Ausfahren der vier Schimmel des Grafen von Spaur bedienen wollte, fragte er bei der Gräfin immer um Erlaubniß an. Als einst Alpenvieh vor der Burg vorüberzog, ließ er alles liegen und stehen, und eilte auf die Altane, dem Zuge desselben zuzusehen mit Gruß und Wink für Treiber und Hirten. Was er immer that und verfügte, that er im Namen des Kaisers Franz oder des Erzherzogs Johann, und betrachtete sich durchweg nur als ihren Stellvertreter. Er begriff sehr gut, daß Tirol ohne Oesterreich nicht zu halten sey, und erließ in diesem Sinne eine Vorstellung an den Kaiser Franz, die der bekannte Oberst Lurheim verfaßte. Seine erste Sorge ging dahin, Ordnung herzustellen und alles Eigenthum zu sichern. Es streiften im Lande allerlei Gesellen herum, die sich österreichische Ranzionirte nannten; andere von noch zweifelhafterem Ursprung schlugen sich im angeblichen Namen Oesterrreichs hinzu, und so ward ein Gesindel zusammengeschlemmt, nur auf Raub und Unfug bedacht. Er ließ diese Leute in Innsbruck auf die Hauptwache zusammentrommeln, 200 an der Anzahl, und unter den Befehlen Lurheims nach Pusterthal abführen, wohin auch aus andern Landestheilen alle von diesem Gelichter abgeliefert werden sollten, zum Anschlusse an die österreichische Armee, deren Mitglieder zu seyn sie vorgaben. Dadurch kamen Land und Leute einer großen Plage ab.

Alle Beamten wurden in ihrern Aemtern bestätigt und zur Aufrechthaltung gesunden Urtheils für Recht und Gerechtigkeit verpflichtet. Eine provisorische General-Landesadministration aus verläßlichen Männern gebildet nahm sich der politischen Verwaltung an, bestehend aus einem Präsidenten, drei bis sechs Referenten, fünf Beisitzern mit berathender Stimme, und sechs später beigefügten Landesrepräsentanten. Nur die Geschäfte der Landesvertheidigung behielt er sich ganz allein bevor. Von der Landesadministration wurden alle Unterbehörden bestellt, und nur in äußerst seltenen Fällen überließ Hofer das Ernennungsrecht der Ortsbehörde den Gemeinden selbst. Erst im Oktober, als die politische Wendung der Weltbegebenheiten der Isolirung Tirols immer ungünstiger wurde, und die Meinungen zur Unterwerfung an Baiern aus Nothwendigkeit häufiger hervortraten, wurde er gegen die einzelnen Schritte der Landesadministration mißtrauischer, und forderte, daß die Ernennung der Unterbeamten zwar von ihr ausgehen, aber von ihm bestätiget werden müßten.

Da ihr auch das Fach der Finanzen zugetheilt war, so hatte sie die bitterste Noth, so viel Geld aufzubringen, als zur nachdrücklichen Kriegsrüstung und zum Kriege selbst nothwendig war. Hofer drang zuvörderst auf die pünktliche Entrichtung des Aufschlages auf Wein und Branntwein bei den Zollämtern, des Weg- und Brückengeldes, der Mauth und ähnlicher Gefälle mit dem entschiedensten Verbothe aller Einmischerei von Seiten der Kommandanten in diese Geldangelegenheit. Neue Beamten mit Beiziehung ehrbarer Landleute traten für die Eintreibung dieser Zuflüsse in Thätigkeit. Auf gleiche Weise wies er alle Ausnahmsgesuche in solchen Sachen und verlangte Beschränkungen der Gewerbe zu Gunsten Einzelner rund ab. Er begünstigte so gut als möglich die Erzeugung und den Verschleiß des Salzes in Hall, das noch immer gut ging, und bedeutende Summen in die Landeskasse lieferte. Namentlich erhielt man daraus wochentlich 2000 fl. zu Handen der Regierung. Mit Anweisungen von sogenann-

tem Freisalz war er dergestalt sparsam, daß er die unter Oesterreich üblichen Schenkungen dieser Art auf die Hälfte herabsetzte, und fast nur zu Gunsten der im Kriege Verunglückten. Die übrigen Bergwerke steuerten nicht nur nichts bei, sondern mußten zu ihrem Bestande sogar von der Regierung unterstützt werden. Um sie hoffnungsreicher zu machen, befreite er alle Bergarbeiter vom Auszugs- und Sturmdienste. Aber trotz aller dieser Vorkehrungen mußte er für die laufenden Bedürfnisse auch noch die Gelder der gezwungenen Anleihe, die Hormayr eingeleitet, eintreiben, so weit sie ausstanden. Um die Landesschuld selbst in böser Zeit zu achten, gestattete er, daß bei Zahlungen ans Aerar oder an Private Zinsquittungen öffentlicher Fondskapitalien verwendet werden konnten. Dadurch war den dringendsten Bedürfnissen zur Zeit allgemeiner Landesnothdurft auf eine Weise abgeholfen, daß man den Sandwirth, welcher dabei arm blieb, nicht genug loben kann.

Er begnügte sich nicht, die äußerlichen Leistungen zu erzwingen, sondern schärfte sie mit emsiger Beharrlichkeit als Gewissenspflicht ein für Gott, das Vaterland und Oesterreich. Er wollte eine Belebung des religiösen Volkssinnes von innen heraus als festen Grund jeder Aeußerlichkeit. Zu diesem Ende richtete er an die Seelsorger ein dringendes Schreiben um Aufrechthaltung der guten Sitte im Volke. Nach demselben sollten sie Gebeth und Danksagung verstärken, und angestrengt dahin arbeiten, daß im Vaterlande die Hindernisse des Guten geschwächt, die Gefahren für die christliche Religion und Tugend möglichst entfernt, die Anhänglichkeit an Gott und Gottesfurcht belebt, und in allen Dingen das wahre einzige Beste zu Leib und Seele erstrebt werde. Er hoffe alles Glück von Gott und der heiligen Jungfrau, und erwarte vom Volke ein sittlichgutes Betragen in Anwendung aller natürlichen Kräfte, um die Hülfe Gottes auf das Land herabzuziehen. Wahre Gottesliebe, auferbaulicher Lebenswandel und aufrichtige Theilnahme für den Nebenmen-

schen seyen die besten Mittel, den Himmel günstig für Tirol zu stimmen; dagegen Haß, Zank, Raubsucht und lasterhaftes Wesen als Gott höchst mißfällig zu vermeiden. Den Vorgesetzten gehorchen, den bedrängten Nebenmenschen möglichst beispringen, und überhaupt alle Aergernisse verhüten, gelte als der beste Gottesdienst. Er gestattete von diesem Standpunkte aus weder Bälle noch Tanzmusik außer auf Hochzeiten, verboth den Besuch der Gast- und Schenkhäuser während des Gottesdienstes, und schärfte die Beobachtung der Polizeistunden ernstlich ein. Gegen Lüstlinge und Verführer erließ er ebenfalls eine heilsame Verfügung, indem er sie scharf anhielt, die Kosten der Vaterschaft für ihre unehelichen Kinder zu tragen. Besonders bedroht wurden die Käufer fremder Sachen, wofern sie dieselben nicht innerhalb 8 Tagen in die Hofburg ablieferten. Man konnte in allen diesen Erlassen nur ein gläubiges Gemüth an Hofer wahrnehmen, frei von allen weltlichen Rücksichten, auf dem Boden fester Kirchlichkeit und Religion.

Leider blieb er von Zudringlichen nicht verschont, welche die schöne Glaubensinnigkeit des schlichten Bauers in dieser Zeit allgemeiner Volksanstrengung auf Dinge abzuleiten suchten, die entweder unzeitig oder übertrieben zu nennen waren. Dahin gehörten vorzüglich die Forderungen der Geistlichkeit und einzelner Gemeinden, welche die Herstellung älterer Zustände betrieben, nicht ohne das Recht auf ihrer Seite zu haben, aber mit unzeitmäßigem und verwirrendem Eifer. Die baierische Regierung hatte dem Fürstbischofe zu Brixen das Priesterhaus abgenommen und zu Kanzleien für Beamte eingerichtet, und nebstbei die Verwaltung der damit zusammenhängenden Einkünfte eigenmächtig und verschleudernd geführt. Hormayr, um die Zurückstellung desselben gebethen, ließ die Sache auf sich beruhen, weil es Wichtigeres fürs Land zu thun gab. Als daher Hofer im September nach Brixen kam, mahnte ihn der Bischof an die unerläßliche Pflicht, die Zurückstellung desselben einzuleiten. Er ging sogleich an die

Sache und erfüllte die Wünsche des Bischofs, ohne daß die Landesadministration, die solchen abliegenden Gegenständen für den Augenblick nicht günstig war, dagegen Einrede gethan hätte. So trat der Geistliche Norz im Namen der bischöflichen Behörde als Verwalter des Priesterhauses ein, und unter ihm der rühmlich bekannte Michael Feichter, der von Hofers gerechtem und ruhigem Verfahren bei dieser Gelegenheit für sein ganzes Leben durchdrungen war. In Bozen hob er auf die Bitten des Volkes die früher gegründete Realschule auf, und setzte das Gymnasium wieder ein, welches die Franziskaner auf der Stelle eröffneten. Das Nämliche geschah in Meran, wo die gymnastischen und philosophischen Studien auf das Ersuchen des Stadtmagistrates unter der Lehre der Benediktiner von Marienberg wieder in Thätigkeit traten. Nun rückte auch der Bischof von Brixen mit der Forderung heraus, die theologischen und philosophischen Studien in Brixen beginnen zu lassen, und aus dem dortigen Rentamte mit hinreichenden Mitteln zu versehen. Hofer glaubte auch hier wenigstens Einiges thun zu müssen, und wies die Gehalte für drei verstorbene und drei abwesende Domherren dem Lyceum in Brixen an. Dadurch ermuthigt ging der Bischof immer weiter und verlangte die durch die Säkularisation entzogenen Gelder für die Lehranstalten in Brixen und eine Reinigung der Lehrkanzeln im Lande von irrelehrenden Professoren. Gegen die Gehässigkeit der letzteren Maßregel, welche die Einheit der Volksgesinnung mit dogmatischem Hader bedrohte, stemmte sich die Landesadministration aus allen Kräften. Aber Hofer ließ sich dadurch nicht irre machen und erfüllte die Forderungen des Bischofs, so weit es in den Umständen möglich war. Professoren wurden nach bischöflicher Auswahl ernannt, ungefällige Vorlesebücher entfernt, und unabhängige Meinungen zur Einlenkung in die Wünsche der Klerisei ermahnt. Der theologische Professor Köck, ein guter, aber streitsüchtiger und den Hader vom Zaune brechender Kopf, ging Hofern in diesem Vereinigungsgeschäfte als bischöf-

licher Kommissär an die Hand. Die Weigerung der Landesadministration, diesen aufregenden Geschichten beizustimmen, erledigte Hofer mit der Bemerkung, daß er wohl eben so berechtigt sey, innere Staatsangelegenheiten zu ordnen, wie er die General-Landesadministration selbst eingesetzt habe. Fast zu gleicher Zeit gab er die Vermögensverwaltung bei Kirchen und Spitälern wieder in die Hände der betreffenden Gemeinden zurück. Nur die verlangte Herstellung der Prälaturen und Hochstifter im Lande konnte er nicht gewähren, da für den Augenblick alle Einkünfte aus denselben in den Studienfond flossen und durch nichts Anderes ersetzt werden konnten. Dadurch wurden die Klarissen in Brixen, die Benediktinerinnen in Klausen und die Bruderschaften in den Besitz ihres Vermögens gesetzt. Die Stiftspriester von Marienberg und Stams, welche bisher wegen ihrer Anhänglichkeit an den Bischof von Chur einen jährlichen Strafgehalt von 182 fl. bezogen, erhielten von nun an 300 Gulden gleich allen übrigen Priestern aufgelöster Stifter. Auch der Bischof von Chur bekam seine Gefälle in Tirol zurück, wie schon Hormayr diesem Ersatze geneigt gewesen.

Waren diese Verfügungen eine nothwendige Nachgiebigkeit des Volksführers in die Wünsche der Geistlichen und Landgemeinden, so thaten sie doch für den Augenblick großen Schaden. Die Beamten und mit den nahenden Zeitbegebenheiten Vertrauteren waren damit nicht einverstanden, theils weil sie die Geldkraft, somit auch die Landesvertheidigung schwächten, theils weil es eine blinde Zurückführung des älteren Zustandes war, den Einsichtige gern einiger Reform unterworfen hätten. So trat eine Scheidung ein zwischen Regierung und Volk und drängte Hofern immer mehr auf die Seite des letztern, das die Verbindung der Geistlichkeit für Althergebrachtes in der Kirchenverfassung auf seiner Seite hatte. Ruhige Männer von den verschiedensten Ansichten mußten beklagen, daß verwickelte Verwaltungsangelegenheiten vor Hofer zur Entscheidung gebracht wurden, dem offenbar

die nöthigen Vorkenntnisse in solchen Geschäften fehlten. Mißtrauen ward in ihm rege gegen die andersdenkende Verwaltungsbehörde, und oft kleinlicher Intrigue Thür und Thor geöffnet.

Besser ging es in Justizsachen, deren unverkümmerter Lauf im herrenlosen Lande ewig denkwürdig bleiben wird. Trotz der bewegten Zeit kamen auffallend wenige schwere Verbrechen vor, einige Raube und Plünderungen der Banditen in den wälschen Gränzgebiethen ausgenommen, gewiß eine Erscheinung, welche die Erhebung des Volkes vom Jahre 1809 hinlänglich kennzeichnet. Daß Hofer auch in diesem Fache zur Einmischung in die Entscheide gedrängt wurde, fällt nicht einmal auf, aber sein Benehmen dabei zeigt seine Redlichkeit im schönsten Lichte. Ein Kaufmann von Stuttgart, Christian August Reuß, hatte Messing gekauft beim Bergamte in Schwaz und dafür bereits 1600 fl. bezahlt. Die Bauern, welchen es in die Hände fiel, wollten es verkaufen, als herrenloses Gut, da für den Augenblick wirklich kein auswärtiger Anspruch darauf erhoben wurde. Aber das Bergamt that dagegen Einrede, und Hofer, obgleich anfangs selbst fürs Verkaufen gestimmt, ließ es ohne Anstand in die Hände des Erstern ausfolgen. Als die Stadt Bozen in den Nöthen der damaligen Zeit um einen Stillstand für das Kapital von 27,300 fl. und Zinszahlung gegen ihre Gläubiger einkam, willigte Hofer im Bezug auf jene Kapitalien ein, welche frommen Genossenschaften und Kirchen gehörten, aber nicht bei 37,500 fl., die man an Private schuldete, mit der Erläuterung, daß Bozen im Kriege ohnehin wenig gelitten und nur mäßig an der Landesvertheidigung theilgenommen habe. In Meran wollte man die Gutsversteigerung des Schuldners Matthias Tappeiner, der in Gant verfiel, aus dem Grunde umstoßen, weil dieser und andere Betheiligte in der Vertheidigung des Landes abwesend waren. Hofer wies das Gesuch an die Behörde, und diese bestand auf dem geschehenen Entscheide der Unterbehörden. Und als man ihn um die Unter-

schrift zur Vernichtung dieses Urtheils anging, schlug er sie entschieden ab.

Ein einziges Mal hob er eine richterliche Entscheidung kurzweg auf, änderte jedoch seine Meinung, als er sich vom Unrechte seines Schrittes überzeugt hatte. So bewies er in kleinen und großen Dingen, daß ihm gemeine Eitelkeit, Empfindlichkeit und Rechthaberei ganz fremd seyen, und sein gesunder Natursinn stets aufs Wahre und Rechte lossteuerte. Selbst als sich der Kommandant Wintersteller für einen Geistlichen in Rechtsangelegenheiten verwendete, wies ihn Hofer einfach an die Landesadministration. Ein baierischer Beamter, bereits früher wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder zur Kerkerstrafe von 15 Jahren verurtheilt, konnte seine Appellation nach München wegen der Unterbrechung alles Verkehrs nicht anbringen, und verlangte Auslieferung seiner Person ans nächste baierische Landgericht mit den Akten seines Prozesses. Hofer bewilligte es ohne Anstand unter der Bedingung, daß entweder er oder seine Verwandten die veruntreute Summe ersetzen sollten. Hormayr hatte aus unbekannten oder unerheblichen Gründen den Landrichter Regulati von Sterzing eingesperrt, und alle Bitten um seine Loslassung waren bisher vergeblich gewesen. Hofer, darauf aufmerksam gemacht, empfahl die Sache sogleich der Landesadministration zur Untersuchung, und die Folge davon war, daß der Eingesperrte unverzüglich entlassen wurde. Der Schützenhauptmann Franz Gasser von Bozen wollte sich mit Hofer als Oberkommandant nicht vertragen, und machte Aeußerungen, die selbst nach sehr mildem Urtheile zweideutig und den Umständen ganz unangemessen waren. Er wurde verhaftet und ein Stoß Akten über die Ursache dieses Verfahrens Hofern zugestellt. Er übergab die letztern der Landesadministration, und als diese vermittelnd erklärte, der ganze Vorgang beruhe auf einem Mißverständnisse von seiner Seite, und sie müsse auf Entlassung des Verhafteten einrathen, so verfügte er sogleich seine Freilassung unter der Bedingung, daß er ihm Abbitte

leiste, was Gasser auch ohne Anstand that, und als Ehrenmann seine Dienste für jeden Nothfall antrug. Gegen den baierischgesinnten Schuldirektor Hubel in Innsbruck war Hofer besonders eingenommen worden, er ließ ihn verhaften und nach Meran ins Benediktinerkollegium liefern, aber nie konnte er bewogen werden, ihm seine Besoldung einzuhalten oder gar zu entziehen. Als Gnadenakte seiner Regierung werden folgende Fälle angeführt. Im Strafarbeitshause befanden sich Jakob Fankhauser und Maria Almberger, die er gut kannte. Sie wußten durch Fürsprecher ihn zu gewinnen und erhielten auf eine Verfügung aus seiner Hand sogleich die Freiheit. Peter Schwaiger von Wattenberg hatte als Wildschütze einen herrschaftlichen Jäger getödtet, und sich nach Baiern geflüchtet, um der Strafe zu entgehen. Im Jahre 1809 kam er wieder ins Land, und stellte sich reumüthig vor Hofer. Dieser ward gerührt durch die Zerknirschung und Thränen des Unglücklichen, und stellte ihm eine Freisprechungsurkunde aus. Darin stand zunächst die begangene That des Schwaigers einfach aufgeführt, daß er nämlich den Jäger des Freiherrn von Lochau, weil er ihm die Flinte abgenommen, erschlagen habe. Weil er aber bußfertig zum Oberkommandanten gekommen und um Verzeihung gebethen, so habe ihm dieser den Fehler nachgesehen mit der Ermahnung, sich nicht mehr in dergleichen Händel zu mischen und sich rechtschaffen aufzuführen.

Aus diesen und vielen andern Erlassen und Entscheidungen Hofers geht unzweideutig hervor, daß er nichts willkürlich vornahm, nirgends seinen eigenen Vortheil, sondern überall das Wohl des Vaterlandes im Auge hatte. Alle seine Regierungshandlungen tragen ein bewunderungswürdiges Gepräge von Billigkeit, Verstand und Bonhommie, die ihn höchst achtbar machen in einer Zeit, wo oft die Gebildeten eine Rauhheit und Willkür der Formen an den Tag legten, welche durch die Milde dieses maßhaltenden Bauernkönigs tief beschämt wurden. Es war also nach unserem

Gefühle nicht bloß Zufall, wie Einige so gern behaupten, sondern wirkliches Volksbewußtsein von gesunder Menschlichkeit im Manne, daß er durch den Lauf der Begebenheiten, die das Volk gemacht, an die Spitze der tirolischen Angelegenheiten gehoben wurde. Und aus diesem Grunde hat die Eitelkeit der Spötter über Hofers Beschränktheit, ihrer weitsehenden Ueberlegenheit gegenüber, wirklich etwas Ekelhaftes in den Augen ehrlicher Leute.

Zur Erledigung der Geschäfte, die sich in seiner Kanzlei immer mehr häuften, hatte Hofer anfangs Niemand als den Schullehrer Mathias Purtscher von Schlanders. Dieser war Unterlieutenant in Frischmanns Kompagnie zur Zeit der ersten Auszüge im Jahre 1809, später Adjutant Hormayrs, und in dessen Kanzlei angestellt. Nach der Vertreibung des Herzogs von Danzig nahm ihn Hofer zu sich und machte ihn zu seinem Adjutanten. Sein zweiter Adjutant war Mathias Ritter von Lama, Aktuar beim Landgerichte Sonnenburg, welcher den Purtscher in der Kanzlei unterstützte, aber als Kommandant von Innsbruck selbst viel zu thun hatte. Die Kasse bei der Kommandantschaft führte der feine Johann Holzknecht, Gastwirth von St. Leonhard in Passeier, uns bereits bekannt. Brauchte er einen tüchtigen Kopf für Aufsätze von Belang, so leistete ihm der geistreiche junge Joseph von Giovanelli die besten und uneigennützigsten Dienste, dessen Geist und Talent angezogen wurden von Hofers edler Einfachheit und Frömmigkeit, weil sie mit dem Grundton in in seinem eigenen Wesen übereinstimmten. Ueberdieß hatte Hofer stets einige Bauern des Landgerichtes von Meran als vertraute Räthe um sich, die ihm abwechselnd ihren Beistand widmeten. Wenn einer derselben durch Geschäfte zum Heimgehen genöthiget wurde, forderte Hofer mit eigenhändiger Zuschrift an die Kommandantschaft von Meran jedesmal einen Ersatzmann, und zwar mit einer Art ängstlicher Sorgfalt. Aus dem Innthale galt Straub von Hall bei ihm am meisten, und sein Rath in Sachen der Vertheidigung blieb

nie unbeachtet. Man mußte seiner Umgebung durchaus Verstand, Maß und Ordnungsliebe zuerkennen, und die Auswahl ehrte die Urtheilskraft Hofers. Nur Karl Thurnwalder aus St. Leonhard in Passeier dachte überspannt wie Kolb und redete von Wundern und Zeichen, die geschehen müßten. Hofer gab in der Regel wenig auf seine Saalbadereien, ehrte aber den Charakter im vieljährigen Bekannten. Bedenkt man, daß Eiferer öfter den Spruch zu Hofers Ohren brachten: „Die Engel wollen Blut sehen!“ so muß man über sein Bauernregiment um so mehr erstaunen.

Die Landesvertheidigung, die ganz in seinen Händen ruhte, erstreckte sich nur auf die Gränzenhut; was darüber hinaus geschah, hatte auch in dieser Zeit um so weniger seinen Beifall, als er dafür mehr verantwortlich gemacht werden konnte. Nach seiner Meinung würde Oesterreich keinen Frieden schließen, sondern den Krieg fortsetzen, wo dann das Bergland Tirol im Rücken der Feinde ein großes Gewicht in die Schale legen könnte. Eine Bothschaft aus dem kaiserlichen Hoflager ermahnte ihn auch in dieser Ansicht zu beharren. Blasius Trogmann, genannt Fink, Hauptmann der Schützenkompagnie von Mais, Freiherr Joseph von Lichtenthurn, und der Vorarlberger Major Müller gingen ins Hauptquartier des Erzherzogs Johann. Der erste kam als Kourier zurück mit der mündlichen Versicherung, daß Oesterreich keinen Frieden schließen, sondern nächstens den Waffenstillstand aufkündigen würde. Es sollte mit erster Gelegenheit ein Vertrauter am Hoflager erscheinen, und über die Lage Tirols berichten. Auch von dort werde nicht über lang ein Unterhändler und Bothe in Tirol mit allen erwünschten Nachrichten anlangen. Nur mit Mühe konnte Trogmann ins Land hereinkommen, und war genöthiget gewesen, einen Zettel vom Erzherzog Johann in einen Brunnen zu werfen, um sich nicht offener Lebensgefahr auszusetzen. Bei seiner Ankunft in Pusterthal brachte Luxheim zu Bruneck seine Aussage zu Papier und so ward sie gedruckt und im Lande verbreitet.

Hierauf betrieb Hofer mit erneutem Eifer die Ordnung der Landesschützen in Kompagnien, denen alle tauglichen Personen von 18 bis 60 Jahren eingereiht werden sollten. Den Dienstuntauglichen wurde ans Herz gelegt, mit ihrem Vermögen den ausrückenden Kompagnien eine billige, von der Obrigkeit zu bemessende Zulage zu geben. Er drang mit Wärme darauf, daß die Freiwilligen den Offizieren pünktlichen Gehorsam leisteten und vom Gebethe um den Segen des Himmels nicht nachließen. Er forderte zu gleicher Zeit die Einlieferung des erbeuteten Kriegsbedarfes, besonders der Kanonen. Eine kleine Reiterschar sollte errichtet werden, und die Ordonanzen von halber Stunde zu halber Stunde in Thätigkeit treten, mit dem Verbothe, daß sich keine derselben anmaße, Schreiben an ihn zu erbrechen, wie man sich wohl früher erlaubt habe. Wo Kommandanten fehlten, wurden neue erwählt, oder die alten Posten besser besetzt. Pusterthal nahm als schwer bedrohter Gränztheil seine erste Sorge in Anspruch. Das Oberbefehlwesen führte anfangs Luxheim, später Anton Steger und Major von Püchler mit einer eigenen Schutzdeputation zu Bruneck. Platzkommandant in Lienz war Kolb von Kolbenthurn, dem man viel vertraute, weil er mehr redete, als that; in Bruneck Philipp v. Wörndle, in Brixen der Kreuzwirth Martin Schenk, in Bozen Franz Lang, ein Bauer von Ritten, gemeinhin Köbele genannt, in Meran Valentin Tschöll.

Jakob Torggler von Mais hatte dem Leiningen in den Gefechten bei Trient gute Dienste geleistet und erhielt von ihm die Kommandantschaft im tieferen Südtirol, ungeachtet er weder lesen noch schreiben konnte, mit dem Auftrage, von Bozen abwärts bis an die italienische Landesgränze so viel Kompagnien als möglich aufzubiethen. Er fand zu Trient einen gewissen Dalponte, welcher sich dem Hofer gegenüber als Oberkommandant der wälschen Tiroler geltend machte, und sein Hauptquartier theils in Trient, theils zu Ala hatte. Er machte mehrere nützliche Verordnungen, besonders gegen

Räuber und Mörder, nahm aber den Sebastian Garbini, einen Menschen von zweideutigem Rufe, in Schutz. Schon Leiningen hatte den Letztern vom Schützenwesen ausgeschlossen, und ihn als Uebelthäter gebrandmarkt. Dalponte erklärte diese Verfügung für nichtig, und Garbini sammelte eine verworfene Schar aus Banditen, Räubern, Mördern und fahnenflüchtigen Franzosen. Dalponte's Mannschaft war nicht viel besser, wohl auch durch den Umstand, daß das Schützenwesen bei angesessenen Leuten im wälschen Südtirol nie den Anklang gefunden hatte, wie im deutschen Landesantheile. Daher überall Klage über Unfüge aller Art, die von denen ausgingen, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung die Waffen in die Hand bekommen hatten. Auf die Klagen, welche deßhalb bei Hofer einliefen, erließ er folgendes Schreiben: „Herzliebste wälsche Südtiroler! Mein aufrichtiges Herz, welches mit Euch es redlich meint, verabscheut Räuberbanden und Plünderung, verabscheut jede Gewalt im Abverlangen von was immer für Gegenständen, alle Arten von Bedrückungen und unbilligen Forderungen an quartiertragende Partheien. Keine dieser niederträchtigen Handlungen findet in meinem vaterländischen Herzen Platz. Ein jeder rechtschaffene Landesvertheidiger hat sich wohl in Acht zu nehmen, seine Ehre und Nächstenliebe nicht zu besudeln; denn wo das nicht geschehe, müßte Gottes Mißfallen über uns kommen, der uns so augenscheinlich beschützt.“ Um dem Unwesen zu steuern, trat Morandell von Kaltern in die Oberkommandantschaft ein, und gesellte sich die Deutschen Joseph Schweigl, Anton Tönig und Jakob Torggler als Gehilfen bei. Diese nahmen von Dalponte gar keine Kenntniß, und machten Hofers Verordnungen in wälscher Sprache bekannt. Durch das Widerstreben Dalponte's gegen diese Hofer'sche Gewalt entstand die größte Verwirrung, bis endlich dieser mit seinem Freunde Garbini verhaftet wurde, und das Uebergewicht der Deutschen größeren Einfluß gewann.

Im Unterinnthale stand das Vertheidigungswesen, wie

man seit dem Schwazerbrande bemerken mußte, sehr schlecht. Nur Straub als Stadtkommandant in Hall, und Margreiter in der Wildschenau bewiesen sich thätig und genossen das Vertrauen des Volkes. Alle übrigen Volksführer waren entweder still daheim oder mit den Oesterreichern abgezogen und noch nicht zurückgekehrt. Hofer mußte daher etschländische Kompagnien hinabsenden, und den unermüdlichen Speckbacher, welcher Pinzgau und Schongau für tirolische Zwecke zu gewinnen suchte. Bald darauf kamen gute Nachrichten von Aspacher aus dem kaiserlichen Hoflager. Denselben gemäß war die österreichische Armee 300,000 Mann stark, und konnte noch überdieß die Streitkräfte unter den Erzherzogen Johann und Ferdinand und der ungarischen Insurrektion an sich ziehen. Dieß genüge vollkommen, um den Friedensverhandlungen für Tirol und Vorarlberg eine günstigere Wendung zu geben, welche Länder für einen österreichischen Prinzen in Anspruch genommen würden. Man möchte in Tirol ja alles aufbiethen, um dieses Ergebniß herbeiführen zu helfen. So seltsam diese Hoffnung für Tieferblickende klangen, machten sie doch auf die tirolische Phantasie wie alles Romantische tiefen Eindruck.

Hofer erhob sich von Innsbruck nach Südtirol, um die Vertheidigungsmaßregeln wirksamer zu betreiben, da hier die Gefahr sichtbarer heranzog. Er fuhr in einem Wagen von vier Schimmeln gezogen, welchem fünf montirte Vorarlberger vorausritten, und einer desgleichen hinter drein, gefolgt von drei Leiterwagen, wovon zwei mit Passeirern und einer mit einem Bauern und einem Fäßlein Wein beladen waren. Von Sterzing aus sandte er über den Jaufen nach Meran dringende Befehle zur Bildung von Schützenkompagnien für Nord- und Südtirol, deren er nicht weniger als 23 haben wollte. Graf von Mohr ging wirklich daran, bloß im Burggrafenamte 12 derselben aufzustellen. Hofer, in Person nach Bozen und Meran weiter rückend, dachte selbst an nichts Anderes, als auf die Errichtung der sogenannten Sandwirthsreiterei und frischer Schützenkompagnien. Von Passeier aus erließ

er den Befehl zur Gränzsperre gegen die Schweiz im Bezug der Ankäufe tirolischen Getreides, und machte Anstalten, in Meran, Bozen, Brixen und Bruneck Getreidemagine anlegen zu lassen. Zu diesem Ende sollte jeder Steuerknecht vier Star Getreide (2 Metzen) oder 8 fl. einliefern. Zugleich erklärte er alle in der Landesvertheidigung Hinderlichen oder Lässigen für Feinde des Vaterlandes. Alle Pulvermühlen wurden in Thätigkeit gesetzt, neue Geschütze gegossen, Verschanzungen und Verhaue an den Gränzen angelegt.

Der Feind regte sich zuerst in Ampezzo. Luxheim hatte in Pusterthal aus 400 österreichischen Ranzionirten die Freischar Erzherzog Johann gebildet, und dabei die Freiburger Studenten Seethal und Hauger als Offiziere angestellt. Mit dieser machte er Einfälle ins venetianische Gebieth, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und trieb die ersten feindlichen Vorposten, furchtsame und unerfahrene Leute, bis Belluno zurück. Aber hier stieß er auf eine überlegene Macht, und wurde geschlagen. Die Sieger rückten wieder nach Ampezzo vor, und richteten daselbst durch Brand und Plünderung einen Schaden von 112,621 fl. an. Die zerstreuten Freischärler sammelten sich in der Festung Peutelstein, und Luxheim verschwand wie gewöhnlich in solchen Umständen. Da jedoch ein Querstreich vom Kreuzgebirge her zu befürchten war, so zogen sich die Franzosen wieder zurück. Sogleich kam Luxheim wieder zum Vorschein und machte mit seinen gesammelten Truppen einen Streifzug nach Belluno. Es gelang ihm auch wirklich, neue Soldaten strömten ihm zu, er faßte wieder thörichte Zuversicht. So ward er bald darauf von 1600 Mann angegriffen und völlig gesprengt. Seethal und viele Offiziere blieben todt auf der Wahlstatt, Luxheim entkam nur durch sein schnelles Roß mit ungefähr 45 Mann, die sich nach Peutelstein retteten. Mit diesen zog er ins Müllthal, wo Johann Türk die kärntnerischen Landstürmer sammelte und einübte.

Ein ähnliches Schauspiel führte der Kapuziner Haspinger an den Gränzen Unterinnthals auf. Er wollte mit der Hülfe Pinsgau's und Pongau's gegen Hofers Rath einen Handstreich auf Salzburg ausführen, ohne gehörige Erwägung aller Hindernisse eines solchen Unternehmens. Straub eilte von Hofer entsendet hinab, um die Hitzköpfe zu meistern. Beunruhigende Gerüchte verbreiteten sich allenthalben über den Abschluß eines für Tirol nachtheiligen Friedens. Völderndorf, den wir bereits als Vermittler zwischen Tirol und Baiern kennen, kehrte erfolglos von München zurück. Von den mitgeführten Geiseln, die ausgelöst werden sollten, war Graf Sarnthein gestorben, und Schneeburg und die Freiin Sternbach in die Hände der Franzosen geliefert worden. Eine Reise, die er zu Napoleon machte, fruchtete eben so wenig; vielmehr sagte dieser, es werde bald Friede geschlossen, und dadurch auch die tirolische Isolirung beendigt werden. Auch der Appellationsgerichtsrath Dipauli sandte zwei Briefe, worin die Friedensnachrichten bestätigt wurden, und mahnte vom weitern Widerstande ab, der nur erfolglos und dem Lande schädlich sein könne. Hofer achtete Dipauli, schien bereit, in seine Räthe einzugehen und Napoleon um Gnade für Tirol anzuflehen. Eine mündliche Unterredung mit Dipauli bestärkte ihn noch mehr in diesem Vorhaben.

Aber zwei Ereignisse stimmten ihn plötzlich um. Der wüthende Kapuziner hatte wirklich die Feinde aus allen Engpässen nach Reichenhall und Salzburg vertrieben, und die Kärntner zu den Waffen aufgerufen. Speckbacher nahm mit Hülfe des Kommandanten Wallner in Pinsgau den Paß Luftenstein ein, und drang bis Lofer vor. Major Graf von Hendl vertrieb mit Meranerschützen die Baiern aus dem Strubpasse. Lofer selbst ging verloren, und die Feinde zogen sich nach Unken zurück, wo sie ein Lager bezogen. Der tapfere Hauptmann Glatzl führte die Meraner über Kössen und unwegsame Gebirge in den Rücken derselben, während die Schützen auf- und abwärts Rosenkranz betheten, und

bereits am 25. September stand er auf den Anhöhen, welche Unken beherrschten. Ohne viele Umstände warf er sich mit seinen Leuten auf die Feinde ins Thal; Speckbacher kam von der andern Seite auf sie los; nie hatten die Tiroler ein keckeres Jauchzen und Jagen eröffnet. Die Baiern standen zwischen zwei Feuern, ohne Ausweg; auf der einen Seite vom Gebirge, auf der andern vom Saalbache eingeengt. Aus Verzweiflung sprangen mehrere Offiziere und Soldaten ins Wasser, und einige derselben retteten sich ans jenseitige Ufer. Die meisten ertranken. Die nachstürzenden Tiroler, besonders der riesige Sebastian Bernhart von Mais, zogen die Schwimmenden, so viel sie deren erreichen konnten, bei den Mänteln und Haaren heraus, und die Geretteten zitterten wie vor ihrem nahen Tode. Aber den Gefangenen geschah kein Leid, und die Verwundeten wurden menschlich verbunden und behandelt. Die Reste entwischten nach Reichenhall, von den Schüssen der Sieger verfolgt. Zwei Feldschlangen, viele Pferde, Wagen, Munition und Geräthe aller Art fielen den Tirolern in die Hände. Am nämlichen Tage erstürmte der Kapuziner den Luegpaß, und bedrohte Hallein. So waren die Tiroler Meister des ganzen Gebirgslandes gegen Salzburg, eroberten selbst Berchtesgaden und Hallein, und hatten die Kunstleitung der Salz-Sole nach Reichenhall ganz in ihrer Gewalt, welche sie jedoch unbeschädigt ließen. Dagegen nahmen sie in Hallein alle Salzvorräthe in Beschlag und verkauften sie zu geringen Preisen, um sich Lebensmittel und Kleidung anzuschaffen.

Die erbeuteten Reiterpferde machten 100 Tiroler beritten, und Hofers Lieblingstraum, inländische Reiterei zu besitzen, zu einiger Wirklichkeit. Ueberhaupt ward er durch fremde Einflüsterungen allmählig aus seiner Besonnenheit hinausgedrängt, neuerdings zum Kampfe gestärkt und getröstet. Sechs Kanonen, durch Hauptmann Harrasser erbeutet, vervollständigten eine schwer empfundene Lücke der tirolischen Landesvertheidigung. So wenig also Hofer an die Niederlegung der Waffen dachte, warnte er doch dringend vor

einem weitern Vorrücken in die Ebene. Joseph Zöggele traf zu St. Johann als Platzkommandant ein, mit Schießbedarf und Lebensmitteln für die Streiter an Salzburgs Gränzen, und erhielt die Weisung, den Drang ins Weite bei den Gränzmannschaften zu mäßigen. Indeß war der Damm einmal durchbrochen, und die Bauernphantasie der wunderbaren Bewältigung des Unmöglichen zugesteuert, im Vertrauen auf Wunder und Zeichen vom Himmel. Das große apokalyptische Thier schien nach dieser Volkspoesie seinem Sturze nahe.

Diese Wendung der Gemüther erhielt einen neuen Aufschwung durch die Medaillengeschichte. Bekanntlich war mit Buol ein Theil der tirolischen Volksführer nach Oesterreich ausgewandert. Darunter befand sich der Unterinnthaler Jakob Sieberer und Eisenstecken. Diese erhielten um die Mitte Septembers vom Erzherzog Johann den Auftrag, für Andreas Hofer das Kaisergeschenk der großen goldenen Ehren-Münze und 3000 Stück Speziesdukaten zu überbringen. Frischmann und andere Tiroler schlugen sich zu ihnen, und wanderten durch große Gefahren nach Tirol. Die Franzosen hielten Steiermark und Kärnten besetzt, und gerade um diese Zeit waren in Klagenfurt zwei Tiroler als muthmaßliche Spione erschossen worden. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse langten die Gesandten am 29. Sept. Abends in Innsbruck an, nachdem sie über die höchsten Gebirge gesetzt hatten. Hofer war unmäßig erfreut über diese Kaisergnade, und bestimmte den Namenstag seines fürstlichen Wohlthäters, den 4. Oktober zum feierlichen Dankfeste dafür. Er war nun durch ausdrückliches Wort des Kaisers als Oberkommandant von Tirol feierlich anerkannt. Die Hoffnung, daß Tirol mit Oesterreich vereinigt bleiben würde, wie auch immer die Loose des Krieges oder Friedens fielen, setzte sich von neuem in den gläubigen Gemüthern fest, und erhielt am 4. Oktober in der Hofkirche zu Innsbruck eine Art feierlicher Sanktion. Alle Behörden geleiteten den Oberkomman-

danten im Feierzuge nach der Kirche, in ihrer Mitte der Abt von Wilten, welcher den Mann des Tages auf einen sammtrothen Bethstuhl an dem Altare führte. Eine starke Kompagnie gleichförmig gekleideter Bauern stellte sich in Reih' und Glied im Kirchenschiff auf. Hierauf hielt der Exjesuite Tschiderer eine rührende Predigt von der Gnade Gottes, der man alle Siege in Tirol und alles Gute zuschreiben müsse. Nach derselben feierte der Abt Markus das Hochamt und ein stürmendes „Gott dich loben wir!" worauf er Münze und Kette weihte, und dem Hofer um den Hals hängte. Dem letztern sah man es an, daß er von Andacht ganz durchdrungen war, und in der Kindlichkeit seines frommen Gemüthes an nichts Irdisches dachte. Auf dem Heimwege konnte er sich kaum durch die jubelnde Volksmenge in die Burg durchdrängen, wo er in der anspruchlosesten Weise die Glückwünsche aller Stände empfing.

XVII.

Friede zu Wien mit Preisgebung Tirols. — Die Feinde in Südtirol. — Drouet in Nordtirol. — Hofers Kampf auf dem Berge Isel mißlang. — Sein Schwanken. — Letzter Versuch, von Passeier aus sich gegen die Feinde zu halten. — Unterwerfung des Landes.

Dieses war der schönste und leider auch der letzte gute Tag seiner Oberkommandantschaft, wie die bekannte Ironie des Glückes nur zu oft mit menschlichen Schicksalen spielt. Abends liefen schlechte Nachrichten aus Südtirol ein. Nach dem letzten Rückzuge der Franzosen aus Trient zeigten sie sich bis Ende September gar nicht mehr, und Torgler hatte mit leidlicher Geschicklichkeit alle Ausschweifungen der zuchtlosen Banden zu verhindern gewußt. Aber plötzlich am 25. Sept. drang General Peyri in drei Heerhaufen in Südtirol ein, unter Oberst Levier über die Gebirge nach Valsugan, unter Oberst Gavotti durch Avio nach Brentonico, er selbst mit der Hauptmacht auf der Poststraße nach Ala. Die deutschen Schützen waren zu schwach, wirksamen Obstand zu leisten, die wälschen hielten nicht aus; so rückte der Feind am 27. Sept. ungehindert nach Roveredo vor. Die alten Schanzen bei Kastell Pietra und Kalliano wurden leicht überwältigt. So erschien Peyri vor Trient. Die Bauern konnten nicht daran denken, die Stadt zu behaupten, und zogen sich hinter Lavis zurück, warfen jedoch einen Angriff der Franzosen auf letztern Ort mit Entschiedenheit auf Trient zurück. Ihr Verlust auf dem Rückzug durch Tod und Gefangenschaft belief sich auf 70 Mann. Peyri setzte sich in

Trient fest, und behandelte die Stadt mit ungemeiner Schonung. Die nächste Vergangenheit hatte viel zu deutlich herausgestellt, daß Unmaß und Grausamkeit in Tirol mit Wucherzinsen auf die Urheber zurückfielen. Der Stadtmagistrat hatte die Feinheit, in einer Aufwartung bei Peyri zu erklären, daß Trient der Verführung, das heißt der Volkserhebung gegen Baiern und Frankreich nie die Ohren preisgegeben habe, und redete hiemit die vollkommene Wahrheit. Weniger geschont wurden die Gefangenen und andere erklärte Oesterreicher, die den Franzosen in die Hände fielen; die meisten derselben mußten nach Mantua, der Insel Elba und andern italienischen Städten in schweren Kerker wandern. Die von Hofer aufgestellten Kommandanten konnten sich nicht vereinigen. Daher ging Torgler nach Haus, Schweigl haderte mit Morandell, und dadurch ging die Einheit im Befehlen und in der Ausführung verloren. Peyri, dem scharfe Berechnung nicht abzusprechen war, ersah seinen Vortheil schnell und gut im Wirrniß der Tiroler. Er beschloß Lavis zu erobern. Der Versuch dazu ward am 2. Oktober gemacht durch eine Streifschar nach Vigo di Meano, um die Tiroler vom Mittelgebirge zu vertreiben, während Peyri mit erlesenen Truppen auf der Straße vorrückte. Da jedoch das erstere mißlang, und die Feinde, welche den Bergweg eingeschlagen hatten, nicht zur bestimmten Zeit zur Unterstützung der Hauptmacht in Lavis sein konnten, blieb dem General Peyri nur der Rückzug nach Trient oder ein Wagniß auf eigene Kosten übrig. Er wählte das letztere, und obgleich ein Sturm auf die Brücke von Lavis mißglückte, gewann er doch die Truppe des Garbini zum Uebertritte auf seine Seite. Diese treulosen Ueberläufer, mit Ortskunde ausgerüstet, führten die Franzosen tiefer im Avisiothale über den Bach. So kamen sie den Bauern in den Rücken, und brachten ihnen eine Niederlage bei von bedeutenden Folgen. Hundert Mann der Bozner Kompagnie wurden getödtet, die einzige Kanone ging verloren. In verwirrter Flucht

stoben die Flüchtigen nach Wälschmichel, Salurn und dem Nonsberg auseinander.

Hofer hatte schon bei der ersten Nachricht vom Einbruche der Franzosen den muthigen Eisenstecken als Kommandanten nach Südtirol gesandt. Er traf am 1. Oktober zu Bozen ein, und ließ sich durch den Unfall bei Lavis nicht erschrecken. Er verbreitete gute Nachrichten, ordnete die Flüchtigen, und stellte die Fassung wieder her. Die Schanze von Salurn und die Bergübergänge nach Fleims wurden schnell besetzt. Kriegsbedarf und Lebensmittel strömten herbei. Dreizehn Kompagnien von Meran, Hafling und Vöran setzten sich gegen die Feinde in Bewegung, und nonsbergische Schützen stellten sich an der Rocchetta auf. Peyri versendete nach allen Seiten hin französische Proklamationen, die zur Ruhe mahnten, und baldigen Frieden in Aussicht stellten, aber umsonst; sie wurden von den Tirolern parodirt, und mit dem bittersten Hohne zurückgesendet. Schon am 5. Oktober rückten diese auf allen Seiten vorwärts, und schlugen die Franzosen nach Trient zurück, wo sie die Thore und das Kastell verschanzten. Die Stadt wurde von den Sturmmassen eingeschlossen und hart bedrängt, ihr alle Zufuhr, sogar die Wasserleitung abgeschnitten, welche durch die Gassen ging, und Mühlen und Fabriken trieb. Zahllose Wachtfeuer loderten zur Nachtszeit auf allen Nachbarhöhen, man schätzte die Bauern auf 15 — 20,000 Mann, und fürchtete für Trient. Peyri allein blieb unerschüttert, und machte in der Trientner Zeitung den Abschluß des Wiener Friedens bekannt. Eisenstecken nahm davon keine Kenntniß und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Er lehnte es in mäßigen Worten ab, erklärte sich jedoch zu einem Waffenstillstande bereit, bis die Friedenssache in die Ueberzeugung des Volkes eingedrungen sey. Eisenstecken verwarf das Anerbieten, und beschoß die Stadt einen ganzen Tag ohne Erfolg.

Die Wassernoth trieb die Franzosen zu einem Ausfall. In der Nacht vom 9 — 10 Oktober schliefen die wälschen

Bauern auf dem linken Flügel gegen Pergine, als wäre nichts zu fürchten. Gegen Morgen ließ Peyri eine fliegende Schar heimlich die Anhöhen besteigen. Es gelang, und ein Peloton-Feuer krachte auf die Liegenden. Welche Verwirrung! Die Wälschen flohen wie Rasende, rissen die Deutschen mit sich in schmähliche Flucht, und ließen Vieh, Geräthe, selbst Waffen und Lebensmittel zurück. Niemanden fiel es ein, die Feinde zu zählen. Der Schrecken theilte sich auch den entfernteren Abtheilungen mit, und verwickelte die Flüchtigen ins bunteste Durcheinander auf ihrer Flucht nach Cembra. Peyri, davon unterrichtet, machte einen wüthenden Angriff auf das Centrum, brachte trotz der Tapferkeit Eisensteckens alles in Unordnung, und zwang ihn seine Stellung bei Lavis zu verlassen. Die Schützen liefen auseinander, so daß am Ende nur mehr 1200 Mann um ihn waren. Er beklagte sich in den bittersten Ausdrücken über die Feigheit seiner Truppen. Morandell, eine Stimme des Rufenden, mahnte aus Leibeskräften zur Nachhülfe, und ordnete einen Bethtag an. Peyri rühmte sich in seinem Schlachtberichte der französischen Ueberlegenheit, gegenüber der Zuchtlosigkeit deutscher Briganten. Doch wagte er nicht vorzurücken, ward aber bald darauf durch Vial abgelöst, welcher ebenfalls durch Proklamationen zu siegen hoffte. Man plänkelte einige Zeit zwischen Salurn und Lavis, aber ohne entscheidenden Erfolg, und von Seiten der Tiroler ohne gehörigen Nachdruck.

Die Nachrichten über einen Friedensschluß mehrten sich immer mehr, und spalteten die Meinungen der Kommandanten. Die schlauen Wälschtiroler begriffen eine solche Wendung zuerst, und schwächten durch ihre Lauigkeit die Machtentwicklung gegen die Feinde. Endlich brachte ein Kourier des Vicekönigs von Italien die Nachricht vom wirklichen Abschlusse des Wiener Friedens am 14. Oktober nach Trient, und führte auf natürlichem Wege einigen Waffenstillstand auf tirolischer Seite herbei.

Während dieser Trientner Händel ging es in Nordtirol

verhältnißmäßig ruhig her. Joseph Patsch, Hauptmann der Schützenkompagnie, stand an der Scharnitz mit großer Umsicht und Tapferkeit, ohne Ausfall ins baierische Land, daher auch Baiern Ruhe hielt. Auch in Achenthal herrschte Waffenstillstand, da Balthasar Pletzacher mit drei Kompagnien dort aufgestellt so behutsam war, die Baiern nicht zu reizen. Die Besatzung der Festung Kufstein verhielt sich stiller als je. Wintersteller verstärkte sich bei Kössen fortwährend in Erwartung eines baldigen Angriffes von Seiten des Feindes. Wallner aus Pinsgau hielt sich in Berchtesgaden, der Rothbart in Hallein. Da beschloß Lefebre die letztere Stadt zu nehmen. Er rückte am 3. Oktober mit überlegener Macht vor, die Bauern mußten ihre eiserne Kanone bei Oberalen zurücklassen, und in die Berge fliehen. In der Stadt selbst kam es zu blutiger Gegenwehr, die Schützen unterlagen, und mußten dieselbe räumen. Dadurch war auch Wallner genöthigt, Berchtesgaden zu verlassen. Er zog sich nach Weisbach zurück, und litt sehr an Schießbedarf. Auch an einem Vorrücken der Feinde auf der Straße nach Reichenhall ward nicht gezweifelt. Unerwartet erschien an den tirolischen Vorposten bei Meleck eine Einladung zu einer Unterredung mit den Franzosen. Speckbacher nahm sie an und stellte sich am bestimmten Orte ein. Man suchte ihn zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, in Folge des abgeschlossenen Friedens. Aber er wies den Antrag zurück, und suchte die tirolische Schar zu Meleck unter dem Kommandanten Firler zu verstärken. Der Kapuziner that desgleichen und eilte nach Radstadt dem Feinde entgegen. Alle vorläufige Verständigung mit Hofer hörte auf, und ein besonders Speckbachers ganz unwürdiger Wahn von der Leichtigkeit des Sieges bemächtigte sich der Handvoll tirolischer Streiter gegenüber den feindlichen Heermassen. Die grundlosesten Nachrichten zum Nachtheile der Franzosen und Baiern fanden den Weg in die Innsbrucker Zeitung, und verwirrten die Köpfe der Bauern gänzlich. Hofer, dadurch selbst getäuscht,

verkündete im Tone eines Propheten, es handle sich nur um die Abwehr dieses letzten Sturmes, damit das Land auf immer frei werde; er wette seinen Kopf, daß kein Friede geschlossen sei, und wer anders rede, verdiene die schärfste Züchtigung. Und in der That ließ er zwei Personen, welche aussagten, daß gewiß Friede sei, einsperren, und entboth den Landsturm in die Hauptstadt. Jemehr die vernünftigen Gründe für seine Ansicht schwanden, desto thätiger ward er zum nahen Kampfe. Und hierin hatte er an den aus Oesterreich heimkehrenden Patrioten eine gute Stütze; denn nach ihrer Aussage mußte selbst bei der vollsten Gewißheit des Friedensschlusses in Tirol der bewaffnete Zustand fortdauern, um die Zukunft von Glück und Segen für das Land nicht leichtfertig aus den Händen zu lassen.

Um die für richtige Auffassung der Gegenwart ungünstigen Verhältnisse auf die äußerste Spitze zu treiben, kam der ehemalige Unterintendant von Roschmann mit dem Kaffeesieder Nössing von Bozen als Viehhändler verkleidet ins Land, und nannte sich k. k. österreichischen Civil- und Kriegs-Kommissär. Eine Unterredung mit demselben stellte auch unzweifelhaft heraus, daß er von Kaiser Franz in oben genannter Eigenschaft hereingeschickt worden sei mit einer ansehnlichen Summe Papiergeldes, das bei Herrn von Giovanelli in Bozen hinterlegt wurde. Er erklärte bestimmt, daß allerdings Friedensunterhandlungen im Gange seien, aber noch zu keinem Ergebnisse geführt hätten; jedenfalls werde ein eigener Kourier dasselbe nach Tirol bringen. Einstweilen müsse aus Vorsicht dem andringenden Feinde ernstlicher Widerstand entgegengesetzt werden. Durch diese in den Gemüthern der Patrioten festgesetzte Ansicht wurde in allen deutschtirolischen Gemeinden die Ueberzeugung fest, daß es Pflicht sey, sich aus allen Kräften zu vertheidigen.

Schon vor dem Abschlusse des Wiener Friedens hatte der General Graf Drouet d'Erlon von Napoleon den Auftrag erhalten, über Salzburg und Rosenheim in Tirol ein-

zurücken, und bereits am 16. Oktober rückte die Division Kronprinz in drei Heerhaufen gegen die tirolischen Gränzen vor. Der Vorhut derselben gelang es, die Tiroler bei Unken und Meleck zu umgehen und zwischen zwei Feuer zu bringen. Die letztern, welche mit sorgloser Blindheit ihre schwachen Kräfte viel zu weit vorgeschoben hatten, und in dieser Stellung mit der Hartnäckigkeit erregter Gemüther beharrten, ungeachtet sie an Kriegsbedarf und Lebensmitteln Mangel litten, ahnten trotz aller Anzeichen eines Angriffes keinen Ueberfall. Selbst der sonst so umsichtige Speckbacher war wie ausgewechselt, und verließ sich blind auf die mit nur wenigem Schnee bedeckten Berge. Die Feinde, von Salinen- und Bergbeamten geführt, und von Rachedurst entzündet, überwanden alle Schwierigkeiten der Bergfahrt, und schlossen mit Glück die tirolischen Bauern von allen Seiten ein. Speckbacher wurde so unvorbereitet überflügelt, daß er nicht Zeit hatte sein Pferd, sein Geräthe und seine Schriften mitzunehmen. Ein fürchterliches Gemetzel wüthete im Thale. Jeder Bauer, der Uebermacht der Feinde gewiß, wollte sein Leben blutig verkaufen. Nur wenige konnten sich retten. Speckbacher entkam durch ein tiefes Wasser auf einen gegenüber liegenden Felsen, fast wunderähnlich, aber sein Sohn wurde gefangen. Diese Niederlage, welche kaum 100 Mann von der tirolischen Gränzmannschaft auf dieser Seite entwischen ließ, entmuthigte auch die Pinsgauer und die von Pongau. Sie erboten sich, die Waffen zu strecken, der Kapuziner konnte sich nicht mehr halten, die Baiern rückten ohne Widerstand ins Pinsgau vor. Auch Kössen ward mit leichter Mühe genommen. Die Abtheilung der Baiern unter Wrede drang zu gleicher Zeit nach St. Johann und nach Kufstein vor, da die Bauern aus Mangel an Schießbedarf nirgends ernstlichen Obstand halten konnten. Sieberer eilte nach Innsbruck, sich mit Hofer über die Kriegsangelegenheiten im Unterinnthale zu besprechen. Dieser wollte den Feind auf dem Iselberge erwarten, wohl das

Vernünftigste, was sich laut früheren Erfahrungen gegen den Feind mit einiger Siegeshoffnung thun ließ. Aber die innthalischen Führer waren damit nicht einverstanden. Sieberer bot den Landsturm des Zillerthals auf, und warf die Zillerbrücke bei Straß ab. Sehr zweckmäßige Verschanzungen und Verhaue sollten dem Feinde den Uebergang über die Ziller streitig machen. Noch besser war Rattenberg durch den muthigen Nikolaus Hochmuth von Brugg vertheidigt, und erhielt durch Speckbacher einige Stärkung, der sich mit seinen wenigen Leuten auf diese Stadt zurückgezogen hatte. Straub führte die Sturmmassen aus der Gegend von Hall gegen die Zillerbrücke, und Hofer selbst versprach in seiner nachgiebigen Art den Landsturm des Oberinnthals in gleicher Richtung nachzusenden. Ein Versuch des Priesters Donai, der als Hofers Oberfeldkaplan großen Einfluß zu gewinnen anfing, die gesammte tirolische Kriegsmacht auf dem Berge Isel zu vereinigen, blieb ohne Erfolg.

Indeß waren die Feinde am 18. Oktober einerseits auf die Höhen der Gerlos, andererseits nach Wörgl gekommen, und hatten sich bald darauf über die Wildschönau mit Umgehung von Rattenberg glücklich an der Ziller vereinigt, so daß aller Widerstand der Bauern gebrochen wurde. Sie verkündigten überall den abgeschlossenen Frieden. Da aber der Kourier mit der Nachricht davon bei Roschmann ausblieb, so glaubten die Tiroler nicht daran. Speckbacher, Straub, Firler und Andere flohen in verwirrter Flucht vor den siegreichen Feinden her, und Sieberer warf sich über die Gebirge nach Pusterthal. Die Stadt Innsbruck füllte sich mit Flüchtigen und mit Sturmvolk aus der Umgegend. Roschmann, der auch herbei eilte, betrug sich so still und schweigsam, daß von seiner Thätigkeit wenig bekannt wurde. Wie es scheint, rieth er Innsbruck preiszugeben, und den Berg Isel als Anhaltspunkt zu benützen. Man legte daselbst Verschanzungen an, so gut es in der Eile durch arbeitende Männer und Frauen geschehen konnte, richtete ein Lager

zurecht, und traf alle Anstalten zum wirksamen Widerstande. Am 21. Oktober verließ Hofer mit seinem ganzen Stabe die Stadt, nachdem er von ihr ein erzwungenes Anlehen von 2000 Gulden erhoben hatte, und zog sich hinter die Anhöhen des Iselberges, wo sich alle Schützen und Stürmer der Umgegend versammelten. Speckbacher nahm seinen alten Posten zwischen Patsch und Hall ein, Firler stand auf den Anhöhen von Hötting bis Kranebitten, Straub sammelte mit Hülfe des Priesters Donài die zerstreuten Bauern in Innsbruck, und drängte sie an den Berg Isel hinan, wodurch die Stadt von großer Noth befreit wurde. Hofer hatte wenig Vertrauen auf den Erfolg seiner Sache, da sich überall Unzusammenhalt und Fluchtgedanken offenbarten. Er wollte jedoch thun was in seinen Kräften stand, und ordnete seine verfügbaren Kräfte so gut er konnte. Die Wippthaler besetzten auf seinen Befehl das Durer Joch, damit ihm die Feinde nicht in den Rücken kommen konnten. Diese zögerten mit ihrer Vorhut bei Rothholz mit dem Vorrücken länger als man hätte vermuthen sollen, und gewannen dadurch entschiedene Vortheile. Die auf dem Iselberge zusammengedrängten Bauern bekamen die Ungeduld des Landsturms, der nie gern lange auf einem Flecke sitzt. Erst am 24. brach Wrede mit seinen Scharen gegen Innsbruck auf, und hatte verhältnißmäßig leichtes Spiel. Die sogenannten Herren, das heißt die Männer von Einsicht und Ueberlegung, hatten sich bereits von der hoffnungslosen Bauernsache getrennt, und ihr dadurch die Denkkräfte größtentheils entzogen. Joseph Freiherr von Reinhart, als Vorstand der General-Landes-Administration, und Joseph von Trentinaglia sein Stellvertreter, bei denen die oberste Macht der Verwaltung ruhte, waren keine Männer, die Alles auf ein so zweifelhaftes Spiel setzen wollten. Daher nirgends jene rasche Thätigkeit, die verwickelte Verhältnisse mit einem kühnen Schlage entwirrt, und glücklich zum Siege benützt. Vieles, was Hofer mit großen Gefahren eingeführt hatte, zeigte sich Angesichts

der Gefahr als unhaltbar und nutzlos. So namentlich die in Grün und Roth gekleideten Sandwirthsreiter, die, ein treuloses Gesindel, aus Ranzionirten gebildet, mehr zur Parade als zum Kampfe Muth blicken ließen. Allerwärts war das Land neuer Geldopfer zur Landesvertheidigung müde, im Gefühle der drückenden Schulden, welche bereits auf den Gemeinden lasteten. Bozen hatte zum Beispiele allein vom April bis Mitte September zu diesem Zwecke einen Aufwand von 116,858 Gulden gemacht. Selbst einige Maßregeln, welche Hofer auf das Andringen der kirchlichen Partei gemacht hatte, wendeten sich jetzt mit fühlbarem Stachel gegen ihn. Je näher die Feinde kamen, je gewisser der Friedensschluß zu Wien sich ruhigen Männern aufdrang, um so größeres Gewicht erhielten die früher Verfolgten, wie Albertini, Feilmoser, Hubel, Jud und Andere, die Hofer wegen ihrer Lehrsätze hatte gefangen setzen und nach Pusterthal abführen lassen. Ihre politische Ansicht, welche stets der Volkserhebung von 1809 abhold gewesen, erschien durch den Ausgang gerechtfertigt, und verfehlte nicht Eindruck auf das Volk zu machen. Selbst Hofers nächste Freunde, wie Donai, der ihm seit dem August als sprachgewandter Redner und Uebersetzer gute Dienste geleistet hatte, stellte sich unverholen auf die Partei der Herren und der Verfolgten, und beschränkte seine Thätigkeit lediglich auf kluge Vermittlung, und Verhinderung des Schadens, den längerer Widerstand nothwendig über das Land hätte bringen müssen. Dadurch war der Landesvertheidigung auch moralisch aller Nerv abgeschnitten.

Die Baiern erstreckten ihre Vorhut bis nach Hall, ohne beträchtliche Hindernisse zu finden. Drouet gab Hofern Nachricht, daß der Friede am 14. Okt. zu Wien wirklich abgeschlossen, und am 20. darauf zwischen den Betheiligten ausgewechselt worden sey. Dieser antwortete in derben Ausdrücken, machte ihm Vorwürfe über sein feindliches Einrücken in Tirol, und verlangte Waffenruhe bis ein österreichischer

Kourier die Friedensnachricht nach Tirol gebracht haben würde. Die nämliche Antwort gab auch Eisenstecken an den Vorposten des rechten Flügels. Es war eine Zeit der peinlichsten Schwankungen unter den Landesvertheidigern. Die redlichen darunter eilten dem Berge Isel zu, aber das Gesindel trieb sich wieder mehr als jemals in Innsbruck umher, und übte Unfug mancher Art. Aber Donai ritt mit bloßem Säbel durch die Stadt und donnerte mit seinen Reden den Pöbel nieder, der seinen Vorstellungen nachgab und Innsbruck räumte. Deßhalb wurde er auch im Stadthause als Retter begrüßt. Dafür verlangte er 12 Zentner Fleisch, 12,000 Laib Brod, 12 Yhrn Wein, 6 Yhrn Branntwein, 36 Kochkessel und eben so viele Löffel zum Unterhalte der Schützen auf dem Iselberge, denen der gewährte Lebensvorrath sogleich zugeliefert wurde. Die Linien der Bauern erstreckten sich in ungeheurer Ausdehnung von Zirl bis Mühlau, und von der Gallwiese bis Wattens und Weer, mit dem nachgerade wieder auftauchenden Muthe, der bei hoffnungslosen Unternehmungen durch den kleinsten Erfolg oft erweckt zu werden pflegt. Im Mittelpunkte auf dem Iselberge sammelte Aspacher mit Fassung den Kern der tirolischen Schützen. Den linken Flügel auf der Gallwiese führte Herr von Lama, welcher sich zur Verbindung mit den Mannschaften auf Hötting und Kranebitten an die Brücke bei Zirl anlehnte. Auf dem rechten Flügel hatten Straub und Speckbacher alle Vortheile ihrer Lage so trefflich benützt, daß die Feinde mit großer Vorsicht und fühlbarem Mißtrauen vorgingen. Diese drohende Aufstellung, zur Nachtszeit mit tausend Wachtfeuern bemerkbar gemacht, flößte dem feindlichen Oberfeldherrn so viel Ehrfurcht ein, daß er mehrere Tage in Hall stehen blieb. Am 25. Oktober rückte Wrede gegen Innsbruck vor. Die Bauern an der Mühlauer Brücke waren bald vertrieben, und die letztere mit geringem Zeitaufwande wieder hergestellt. Um 2 Uhr nach Mittag zogen die feindlichen Scharen mit klingendem Spiele in die Stadt ein, und

einige derselben, gegen den Berg Isel ausgesandt, kamen sogleich mit blutigen Köpfen zurück. Der baierische Kronprinz traf mit den Generälen eine Stunde später in Innsbruck ein, und nahm Augenschein von der Stellung der Bauern auf dem Berge Isel. Als jedoch die Bauern mit Kanonenschüssen antworteten, so kehrte er schnell wieder in die Stadt zurück. Man führte die Mitglieder der provisorischen Landes-Administration als Geiseln in die Stadt Hall mit, und nebst ihnen auch den Polizeidirektor Atzwanger, den Platzkommandanten Freiherrn von Lochau, und die Frau des Herrn Stadler, weil ihres Mannes Versteck nicht ausfindig gemacht werden wollte. Sie mußten in der Haller Au durch die Reihen der Feinde wandern, und die bitterste Verhöhnung erdulden. Zu Hall wurden sie auf eigene Kosten in Privat-Häusern untergebracht, und auf ihren Spaziergängen durch die Stadt waren sie stets von Soldaten begleitet. Zum Beweise, daß sie nur in der friedlichen Staatsverwaltung, aber nie in Kriegssachen zu thun gehabt, übergaben sie die Akten ihres Wirkungskreises an Wrede. Gegen Abend verließen die Baiern wieder Innsbruck, und zogen sich gesammt in die Haller Au zurück, ohne etwas anderes besetzt zu halten, als die Innbrücke bei Mühlau. Am nämlichen Tage bemächtigte sich Graf Oberndorf der Scharnitz, während der jämmerliche Kommandant Grube zur Zeit des Angriffes um 8 Uhr Morgens noch im Bette lag. Er floh, kaum recht gekleidet, mit allen seinen Leuten davon. Oberndorf ließ die noch vorhandenen Häuser des Dorfes in zweckloser Grausamkeit anzünden, uud die Leute mißhandeln. Dadurch erbittert, eilten tirolische Schützen herbei, verjagten die Baiern, und wehrten ihnen mehrere Tage den tirolischen Boden.

Zu Innsbruck war die Nacht auf den 25. Oktober unruhig. Alle Gassen wimmelten von verwegenem Gesindel; die Reiter des Sandwirths sprengten wie wüthend von einer Ecke zur andern; alle Einwohner hatten große Sorge, aber im Ganzen blieb es beim Schrecken. Die zwei folgenden

Tage wurde um Innsbruck nur geplänkelt. Ein Angriff der Bauern von Hötting herab auf die Innbrücke bei Mühlau wurde so kräftig abgewiesen, daß bei 100 Mann Tiroler getödtet oder verwundet wurden. Am 27. Oktober erschienen baierische Dragoner in Innsbruck mit einer weißen Fahne und zwei Päcken, deren einer an Hofer, der andere an die Stadt gehörte, mit lauter gedruckten Proklamationen. Darunter befand sich eine vom Vizekönig Italiens vom 25. Okt. aus Villach ai popoli del Tirolo, und verkündete den Frieden mit völliger Vergessenheit des Geschehenen für alle Tiroler, unter der Bedingung der freiwilligen Waffenablegung, und der Rückkehr zur Ordnung und Ruhe. Alle gerechten Klagen des Landes sollten durch eigene Kommissäre geschlichtet werden, die man aus Tirol durch beigezogene Mitglieder verstärken werde. Aber das Volk achtete wenig darauf, obgleich sie an allen öffentlichen Plätzen angeschlagen wurden. Den ganzen Tag ward fortgeplänkelt, und treffende Schüsse merkwürdiger Art erbitterten die Feinde. So wurden von den Höttinger Höhen aus zwei baierische Offiziere vor dem Löwenhause bei einem Glase Bier über den Inn todtgeschossen. Hofer floß auf die Leitung der Kriegsangelegenheiten wenig ein. Er hielt sich theils zu Steinach, theils auf dem Schönberg auf, wo Roschmann mit ihm arbeitete, in Erwartung eines österreichischen Kouriers, der die Friedensbothschaft bringen sollte. Der Kapuziner Haspinger, welcher sich über Kärnten ins Pusterthal gerettet hatte, langte um diese Zeit bei Hofer an, voll verzehrenden Eifers zur Fortsetzung des Kampfes. Er wurde von diesem Augenblicke an Hofers böser Geist.

Darauf kam auch am 29. Morgens der Intendant Wörndle, und mit ihm der längst erwartete Kourier Joseph Freiherr von Lichtenthurn mit einem Schreiben des Erzherzogs Johann. Darin war im Namen des Kaisers der Friede bestätigt, mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß sich die Tiroler zur Ruhe begeben, und nicht unnütz aufopfern

möchten. Lichtenthurn wollte auch mündlich seiner Sendung Nachdruck geben, und ward dabei so sehr ergriffen von Schmerz, daß ihn die plötzlich ausbrechende Fallsucht, an der er seit Jahren litt, mit einem fürchterlichen Schrei zu Boden schleuderte. Alle Anwesenden entsetzten sich. Hofer verließ das Gasthaus sogleich, und berieth sich im Hause des Herrn von Stolz mit seinen bäuerlichen Geheimräthen über die zu ergreifenden Maßregeln. Roschmann, der auch gegenwärtig war, ermahnte Hofern zur unverzüglichen Einstellung der Feindseligkeiten und Entlassung der bewaffneten Bauern in ihre Heimath. Niemand machte dagegen eine Einwendung, und Hofer erklärte sich für einverstanden damit. Sogleich wurden alle Schreiber in Pflicht genommen, damit in kürzester Frist die nöthigen Schreiben ausgefertiget werden konnten. Eigene Sendboten eilten mit denselben in alle Theile des Landes, und mahnten überall zum Frieden. Ins baierische Hauptquartier ging, bezeichnend genug, zum Beweise ernstlicher Waffenablegung, der übereifrige Thurnwalder mit einem Parlamentär, und verlangte von Drouet einen vierzehntägigen Waffenstillstand, während dessen die Baiern bis nach Rattenberg zurückgehen sollten, damit das Volk überall vom geschlossenen Frieden verständigt und zur Ruhe gebracht werden könnte. Roschmann übergab Hofern zur freien Vertheilung 20,000 Gulden in Bancozetteln, und eilte nach Südtirol, um sich von dort in die Schweiz zu flüchten, da er seine Person aus dem Umstande nicht sicher glaubte, weil ihn auf dem Hereinwege ins Tirol der Befehl des Erzherzogs Johann zur Umkehr erreicht, und er eigenmächtig demselben zum Trutz seine Reise fortgesetzt hatte. Hofer selbst schickte sich eben an, mit seinen 4 Schimmeln nach Hall zu fahren, sich dem Kronprinzen vorzustellen, und bei dieser Gelegenheit die erstern als Beute von den Baiern zurückzugeben, als der Kapuziner eintrat und mit hinreißendem Wortschwall hervorsprudelte, alles sei Lügenbothschaft, was vom Frieden gefaselt werde, und die fallende Sucht

an Lichtenthurn handgreifliche Gottesstrafe für diesen Lügendienst. Hofer hatte bei diesen Worten einen jener Augenblicke, die man vorzugsweise Schicksal nennen möchte, weil sich dasselbe so zu sagen unabhängig von unserm Willen zu vollenden scheint, und den Widerstrebenden mit sich fortreißt. Er stand verblüfft und auf einmal wie ausgewechselt. Er ging mit einer Zahmheit, die alle Anwesenden erschütterte, und unerweicht durch die Bitten verständiger Freunde nach Matrei zurück, und gab sich ganz in Haspingers Hände. Daselbst stießen der halbverrückte Kolb, welcher ohne Rausch nie schlafen ging, und der Kärntner Volksführer Türk mit andern Rasenden zu ihm. Es bildete sich um ihn ein Dunstkreis von Lüge, Unsinn und krankhafter Begeisterung, der ihn ganz betäubte, und kaum eine Spur jener natürlichen scharfen Auffassungsgabe in ihm zurückließ, die ihn früher auf allen Schritten begleitet hatte. Er wies allen Rath der Edelsten und Klügsten von sich, und beschloß noch in der Nacht den Kampf gegen die Baiern fortzusetzen. Zu Innsbruck wurde indeß die Friedensurkunde gedruckt, und am 30. Oktober unter Trompeten- und Paukenschall auf allen öffentlichen Plätzen verkündet. Der Inhalt derselben war für die gereizten Gemüther der vielhoffenden Tiroler mehr als sie ertragen konnten. Oesterreich verlor nach dem Wortlaute des Wiener Friedens 1952 Quadratmeilen mit 3,282,200 Seelen. Tirol fiel an Baiern, und erhielt nur die Rücksicht allgemeiner Amnestie. Daß ein solcher Friede von Kraft und Dauer sein könne, begriffen viele Tiroler nicht, und am allerwenigsten Hofers nächste Umgebung. Als daher Thurnwalder mit der Nachricht zurückkam, Drouet habe die Forderung des Waffenstillstandes zwar in Ueberlegung zu nehmen versprochen, zunächst aber eine abschlägige Antwort gegeben, so setzte Hofer den Angriff auf den 1. November Morgens fest mit den Worten: „Wir sind am äußersten, wir wollen Alles wagen, Gott wird uns helfen. So können wir's nicht mehr haben, hin sind wir auf alle

Fälle!“ Den Gegnern dieser Maßregel rief er kurzweg abschlägig entgegen: „Nein! das Volk will sich wehren um alle Kosten!“ Haspinger zerriß auf dem Iselberge die bairischen Proklamationen, die von Frieden redeten, und donnerte jede Einsprache nieder. Unstreitig lag dieser Entrüstung die allgemeinere des Volkes zu Grunde über die Nothwendigkeit, dem französischen Kaiser die heiligsten Güter deutscher Freiheit zum Opfer bringen zu müssen. Insofern war diese zwecklose blinde Schilderhebung tausendmal achtungswerther als die feigen Zeitungen deutscher Nation, die um diese Zeit dem Sieger über die Deutschen Loblieder anstimmten. Und selbst der klägliche Ausgang des Unternehmens darf der Theilnahme aller Zeiten gewiß sein, wenn auch das Blut der Tiroler nicht zu seinen Gunsten redet. So verdammenswerth die rathlose Wuth des Individuums, das Ganze hatte einen tiefen Sinn, der bloß um drei Jahre zu früh ins Bewußtsein des deutschen Volkes mit blutiger Schrift eingegraben ward. Es war in der That „ein Trauerspiel in Tirol“ wie es Immermann genannt, aber auch ein Vorspiel zum Siege von Leipzig 1813.

Nach dem Schlachtplane sollte das Zeichen zum Angriffe von den Schützen auf den Höttinger Bergen mit einem Kanonenschusse gegeben werden. Firler, welcher dort kommandirte, war dem Trunke ergeben und erwachte am Schlachttage zu spät. Anstatt unverzüglich gegen den Feind vorzugehen, ließ er durch seinen Feldgeistlichen eine lange Predigt gegen Napoleon halten, und sehr unzeitige Verwünschungen aussprechen. Besser war es auf dem rechten Flügel bestellt; Straub gegen die Brücke bei Volders, Speckbacher gegen die Haller Innbrücke, und Sieberer gegen das Schloß Ambras zum Kampfe bereit. Aspacher im Centrum fühlte sich nicht stark genug mit Entschiedenheit vorzudringen, und suchte sich mit Schützen aus dem Wippthale zu verstärken, bewies aber die kalte Umsicht, die ihm von jeher eigen war. Indessen setzten sich die Feinde gegen die Linie

der Tiroler in Bewegung, das Zeichen der Höttinger ließ sich noch immer nicht vernehmen, man wußte sich den Aufschub nicht zu erklären. Dreißig bis vierzig Geschütze der Baiern entluden sich im gewaltigen Ansturm gegen die Gallwiese und den Berg Isel. Alles gerieth tirolischerseits in Verwirrung. Lama auf dem linken Flügel wurde zuerst zum Weichen gebracht, und dadurch der Hauptsturm auf den Iselberg wesentlich erleichtert. Die Bauern warfen sich auf allen Seiten in die Flucht. In unglaublich kurzer Zeit hatten die Baiern die Verschanzungen und alles aufgestellte Geschütz auf dem Iselberge gewonnen. Erst nachdem dieser Hauptschlag ausgeführt war, schritt Firler zum Angriff, ward aber vom vorbereiteten Feinde mit einem so fürchterlichen Feuer empfangen, daß seine Leute schnell aus einander stoben, und sich erst in den Schanzen der Martinswand wieder sammelten. Die Sieger führten die erbeuteten Feldschlangen vom Berge Isel mit Jubel in die Stadt Innsbruck ein. Straub und Speckbacher hielten sich zwar besser, aber ohne alle Kenntniß der Vorgänge auf dem Berge Isel.

Der erstere gewahrte bei Wattens einen Offizier auf der Landstraße daherfahren, den er für einen Kourier hielt. Auf seinen Befehl hoben ihn zwei Schützen auf der Landstraße mit Leichtigkeit auf, nahmen ihm die goldene Repetir-Uhr, den Mantel und sein Geld, und lieferten ihn mit seinen Papieren zu Hofer nach Matrei. Dieser war jedoch bereits nach Steinach aufgebrochen, und erließ von dort aus ein Schreiben nach Meran folgenden Inhalts: „Liebe Brüder! wenn auch die Schlacht auf dem Berge Isel verloren ging, so ist doch noch nicht zu verzagen, noch ist nicht Alles verloren. Es lebt noch der alte gerechte Gott; vertraut auf ihn, und wir werden mit der Hülfe Gottes wieder siegen.“ Als hierauf Hauptmann Reinisch mit dem gefangenen Offiziere bei ihm anlangte, so entstand eine nicht geringe Verlegenheit. Niemand aus seiner Umgebung verstand französisch. Es wurden daher noch in der Nacht Donai und Major Sieberer

von Matrei nach Steinach berufen. Sie fanden beim Gefangenen, welcher Sevelinges hieß, und Stabsoffizier der französischen Armee war, drei Schreiben; eines an den König von Baiern, das andere an den Kronprinzen, und das dritte an Drouet d'Erlon, allesammt unterzeichnet vom Vizekönig von Italien. Die zwei ersten enthielten nur die Anzeige des Friedens, aber das dritte war wichtiger. Es enthielt die bestimmte Versicherung, daß drei Divisionen der italienischen Armee am 2. November in Lienz, am 6. in Mühlbach eintreffen, und zu gleicher Zeit General Peyri über Gröden nach Bozen ziehen, und sich dort mit Vial aus Trient vereinigen würden. Er brauche wohl keine weitere Verstärkung, da von dem gesunden Sinne der Tiroler zu erwarten sei, daß sie mit großer Schonung behandelt, sich ohne Anstand zur Ruhe begeben würden. Sevelinges war ein edelmüthiger und gefaßter Mann, der selbst den wüthendsten Bauern Achtung einflößte. Er wurde deßhalb auch mit der größten Schonung und Achtung behandelt. Gleich am folgenden Tage hielt Hofer Kriegsrath, und Sevelinges erklärte durch Donai, Hofer werde am besten thun, seine Unterwerfung zu Protokoll zu geben, und dasselbe durch einen Gesandten an den Vizekönig einzusenden. Alle Anwesenden, darunter der Landrichter Mörl von Meran, ein Mann von großem Ansehen, Donai und Sieberer stimmten dieser Ansicht bei, und riethen nachdrücklich zum Frieden. Nur der Kapuziner allein ließ einige Worte dagegen fallen, ohne daß man auf ihn viel geachtet hätte. Hofer verlangte im Schreiben an den Vizekönig vorzüglich Schutz für den alten Glauben, Belassung der Bettelmönche, und Erleichterung der Steuern und Abgaben. Donai verfaßte dasselbe im angedeuteten Sinne, und fügte zur Entschuldigung des Widerstandes mit Recht bei, daß Roschmann als angeblicher Kommissär des Kaisers die Anregung dazu gegeben habe, nun aber wolle das Volk in klarer Erkenntniß der Unüberwindlichkeit Napoleons die Waffen niederlegen. Deßhalb kämen

Abgesandte zu ihm, die Unterwerfung so wie die Beschwerden des Landes vorzutragen, da von ihm alle Erleichterung ausgehen könne. Hofer unterschrieb die fertige Schrift mit den Worten: „Nu in Gottes Namen! unser lieber Herrgott wird wohl Alles recht machen.“ Alle Gegenwärtigen unterschrieben, mit einziger Ausnahme des Kapuziners, den man darum auch nicht anging. Donai und Sieberer wurden beauftragt, dieses Schreiben an den Vizekönig zu überbringen. Sevelinges stellte ihnen Pässe aus, mit dem Zeugnisse, daß er von den tirolischen Bauern gut behandelt worden sei. Dem Kapuziner wurde das Recht zuerkannt, sich den Bart abscheeren zu lassen, und verkleidet nach Oesterreich zu fliehen. Hofer erließ gleich darauf seine Willensmeinung zur Niederlegung der Waffen in eigenen Schreiben an die ihm unterstehenden Kommandanten, mit dem beigefügten Befehle, dem französischen Offizier Sevelinges die ihm abgenommenen Sachen wieder zurückzustellen. Gleichwohl war durch seine Weisung nur jeder Angriff von Seiten der Tiroler eingestellt, dagegen Abwehr der Baiern beim Vorrücken ausdrücklich befohlen.

Mittlerweile gestaltete sich die Stellung der Baiern in Innsbruck immer besser. Sie besetzten den Iselberg und das Schloß Ambras, und drängten Aspacher auf den Schönberg zurück, wo er aber dem Feinde durch seine Stellung Achtung einflößte. Am 3. November bewerkstelligten die Baiern auch ihre Verbindung mit den Truppen Oberndorfs in der Scharnitz. General Rechberg, von Beckers unterstützt, schlug die Tiroler bei Zirl in die Flucht, nahm Seefeld ohne einen Schuß zu thun, und verband sich mit Oberndorf. Dadurch waren die tirolischen Schützen über die Zirler Innbrücke und Kematen im Rücken bedroht, und der linke Flügel größtentheils gelähmt. General Drouet errichtete zu Innsbruck eine provisorische Administrationskommission, deren Hauptgeschäft es war, seine Mannschaft mit Lebensmitteln zu versorgen. Die nach Hall abgeführten Geiseln erhielten nicht

bloß ihre Freiheit wieder, sondern wurden größtentheils in ihre vorigen Aemter zurückgesetzt. Man suchte offenbar den versöhnenden Theil des Wiener Friedens einiger Maßen in Vollzug zu bringen, und die Bauern friedlicher zu stimmen, welche durch die Einäscherung des Dorfes Seefeld beim Vorrücken des Generals Rechberg aufgeregt worden waren. Aber leider ließ Drouet die Hoffnung nicht fahren, die Niederlegung der Waffen durch verhaßte Befehle zu erzwingen, anstatt durch einiges Zuwarten leichtes Spiel zu haben. Er veröffentlichte Hofes Schreiben, worin dieser von ihm Waffenstillstand verlangt hatte, und drohte jeden Betroffenen mit den Waffen in der Hand nach 24 Stunden von dieser Kundmachung an als Straßenräuber auf der Stelle erschießen zu lassen, während mehrere hundert Menschen die tirolischen Schanzen auf dem Iselberge zerstören mußten. Es war ein halbes Wesen in seinen Maßregeln, so daß die Schwankungen in Hofers Hauptquartier nie ganz auszittern und zur Ruhe kommen konnten.

In Südtirol ging es kaum besser. Einige ehrenhafte Gemeindevorsteher und Ausschußmänner erklärten zwar zu Bozen ihre Unterwerfung zu Protokoll, vermochten aber nicht die Schützen zur Heimkehr zu bewegen. Als daher Vial durch Cembra die Tiroler bei Salurn umging, zogen sie sich an beiden Etschufern langsam zurück, aber mit unverkennbaren Zeichen, daß ihre Kampfbegierde noch nicht zu Ende war. Die Gährung im Volke wegen des Wiener Friedens war auch durch das verständigste Urtheil nicht sogleich zu beschwichtigen. Vial folgte daher den Abziehenden nur mit größter Vorsicht, weil besorgt um Trient. Peyri, mit dem er übereins handeln wollte, war nämlich mit 1200 — 1500 Mann über Fleims und Fassa durch Gröden nach Kastelrutt vorgedrungen, ohne Widerstand zu finden. Aber hier wurde es auf einmal laut vom Landsturme, und nur mit großem Verluste konnte er die Landstraße bei Kollmann erreichen. Er mußte auf den Plan, die Verbindung zwischen Bozen

und Pusterthal herzustellen, ganz verzichten, und unter unaufhörlichen Gefechten nach Bozen eilen. Der Zug durch den Kuntersweg kostete ihm fast die Hälfte seiner Leute, die andere Hälfte kam ganz erschöpft und entmuthiget in der letztgenannten Stadt am 4. November an. Einige Männer von Ansehen gingen ihm freundlich entgegen. Er nahm ihre Artigkeit sehr gut auf und versprach gute Mannszucht, konnte aber sein Erstaunen kaum unterdrücken, daß er Vials Truppen noch nicht in Bozen fand.

Seine Lage wurde dadurch sehr bedenklich. Er hatte durch die Schüsse der Bauern fast alle Maulesel verloren, und deßhalb nur wenig Schießbedarf. Die 100 Verwundeten, welche er mitführte, und im Bozner Stadtspitale unterbrachte, sprachen nicht für seine Macht, ungerechnet die vielen Todten, deren er nur bei der Kollmanner Brücke allein 200 verloren hatte. Daher fingen die Bauern bei St. Magdalena sogleich mit seinen Vorposten zu plänkeln an, und setzten ihr Feuern bis zur Nacht fort. Die Zusprüche eines Franziskaners, der zu ihnen ausgesendet wurde, blieben ohne allen Erfolg. Am folgenden Morgen griffen sie mit erneuerter Wuth die Stadt an, und nur mit genauer Noth vermochten die Franzosen die Stadtthore zu behaupten. Ihre Munition ging auf die Neige, und Peyri schien fast geneigt sich zu ergeben. Aber zum Glücke stellten die Bauern, ohne Anführer und über die Stärke des Feindes schlecht unterrichtet, um 3 Uhr Nachmittags den Kampf ein, und gingen nach der Weise des Landsturms aus einander. Um 9 Uhr Abends erschien endlich, durch Peyri's Berichte herbeigezogen, General Dipont mit Reitern und 200 Fußgängern aus Neumarkt, und führte Schießbedarf auf Postpferden mit. Am folgenden Tage rückte Vial selbst nach und vertrieb die Landstürmer von den benachbarten Höhen. So wurde Bozen als fester Anhaltspunkt zur Verbindung der Franzosen aus Trient mit den Scharen aus Pusterthal gewonnen.

Im letztern Thale war Steger nach Sachsenburg vorgedrungen, und schloß die Festung enge ein. Als aber Lichtenthurn mit der Friedensnachricht an ihm vorüberkam, hob er die Belagerung auf und ermahnte alle seine Leute, die Waffen niederzulegen und nach Hause zu gehen. Die meisten folgten, nur der Pöbel widerstand, und machte die Volksstimmung schwankend. Am 1. November rückte Rusca in Lienz ein, und schob seine Soldaten bis an die Lienzerklause vor, ohne Feindseligkeit zu üben oder von den Umwohnern zu erfahren. Indessen erschien der Lienzner Stadt-Kommandant Johann von Kolb aus Hofers Hauptquartier, das er in einem Augenblicke verlassen, wo Hofer sich entschlossen hatte den Kampf fortzusetzen, und wiegelte das ohnehin schwankende Volk auf mit der Erklärung, Hofer sei bereit, im Kampfe für Religion und Vaterland zu siegen oder zu sterben. Leute, die nicht viel zu verlieren hatten, schlugen sich zu ihm. Er drohte alle Ungehorsamen mit dem Tode zu bestrafen, und schrie, sogar Bancozettel würden verfälscht, um so leichter könne man eine Friedensurkunde verdrehen. Steger sei von den Franzosen mit Geld bestochen worden, und was dergleichen Unsinn mehr war. Es gelang ihm jedoch nicht, sich gehörig zu verstärken. Beim ersten entschiedenen Vorrücken der Franzosen machte er sich mit seinen Gesellen aus dem Staube. Rusca erreichte am 3. November den Markt Sillian, und eilte unaufhaltsam weiter. Donai und Sieberer stießen als Gesandte an den Vizekönig bei Niederndorf auf die französischen Vorposten und wurden, nachdem sie den Zweck ihrer Sendung erklärt hatten, sehr höflich behandelt. Allgemeine Freude erhob sich unter den Franzosen, daß sie nun mit den Tirolern nicht mehr kämpfen müßten, und man trank auf die Gesundheit Napoleons und des bärtigen Sandwirths. Selbst Rusca war gegen sie sehr gnädig. Sie gelangten am 5. November nach Villach, wo sie der Vizekönig noch Abends auf das freundlichste empfing. Donai schilderte mit großer Beredtsamkeit den Tiroler Auf-

stand als gerecht, und verlangte mit ungemeiner Entschiedenheit Abhülfe der Beschwerden des Landes. Der Vizekönig gab ihm am folgenden Tag ein Antwortsschreiben an Hofer, und 20 Reisepässe für die unterrichtetsten Tiroler aus allen Theilen des Landes, daß sie ohne Gefährde zu ihm kämen, um alle Landesangelegenheiten zu besprechen und ordnen zu helfen. Am 4. November, als die Franzosen in die Stadt Bruneck eingezogen waren, stellte sich Steger sogleich beim feindlichen Heersführer, und wurde mit zuvorkommender Höflichkeit in französischen Schutz genommen. Alles schien friedlich abzulaufen, als sich plötzlich und unerwartet beim weitern Vorrücken der Franzosen nach Lorenzen und Kiens vereinzeltes Geplänkel der Bauern erhob, und gegen St. Sigmund zum ernstlichen Widerstande anwuchs.

Der Wirth Peter Mayr in der Mahr, den Kolb durch ungeheure Lügen von der Annäherung des Erzherzogs Johann, von glückverheißenden Visionen, Engelerscheinungen und thätlicher Einschreitung der Mutter Gottes fanatisirt hatte, machte Anstalt, den Franzosen den Paß bei Mühlbach zu sperren. Ueberall ward Sturm geläutet, und das Volk bei Todesstrafe zur Theilnahme am Kampfe genöthigt. Die Bauern stellten sich an der Mühlbacher Klause mit fünf Kanonen dieß- und jenseits des Flusses auf, und ihre Führer Mayr und Kolb saßen im Hauptquartier zu Mühlbach, von wo aus sie häufige Ausflüge in die Klause machten, die Streiter aufzumuntern, was ihnen auch nur allzu leicht gelang, besonders durch die Ausstreuung: Rusca führe nur 2000 Mann und 4 Kanonen mit. Als Vorpostenkommandanten in St. Sigmund standen der kecke Peter Kemenater, Wirth von Schabs, und Jakob Steiner von Miland, mit einem Muthe, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Rusca ordnete im Gerichtshause zu Schöneck seine Scharen zum Sturm auf die Klause, während in seinem Rücken allenthalben Aufruhr entstand. Man kann sich leicht das Erstaunen denken, das Donai und Sieberer empfanden, als

sie am 7. November Abends Bruneck erreichten. Der umsichtige General Baraguay d'Hilliers hatte sich hier den ganzen Tag mit den Aufständischen schlagen müssen; Alle beriefen sich auf Briefe von Hofer, und wollten das Aeußerste wagen. So gelang es nur mit Mühe, die Stadt Bruneck zu halten. Während die französischen Generäle durch diese mörderischen Angriffe aufs höchste erbittert wurden, trat im entzügelten roher Leidenschaft bloßgestellten Volke ein wilder Geist zu Tage, welcher das Schlimmste befürchten ließ. Donai hörte überall von den Bauern gräßliches Geschrei, man brauche keinen Kaiser, keinen Bischof, keine Pfaffen mehr, die ohnehin bereits lutherisch wären, und mit dem Teufel hielten; man wolle gar keine Herren mehr, und lasse Sandwirth von denselben nicht ab, so wolle man ihn kurzweg todtschlagen. Vom Frieden sei keine Rede, die Bauern gäben nicht nach und die Mutter Gottes müsse helfen. Die beiden Gesandten konnten sich nur mit größter Mühe und durch die Hülfe des Majors Harrassar durch die erbitterte Volksmenge durcharbeiten. Sogar nach ihrem Wagen wurde geschossen.

Um Mittag erreichten sie Sterzing. Hier fanden sie Hofer, der nach der Friedensnachricht, die Lichtenthurn gebracht, in arger Verstörung und voll Zweifel über sein Benehmen von Steinach hieher gezogen war. Statt des Purtscher, welcher sich in Steinach von ihm getrennt hatte, führte er den Studenten Sweth als Schreiber mit sich, und war stets von einigen Intriguanten umgeben, die sein Gemüth je nach den Umständen bearbeiteten. Donai machte ihm die heftigsten Vorwürfe, daß er nach seinem Abzuge zum Vizekönig das feierliche Wort gebrochen und das Volk abermals zu den Waffen gerufen habe. Hofer entschuldigte sich durch den Umstand, daß er von den Bauern unter Todesandrohungen zum Kampfe gezwungen worden sei, und jetzt nach vollkommener Gewißheit vom Abschlusse des Wiener Friedens sich ins Passeier zurückziehe. Und in der That hatte er seit dem letztern Zeitpunkte sich nie mehr Oberkommandant von Tirol genannt.

Die Baiern drangen mittlerweile bis auf den Schönberg und in die Ellebögen vor. Speckbacher, der mit unglaublicher Hartnäckigkeit auf der Fortsetzung des Krieges bestand, war nicht mehr im Stande das entmuthigte Sturmvolk zusammenzuhalten, und wich auf allen Seiten zurück. Straub widerstand zwar glücklicher, konnte sich aber nicht verhehlen, daß er immer mehr vereinzelt würde. Während Deroi Unterinnthal und besonders Zillerthal in Zaum hielt, brach General Siebein am 5. November gegen ihn auf, und erstürmte die Anhöhen von Volders. Straub, der feierlich erklärt hatte, daß er nicht angriffsweise verfahren, aber jeden Angriff zurückweisen werde, nahm scheinbar flüchtig seine Richtung gegen das Volderthal. Dadurch wurden die Feinde immer tiefer in die Wälder gelockt. Als sie hoch genug in ein ihnen ungünstiges Gebieth gekommen, wendeten sich die Bauern auf einmal um, tödteten bei 50 Mann Baiern, und schlugen sie von allen Hügeln ins Thal zurück. Da beim Vorrücken der Feinde ein 75jähriger Greis und eine 80jährige Bäurin ermordet worden waren, so hatte Straub alle Geisteskraft nöthig, um die baierischen Gefangenen zu retten, welche ohne ihn unzweifelhaft dem Rachedurst der Bauern zum Opfer gefallen wären. Speckbacher machte Anstalt, mit den gesammelten Scharen zu Straub zu stoßen, sich auf dem Brenner festzusetzen, und von dort aus die Franzosen und Baiern aus dem Sillthale zu vertreiben. Dieser verzweifelte Widerstand der beiden Volkshäupter verwirrte den gesunden Sinn Hofers vollkommen. Er war ein Doppelwesen der ärgsten Art geworden, zu gleicher Zeit den Frieden und den Krieg wollend, und um so eifriger an Wunder zur Befreiung des Vaterlandes glaubend, je mehr sich der verhängnißvolle Ring französisch-baierischer Gewalt um ihn zusammenschlang; auch noch in diesem kläglichen Zustande von unfolgerichtigem Hin- und Herwanken das treueste Spiegelbild der Volksgährung, welche in den Gemüthern versteckt wogte und brandete. Es machte sich an ihm immer

mehr der dunkle Geist des Schicksals geltend, welches seine Opfer, wollend und nicht wollend, ins Verderben reißt, und die traurige Wahrheit rückte unaufhaltsam näher, daß es besser sei, Ein Mann sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe. Während er heimlich Andere zu den Waffen rief, diktirte Donai in seinem Namen mehreren Schreibern den letzten Abschied des Oberkommandanten vom 8. November. Darin wurde der Friede bestätiget und das Schreiben des Vizekönigs mitgetheilt, mit folgenden Schlußworten: „Ich kann euch ferner nicht mehr gebieten, so wie ich nicht für weiteres Unglück und unvermeidliche Brandstätten gut stehen kann. Wir wollen uns nun durch Ergebung in den göttlichen Willen der fernern Himmelsgnade, und durch aufrichtige Unterwerfung der Huld Napoleons würdig machen.“

Und in der That schien nichts anderes übrig zu bleiben. Die Feinde rückten auf allen Seiten vor. Rusca schlug die Bauern bei St. Sigmund zurück, und drang mit überlegener Macht an die Mühlbacher Klause heran. Peter Mayr und Kolb empfingen ihn im Zentrum, Kofler von Miland auf dem rechten, und Kemenater auf dem linken Flügel mit heldenmüthiger Tapferkeit. Die französischen Heerscharen griffen in drei Haufen an, über die Höhen von Meransen, über den Getzenberg nach Rodenegg, und auf der Heerstraße, wo Rusca selbst alle stürmische Wuth seines Wesens entwickelte. Ein fürchterliches Kanonenfeuer eröffnete von seiner Seite den Kampf, lebhaft erwidert von den Bauern mit den fernhin treffenden Schüssen, die tödtlich aus allen Büschen und Hohlwegen knallten. Die Franzosen, größtentheils Dalmatier, stürmten in 2 Stunden dreimal den Paß, aber stets vergeblich und mit großem Verluste. Endlich führte Rusca selbst den vierten Sturm an. Seine Soldaten durchbrachen die hölzernen Gitter der Klause, die Bauern 600 an der Zahl flohen ins Gebirge, nachdem sie kaum 6 — 7 Mann eingebüßt hatten. Dagegen verlor Rusca in diesen Stürmen 500 Mann, 15 Offiziere, 3 Stabsoffiziere, und er selbst

ward schwer verwundet. Um Mittag nahmen die erbitterten Krieger ohne Schuß vom Markte Mühlbach Besitz. Er stand fast menschenleer; nur 18 Personen, darunter der Landrichter und der 82jährige Seelsorger, waren zurückgeblieben. Eine schauderhafte Plünderung verwüstete den unglücklichen Ort. Rusca eilte weiter nach Schabs und schob seine Truppen langsam nach Brixen vor, während General Moreau Mühlbach und Spinges besetzte und plünderte. In Sterzing stob auf diese Nachricht Alles aus einander, Hofer nach Passeier, nach seiner Aussage froh, daß der letzte Akt des Trauerspieles vorüber war; Donai mit Hofers Abdankung nach Meran und Vintschgau, und Sieberer nach Innsbruck. Der letztere fand daselbst bei Drouet gute Aufnahme, und mußte auf seinen Wunsch nach dem Unter-Innthale, um überall Hofers Abdankung zu verkünden. Straub löste auf diese Kunde seine Mannschaft auf, gab die Gefangenen zurück, und schickte sich zur friedlichen Heimkehr an. Niemand legte ihm ein Hinderniß in den Weg, er traf unangefochten in Hall ein. Der von allen Seiten eingeschlossene Speckbacher biß aber noch immer mit Wuth gegen den Stachel des Friedens aus, und wollte von keiner Versöhnung mit der offenbaren Uebermacht wissen. Der bitterste Haß gegen die Unterdrücker erfüllte ihn ganz. Im Oberinnthale war Freiherr von Rechberg bis Imst vorgedrungen. Hier fand er ernstlichen Widerstand der Bauern unter Marberger, Firler und Jubele, einem Vorarlberger; aber ein Waffenstillstand bei der Arzler Brücke verhinderte weiteres Blutvergießen. Zur rechten Stunde traf Hofers Abdankung ein. Firler mußte sich durch die Flucht vor der Wuth des Volkes retten, und alle Schützen und Stürmer gingen aus einander. In Meran ergab man sich allgemein auf die Vorstellungen Donai's, und die Gefangenen wurden ohne Widerrede nach Bozen frei gegeben.

Leider that Vial sich selbst Schaden durch Maßregeln, die der Beruhigung des Volkes ungünstig waren. Er setzte

eine Administrations-Kommission in Bozen ein, deren Wirkungskreis sich von Klausen bis Meran einschließlich erstreckte, mit der Andeutung, daß dieser Antheil wahrscheinlich zum Königreiche Italien würde geschlagen werden. Täglich mußten 70 Yhren Wein und 10,000 Rationen Brod fürs Heer in fast unerschwinglichem Ausmaße eingeliefert werden. Alle Kaufläden sollten sich öffnen, Volkszusammenrottungen jedoch unterbleiben, und alle Waffen bei schwerster Strafe den Franzosen übergeben werden. Sogleich flammte die alte Wuth der Bauern wieder auf. Der Bürgermeister zu Meran ließ im ersten Schrecken die Gewehre seines Bezirkes sammeln und im Rathhause niederlegen. Am 11. November, wo gerade Markt war, stürmten die Landleute aus Furcht vor der Rekrutirung das Rathhaus, und nahmen alle Waffen weg. Kein Abmahnen half, und Unfüge aller Art wurden rücksichtslos geübt. Daher konnten nur wenige Gewehre an die Franzosen abgeliefert werden. Diese waren klug genug, sich damit zu begnügen. Aber auf einmal erschien Johann Wild, früher Hausknecht beim Mondscheinwirth in Bozen, und bot in Hofers Namen alle Stürmer gegen die Feinde des Vaterlandes auf. Die Bauern vernahmen den Aufruf mit Jubel in allen Thälern, obgleich die Geistlichen den Aufstand als unerlaubt verdammten. Donai hielt eine donnernde Straf-Rede, mußte sich aber um groben Mißhandlungen zu entgehen, nach Schlanders flüchten. Aber auch hier wurde ein offener Aufruf des Sandwirths zu den Waffen verlesen, und Donai's Mutter stieß den Sohn als Verräther und Seelenverkäufer von sich. Ueberall erhob sich wildes Geschrei, er habe Hofern treulos verrathen und an die Feinde verkauft. Hofer selbst hatte dem Gesindel, das Raub und Plünderung wollte, und von allen Seiten zu ihm auf den Sand am Passeier zusammenströmte, mehrere Tage mit Festigkeit widerstanden. Das Gedränge ruchlosen Volkes um ihn wurde so unheilverkündend, daß sich alle Guten und Besonnenen von ihm zurückzogen; er stand allein in den empör-

ten Massen. Zum Unglücke fand sich auch der unversöhnliche Kapuziner bei ihm ein, und man zerrte so lange an ihm bis er den letzten entscheidenden Würfel ausspielte, nachdem er wiederholt mit der Androhung des Todes im Weigerungsfalle eingeschüchtert und verwirrt worden war. Vial zog sich auf Befehl des Vizekönigs nach Trient zurück, Peyri folgte ihm über den Nonsberg, Baraguay d'Hilliers, unstreitig der klügste und geistvollste unter allen damaligen französischen Generälen in Tirol, kam als Befehlshaber nach Bozen, und frische Truppen rückten in Mühlbach und Brixen ein. So schlang sich die Kette französischer Obmacht durchs ganze Land, nur die Strecke von Meran bis Nauders war noch vom Feinde unbesetzt.

Um Meran und in Vintschgau hoffte Rusca mit den aufständischen Bauern leichtes Spiel zu haben. Sein Einzug in die Stadt Meran ging unangefochten von statten, aber ein weiteres Vordringen nach Vintschgau mißglückte gänzlich. Hofer bestimmte den 16. November zum Angriffe gegen Rusca's Scharen. Es kam an diesem Tage zu einem hitzigen Gefechte auf dem Küchelberge ob Meran, in Folge dessen die Bauern zurückwichen, und das Dorf Tirol den Franzosen überließen, welche Unfug und Raub aller Art zu ihrem eigenen Schaden übten. Gegen Abend rückte der Landsturm von Vintschgau zur Verstärkung heran; die Bauern wendeten sich abermals in den Kampf mit Wuth und Grimm über die Grausamkeit der Feinde. Schnell waren die Hügel gesäubert und die Feinde wieder auf die äußerste Spitze des Küchelberges hinausgedrängt. Das feuchte Wetter erschwerte das Schießen, die Bauern kehrten auf einmal ihre Stutzen um, und stürmten mit Kolbenstößen auf den Feind. Er war in einem Augenblick auseinander gestäubt, und mit großem Verluste in die Stadt zurückgedrängt. Zu gleicher Zeit wurden die Anhöhen von Marling von den Landstürmern lebendig; die Schützen von Tisens und Ulten schloßen sich an. Im kühnen Fluge eroberten sie die Etschbrücke und

jagten die Vorposten nach Meran hinein. Eben so unglücklich lief ein Versuch der Franzosen nach Schönna vorzudringen ab, und die von Hafling und Passeier machten bereits im Rücken der Feinde Anstalt, ihre Verbindung abzuschneiden. Rusca, leidend an seiner Wunde von Mühlbach her, schäumte vor Wuth, und trat ohne Verzug noch in der Nacht vom 16. auf den 17. November seine Flucht nach Bozen an. Am Sinnichkopfe, eine halbe Stunde unter Meran, war die Straße abgegraben, ein furchtbarer Nothstand des Heeres von 4000 Mann trat ein, und unaufhörliche Schüsse der Bauern machten jeden Schritt vorwärtts streitig. Erst gegen Mittag am 17. Nov. erreichten Rusca's Scharen Gries, erschöpft, und um ein gutes Viertel verdünnt. Sie führten nicht weniger als 140 Verwundete mit sich. Schon um 4 Uhr Morgens des nämlichen Tages zogen die Bauern jubelnd in Meran ein, und beschlossen merkwürdiger Weise ohne Anführer den Krieg fortzusetzen, denn Hofer regte sich nicht in seinem Sandwirthshause. Sie drangen keck und hoffnungsreich bis Terlan vor, in der Meinung, Rusca müsse nothwendiger Weise vor ihnen fliehen. Dem war aber nicht also. Er rückte unvermuthet nach Gargazon vor, und that den leichtfertigen Gesellen großen Schaden.

In der Voraussetzung, daß sich Rusca mit Leichtigkeit in Meran halten werde, war eine Schar Franzosen unter dem General Barbou über den Jaufen nach St. Leonhard vorgedrungen, leider zu spät um Passeier im Verein mit Rusca zu bezwingen. Nach des letztern Niederlage war ihre Stellung mitten im feindlichen Thale bedenklich genug. Von allen Seiten geängstigt, nahmen sie den Kirchhof des Ortes und verschanzten sich zum herzhaftesten Widerstande. Alle Schützen im Thale standen auf, die ausgezogenen Kompagnien eilten von Vöran und Hafling ins Thal zurück. So waren die Franzosen bald umringt. Zwei Tage hielten sie mit rühmlicher Standhaftigkeit das mörderische Feuer der

Bauern aus. Erst am 21. November, wo Mangel an Lebensmitteln eintrat, dachten sie an ein Abfindniß mit den erbitterten Gegnern. Sie streckten am 22. nach einem wüthenden Sturm der Passeirer die Waffen, 400 an der Zahl, und wurden über die Gebirge nach Vintschgau abgeführt. Die Sieger zählten ihrerseits 22 Todte und 60 Verwundete, was hinlänglich die Kampfwuth auf beiden Seiten beurkundet. Hofer hielt sich während dieses Angriffes auf dem Kellerhofe an der Lahn gleiches Namens auf, ohne jedoch besondere Thätigkeit für denselben zu entwickeln.

Dagegen spann er sich immer tiefer in die wunderlichsten Zukunftsträume ein, und erfüllte von sich als Mittelpunkt der ganzen Bewegung aus das Volk mit seinen Nachrichten, welche sämmtlich dahin lauteten, daß Oesterreich den Tirolern zu Hülfe zöge. „Ergreift die Waffen,“ schrieb er, „behaltet Gott und seine geliebteste Mutter im Herzen, und streitet ritterlich. So werden wir den Feind, wenn er auch so zahlreich ist, mit dem göttlichen Beistande, um den wir täglich bitten, gewiß schlagen müssen.“ Dieser Brief ging durch emsige Boten, woran Passeier nie Mangel hatte, an alle Gemeinden. Zu fast gleicher Zeit wurde ein Vintschgauer, der den Feinden als Spion gedient und Kirchenraub begangen hatte, durch ein Bauerngericht unter Hofers Vorsitze zum Tode verurtheilt, und auf dem Gottesacker von St. Leonhard erschossen. Es war die erste Saat des Blutes, die Hofer aus eigener Vollmacht gesäet, und die völlige Blindheit gegen die handgreifliche Gegenwart besiegelte. Er erließ Schreiben über Schreiben zum Kriege, und schob die Schuld seiner Abdankung auf Donai und Sieberer, die ihn betrogen hätten. Alle seine Berichte und Erlasse schielten, waren selbst im Ausdrucke schwankend, und man sah ihnen keine sonst bei ihm gewöhnliche Seelenruhe an. Alle Irrthümer des verführten Volksgeistes sammelten sich in seinem Gemüthe, und so angelernt sie waren, trugen sie doch ganz den Charakter von Hartnäckigkeit, die jede von Außen gegen

die bessere Ueberzeugung eingetränkte Meinung in dem Menschen zu entwickeln pflegt. Donai, der in Vintschgau, und Sieberer, der damals im Oberinnthale allenthalben zum Frieden mahnte, wurden eingefangen, und Hofern ausgeliefert. Er machte Anstalt sie todtschießen zu lassen, weil sie den Frieden behaupteten, während er in seinem Wahne die Oesterreicher zur Hülfe Tirols überall hatte, wo sie nicht waren.

Indessen erhob sich Baraguay d'Hilliers selbst nach Meran, ungeachtet er in Bozen nicht ganz sicher war. General Bertoletti deckte seinen Zug auf der Landstraße durch eine Seitenbewegung über Mölten und Hafling nach Schönna. Am 24. rückte General Severoli mit der Nachhut nach Mais vor. Der neue Befehlshaber betrug sich äußerst human und klug. Er sprach ein unbedingtes Verwerfungs-Urtheil über Rusca's Grausamkeiten aus und suchte mit der größten Geduld zu enttäuschen, aufzuklären und zu begütigen. Zwei Kapuziner, nach Passeier gesendet, um die Thalbewohner zur Ruhe zu ermahnen, fanden fast alle Häuser menschenleer. General Barbou sandte eine zweite Schar über den Jaufen nach St. Leonhard, wo sie ungestört anlangten. Verwundete Offiziere, welche aus dem frühern Gefechte im Stroblwirthshause menschenfreundlich verpflegt wurden, wendeten alle Rache vom Dorfe ab. Hofer flüchtete ins Gebirge und Donai und Sieberer bekamen Luft, mit Barbou's Mannschaft zu entwischen. Die Vereinigung beider Heeresheile wurde in Meran noch am nämlichen Tage ohne Verlust bewerkstelliget. Man hatte im ganzen Thale nirgends einen Feind erblickt. Donai eilte von Meran nach Vintschgau, bewog das Volk zur Niederlegung der Waffen, und kehrte an der Spitze eines Ausschusses der dortigen Gemeinden zu Baraguay d'Hilliers zurück, um mit ihm einen Separatvertrag abzuschließen. Nach demselben wurden die Gefangenen wechselseitig freigegeben, und das Wort verpfändet, daß Vintschgau bei völliger

Ruhe und Ordnung mit französischen Truppen nicht belegt werden sollte.

Durch genaue Einhaltung dieses Uebereinkommens konnte man die Herstellung der Verbindung zwischen den nord- und südtirolischen Truppen um so mehr als verwirklicht betrachten, da Drouet d'Erlon alles aufbot, Oberinnthal zu beruhigen. Zu diesem Ende entsandte er den General Raglovich mit seiner ganzen Division zur Verstärkung der Heeresabtheilung unter Rechberg, welcher bis Landeck vorgedrungen war. Die unruhigen Stanserthaler ergaben sich; nur die Bewohner von Patznaun widerstanden mit dem Starrsinn, der hier zu Hause ist. Am 24. November rückten unter Raglovichs persönlicher Leitung starke Mannschaften dagegen aus, theils auf der Heerstraße gegen Wiesberg, theils über Tobadill. Mit Leichtigkeit ward das Schloß Wiesberg genommen, und der Patznauer Landsturm davongejagt. Tiefer im Thale sammelte der Feldgeistliche Stephan Krismer, Seelsorger in der Gemeinde See, die Flüchtigen, und bot selbst alle streitbaren Weiber auf, an deren Spitze seine eigene Schwester trat. Die versammelte Macht stellte sich zu See so vortheilhaft auf, daß die Franzosen auf dem glatten Eise jenseits des Thalbaches in schlimmer Lage waren. Da zu gleicher Zeit eine Schar Bauern ihnen in den Rücken fielen, so mußten sich alle ergeben. Krismer schloß nun mit diesen einen Vertrag ab, daß sie mit Gepäcke und Waffen nach Landeck zurückkehren, und das Thal, wofern es sich ruhig verhielte, nicht mehr berühren sollten. Und so ward es von beiden Seiten auch treulich gehalten, und die Ruhe in Oberinnthal hergestellt. Das noch hier und da hausende Gesindel verlief sich von selbst, und der Paß Finstermünz wurde frei. Die bairischen und französischen Truppen rückten bis Nauders vor, aber Vintschgau blieb durch die Thätigkeit Donai's von aller Truppenbesetzung verschont. So hatte Innsbruck durch ungehinderte Verbindung mit München und Italien wieder freien Athem bekommen. Die in München zurückgehaltenen

Gesandten und die nach Straßburg Gelieferten kehrten, so weit sie nicht gestorben waren, frei in ihre Heimath zurück. Man bequemte sich allmälig, die Waffen abzuliefern und im Innthale baierische Kokarden zu tragen, worauf mit großer Strenge gehalten wurde. Alles ließ sich zum Frieden an; aber Speckbacher, durch Hofers Briefe fast rasend geworden, machte wieder ganz Unterinnthal unruhig, und beantragte am 27. November, alle Franzosen und Baiern in diesem Landestheile zu erschlagen. In diesem Vorhaben wurde er auch von Pfarrer Siard unterstützt, der, wie er, alle Fassung verlor, und vor den Baiern flüchtig und aufregend auf den Bergen Zillerthals umherzog. Erst gegen Ende Dezember ließ der erstere seine Leute aus einander gehen, nachdem Deroi einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, und rettete sich nach langer und lebensgefährlicher Irrfahrt ins Oesterreich hinab.

Am längsten dauerte der Unfriede im Pusterthale durch Kolbs Wahnsinn. Er war nach der Sprengung der Mühlbacher Klause in einer Bauernjacke ins Alpengebirge des Thales Lüsen geflohen. Durch den Erfolg der Bauern in Meran und Hofers Aufruf geweckt, sammelte er die zerstreuten waghalsigen Leute um sich, und schlug sein Haupt-Quartier auf dem St. Leonhardsberge ob Brixen auf. Die Strenge der Franzosen in Eintreibung der Lebensmittel in Brixen erbitterte und erschöpfte das Landvolk, und machte es theilweise den Einflüsterungen Kolbs geneigt. Er verbreitete mit Emsigkeit die Nachricht, mit den Feinden bei Brixen stehe es nicht sicher, die Oesterreicher seyen von Kärnten her im Anzuge. Brixen, wo General Moreau mit 2000 Mann lag, zu nehmen mißlang zwar, aber die Franzosen wurden aus Klausen nach Brixen zurückgedrängt. Wegen dieses Erfolges faßte Kolb übermäßigen Hochmuth, und forderte durch einen Abgeordneten den französischen General auf, sich zu ergeben. Moreau, der ein besonnener kluger Mann war, hielt den Gesandten zwei Stunden bei sich auf, und

fertigte ihn zuletzt mit der höhnischen Antwort ab, ehevor er sich ergebe, müsse er doch Kolbs Armee zu Gesicht bekommen. Zugleich verstärkte er alle äußern Posten, und machte alle Vorkehrungen, sich allenfalls in die Burg des Bischofs zurückzuziehen, und sich dort einige Tage zu halten. Er konnte auch in der folgenden Nacht Verstärkung aus Bozen ohne Verlust an sich ziehen. Aber am 26. November Abends wurde die Lage seiner Mannschaft trotz dem bedenklicher. Alle Verbindung der Stadt mit der nächsten Umgebung des Landes wurde abgesperrt, und tausend Wachtfeuer von Weiberhänden geschürt, beleuchteten die Nacht. Mußte Kolb auch am 27. November ein wenig aus dem nächsten Bereiche der Stadt zurückziehen, so thaten seine wüthenden Aufrufe doch gute Wirkung. Die folgende Nacht brannten tausend Wachtfeuer ganz in der Nähe der Stadt. Die Verlegenheit der Franzosen stieg immer mehr; die Lebensmittel gingen zu Ende und der Schießbedarf fing zu mangeln an. Alle Bestrebnngen, die Straße nach Bozen von den Bauern frei zu machen, mißlangen. Dreihundert Dalmatier, welche von Mühlbach her in die Stadt einrückten, vermehrten nur die Noth der zusammengedrängten Massen. Kapuziner, mit Briefen vom Fürstbischof an die Bauern unter Kolbs Befehlen abgesendet, richteten nichts Ersprießliches aus. Die Bewohner von Rodenegg, Vals und Lüsen standen in Masse auf und nahmen die Klause in Mühlbach wieder in Besitz. Die Post von Innsbruck blieb aus, die Bauern rückten ganz nahe an die Stadt heran, und schoßen mit ihren Kanonen auf den Domplatz hinein. Die äußern Posten der Franzosen zogen sich zurück. Mit dem Gedränge wuchs auch der Mangel in der Stadt, Verwirrung riß ein, und jeden Augenblick erwartete man einen Sturm. Aber Kolb konnte seine Leute nicht dazu bewegen. Mittlerweile hatten glückliche Boten Moreau's Noth nach Bozen berichtet. General Severoli zog über den Ritten dem bedrängten Brixen mit 2400 Mann zu Hülfe. Dadurch erschreckt, verschwanden

die Bauern aus der Nähe der Stadt am 6. Dezember Abends. Severoli nahm mit klugen Bewegungen alle Hügel um die Stadt ein, und die Erstürmung Milands trieb die Tiroler ins Gebirge, wo noch längere Zeit geplänkelt wurde. Die siegenden Wälschen legten ohne auf die Fürbitte des greisen Bischofs zu achten, Brand in die Häuser der Umgegend. Dreißig Edelsitze und Meierhöfe, das halbe Dorf Vahrn, Kranebitt, Neustift mit Ausnahme des Klosters, Elvas und Miland standen in Flammen. Der gesammte Brandschaden um Brixen betrug in Vahrn 79,000, in Neustift 64,600, in Brixens Nachbarschaft 29,000, in Pfeffersberg 15,900, in Kranebitt 43,687, in Miland 29,500, und in Elvas 14,169 Gulden nach gerichtlicher Schätzung. Die Anzahl der niedergebrannten Gebäude stieg auf 160.

Johann Maria von Kolbe, wie er sich um diese Zeit nannte, entfloh über die Gebirge nach Pusterthal, um neue Zwietracht zu nähren oder zu säen. In Bruneck lagen 700 Mann italienisch-französischer Truppen mit 20 Reitern und 2 Kanonen unter den Befehlen des kaltblütigen Generals Almeras, welcher den Bauern der Umgegend nicht trauen konnte. Er setzte die Stadt in Vertheidigungsstand mit scharfer Auffassung der nächsten Zukunft. Am 1. Dezember näherten sich der Stadt wirklich die aufgeregten Landsturmmassen aus Enneberg, Taufers und andern Nachbarorten, zum Kampfe bereit trotz der Abmahnungen beredter Kapuziner, acht tausend Mann stark ohne bestimmte Anführung. Almeras ließ sie ganz nahe kommen, und als er die rechte Schußweite bekommen, brach er auf einmal mit gesammter Macht hervor und schmetterte die Bloßgestellten mit Kartätschenschüssen nieder; 50 Bauern blieben auf dem Platze, 70 waren schwer verwundet, die übrigen warfen sich in regelloser Flucht in die tieferen Thäler. Alle Lust zum abermaligen Angriffe schien gedämpft. Aber Kolb kam zwei Tage darauf nach Percha, und machte Anstalten zu einem zweiten Ueberfall der Stadt Bruneck. Die Bauern von Sillian hatten sich

einer Lieferung von 40 Zentnern Pulver bemächtiget, und durch ganz Pusterthal vertheilt. So wurde Bruneck noch einmal eingeschlossen, aber die im Schlosse aufgestellten Kanonen jagten sie mit leichter Mühe auseinander, ohne jedoch die Nachbarschaft frei machen zu können. Moreau erschien rechtzeitig von Brixen her mit 3000 Mann und zerstreute die Bauern gänzlich.

Aber in der Gegend von Lienz und Sillian brachte Kolb noch Alles in Aufruhr. Die Bewohner von Hochpusterthal und der Iselregion besetzten, von ihm verführt und betrogen, die Lienzner Klause mitten im tiefsten Winter, wo so eben ungeheure Schneemassen gefallen waren. Es kam zu 6 — 8 kleinern Gefechten, und die Franzosen in Lienz unter Broussier befanden sich mehrere Mal nicht in der besten Lage aus Mangel an Lebensmitteln und Raum zur Entwicklung der Streitkräfte, während die Bauern mit Schneereifen sie auf allen Seiten umschwärmten. Sie konnten sich jedoch zum Glücke auf die Stadt und die nächste Umgebung verlassen, und hielten sich daher gegen alle Angriffe. Es waren die letzten Zuckungen des Aufruhrs im Lande. Ein Hirtenbrief des Fürstbischofes und ein offenes Schreiben des Generals Baraguay d'Hilliers beschlossen diesen letzten Akt des blutigen Schauspiels. Während im ersteren der Unsinn vereinzelter Aufstände und die vielen Brandstätten in Erinnerung gebracht wurden, sagte der letztere unter Anderm: „Erspart mir den Schmerz zu strafen! Ich verlange von euch nichts, als daß ihr ruhig zu Hause bleibt. Euer Eigenthum, eure Religion, eure Sitten, eure Gebräuche sollen geschützt und geachtet werden!“

XVIII.

Hofers Gefangenschaft und Tod. — Tirol zerstückt. — Das Jahr 1812. — Die flüchtigen Patrioten.

Wenn dieses Versprechen nicht überall erfüllt wurde, so war wenigstens nicht dieser aufgeklärte und beste aller Oberbefehlshaber in Tirol im Jahre 1809 daran schuldig. Wo sein nächster Einfluß hinreichen konnte, waltete überall die größte Schonnng der schwierigen Verhältnisse ob, und man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, daß sein edler menschenfreundlicher Sinn beim gutmüthigen aber verführten Bergvolke mehr zur Beruhigung beigetragen hat, als alle Gewalt der Waffen. Seine Gemahlin, eine Deutsche von Geburt, trug ebenfalls nicht wenig zur Verständigung bei. Ihm gebührt der Ruhm, den unseres Wissens noch Niemand berührt hat, daß er alles aufbot, den unglücklichen Sandwirth zu retten, trotz aller Uebertretungen, die er sich gegen sein Wort und den Wiener Frieden hatte zu Schulden kommen lassen. Als er nämlich im November in Meran erschien, um die Bauernunruhen ganz zu beschwichtigen, ließ er im größten Geheimniß den Stroblwirth Johann Holzknecht, den wir als Hofers Kassier und Geheimrath kennen, zu sich kommen, und erklärte ihm, daß, wenn Hofer sich sogleich in seine Arme werfe, ihm kein Haar gekrümmt werden sollte. Er schwöre dieß beim Liebsten was er habe, bei seiner militärischen Ehre als General der französischen Armee. Donai, der sich eben damals in Meran befand, weit entfernt den Hofer zu verrathen, dessen Aufenthalt jedes Kind wußte,

und der General selbst am besten, rührte den letztern durch seine beredte Schilderung von Hofers kindlichem Sinne, den schlechte Gesellen verführt und zum äußersten getrieben hätten. „Auch auf die Gefahr einiger Ungnade“ schloß Baraguay d'Hilliers, „will ich ihn retten, aber er muß sogleich zu mir kommen. Der General darf nichts von dem wissen, was hier der schlichte französische Soldat vorschlägt. Bei längerer Zögerung von Hofers Seite muß ich von Amtswegen handeln, und dann steht die Rettung desselben nicht mehr in meiner Gewalt.“ Sowohl Holzknecht als Donai thaten mündlich und schriftlich alles, um Hofer zu diesem Schritte zu bewegen, aber umsonst! Das Verhängniß hatte sein Opfer bereits zu eng umstrickt. Diesen Vorgang habe ich aus einer mündlichen Erzählung des Holzknecht selbst gehört und angemerkt. Sein noch lebender Sohn ist davon ebenfalls als Augen- und Ohrenzeuge genau unterrichtet, so daß man daran keinen Zweifel haben darf. Tirol stand nun unter einer förmlichen Militärregierung, am Inn unter Drouet d'Erlon, an der Etsch unter Baraguay d'Hilliers, dort mehr im baierischen, hier mehr im französischen Sinne, und deßhalb ungleich milder. Wenigstens that Baraguay d'Hilliers alles, um die Nachwehen des Kampfes so viel möglich zu mildern. Er setzte zur Handhabung der Ordnung zwei provisorische Administrationskommissionen zu Brixen und Trient ein; in der erstern Stadt unter dem Vorstande Franz von Riccabona, in letzterer unter dem Freiherrn von Moll, mit je vier Räthen und einem Generalsekretär. Er verlangte einfach bürgerliche Ruhe, und unterließ mit großer Klugheit alle Untersuchungen und Nachforschungen über den Aufstand und dessen Urheber. Nur das bewaffnete Lumpengesindel, welches die Verwirrung der gesellschaftlichen Zustände ausbeuten wollte, fand an ihm einen unerbittlichen Rächer. Leider waren seine Generäle nicht vom gleichen Geiste der Milde beseelt. Sie drangen mit Strenge auf die Ablieferung der Waffen, und konnten sich auf allgemeine Befehle be-

rufen, die auch der Oberbefehlshaber nicht ändern konnte. Als die Passeirer keine Waffen abliefern wollten, sandte General Barbieri 2400 Mann ins Thal, welche nach Waffen suchten, aber keine antrafen, weil sie alle im Gebirge versteckt waren. Ein schwazhaftes Weib verrieth den Hinterhalt, und so konnten mehrere Kisten mit Gewehren nach Meran abgeliefert werden. Severoli bekam in Pusterthal Kolbs Papiere in seine Hände, welche mehrere Personen in schwere Anklagen auf Leben und Tod verwickelten. Wirklich wurden zu Bozen zwei Bauern als Widerspenstige erschossen. Der Pfarrer von Völs, ebenfalls eingezogen als Unruhestifter ward freigesprochen, und bei seiner Heimkehr von allen Gliedern der Gemeinde mit Fahnen und dem Geläute aller Glocken empfangen. Vor Freuden traf ihn der Schlag in einem Alter von 70 Jahren.

Auf den Kopf des unseligen Kolb wurde von Severoli ein Preis gesetzt. Er floh mit seinem Sohne in eine Alpen-Höhle des Thales Lüsen, worin die Verlassenen durch 6 volle Wochen nur liegen konnten. Ein mitleidiger Bauer brachte ihnen von Zeit zu Zeit mit Lebensgefahr Milch und Brod, damit sie nicht erhungerten, und vertraute sein Geheimniß Niemanden an. Nach dem Abzuge der Franzosen aus ihrer Nachbarschaft kamen sie nach unsäglichen Leiden über die Taurergebirge nach Oesterreich. Auch in Wien konnten sie nicht lange verweilen. Man sandte sie nach Ungarn. Von dort ging Kolb, den man für einen englischen Agenten in Tirol gehalten hatte, nach Konstantinopel, wo er in Pera starb. Viele andere Gefangene wurden nach Mantua geliefert, und in schlechte Löcher gesperrt.

Am ärgsten hauste Broussier in Pusterthal. Er rückte mit 5500 Mann ins Iselthal hinter Lienz, trieb die Waffen ein, und ließ die Patrioten einfangen und erschießen. Sogar zwei Priester, Damaszen Sigmund und Martin Unterkircher, Seelsorger in Virgen, wurden auf seinen Befehl als angebliche Aufwiegler in Lienz erschossen, und wie Missethäter auf

dem Richtplatz begraben. So schaltete er durch ganz Pusterthal, als er im Frühjahre Luft bekam und frei umherziehen konnte. In Sillian fielen unter seiner Rache zwei Bauern, einer davon Vater von 10 Kindern, und der General fügte zur Entschuldigung seines Verfahrens bei, er denke den Tirolern auf 100,000 Jahre die Landesvertheidigung zu verleiden. Zu Innichen traf das Loos des Erschießens vier Bürger. Dazu wurden zwei andere am Eingange und Ausgange des Dorfes aufgehängt. So ging es fort in Toblach, Niederndorf, Antholz, und überall wurden die Erschossenen an den Galgen aufgehängt zum heilsamen Schrecken der Bewohner. In Sterzing beschloß er sein Rachegeschäft, ohne nach Brixen zu kommen, wo er nicht einverstandene Männer fürchtete. Dagegen machte Baraguay d'Hilliers einen letzten Versuch, Hofer zu retten. Er ließ ihm durch den Benediktiner Magnus Prieth noch einmal ausführlich den Weg bezeichnen, den er einschlagen müsse, um der Amnestie theilhaft zu werden; aber Hofer gab nur seinem eigenen Herzen Gehör. Er schlug sein Versteck beim Pfandler, einem Hofe auf Brantach im östlichen Gebirge von Passeier auf. Es war sein Aufenthalt so offenkundig, sein Verkehr mit seinen Landsleuten so unvorsichtig, daß man sich verwundern mußte, daß er nicht längst eingefangen worden war. Die Geistlichen von St. Martin, seine besten Freunde, baten ihn dringend, aus dem Wege zu gehen, und sich nicht allzu blind kurzsichtigen Leuten zu überlassen. Sie konnten aber wenig damit erreichen. In Hofers Gemüth war es auf einmal ruhig und sicher geworden. Eine gänzliche Hingabe in den Willen Gottes machte ihm alle menschliche Vorsicht überflüssig. Sein früheres Schwanken war nun selige Gewißheit, daß er die rechte Sache ergriffen habe, und dafür leben und sterben müsse. Seine Anhänglichkeit an Oesterreich, und seine tiefe Hoffnung auf den Sieg desselben gegen Frankreich verwandelte sich bei ihm in eine Art religiösen Kultus, der selbst Uneinverstandenen ehrwürdig sein mußte. Daher kein Ge-

danke an Flucht nach Oesterreich, so sehr auch geschäftige Freunde ihm dieselbe annehmbar zu machen suchten. Nur mit Mühe und nicht eben sehr klug ließ er sich bereden, das Haus des Pfandlers, wo allenfalls Flucht oder Versteckens möglich gewesen wäre, zu verlassen, und eine Alphütte drei Viertelstunden höher am Eingange ins Hochthal Fartleis zu beziehen, welche zum letztgenannten Hofe gehörte. Er entließ seine Frau und seine Kinder nach dem Schneeberg, und nahm nur seinen Schreiber Sweth, gewöhnlich Döninger genannt, mit sich. Sie fanden daselbst 12 Stuzen, darunter 5 geladene, ohne an ihre Hinwegräumung zu denken. Ein Sautrog diente ihnen als Eß- und Schreibtisch. Eine Flucht bei plötzlicher Ueberraschung war wegen der Schneemassen im steilen Gebirge kaum möglich. Seine Vertrauten waren Andreas Ilmer, Joseph Oettl und Anton Wild, die ihn abwechselnd zur Nachtszeit besuchten, ohne viele Umstände ihren Gang zu verheimlichen. Sie brachten ihm Lebensmittel und jenen Theil der Korrespondenz, welcher Hofers Ansichten genehm und hoffnungsreich in seinem Sinne war. Da vom Kommandanten in Meran 1500 Gulden auf seinen Kopf gesetzt waren, so nahm es Wunder, daß dieses öffentliche Versteckensspielen nicht schon längst verrathen, und der Sündenpreis verdient war. Die Seelsorger warnten wiederholt gegen dieses unhaltbare Benehmen. Plötzlich erschien Hofers Frau mit ihren Kindern, angeblich vom Schneeberge vertrieben, nicht ohne großes Aufsehen in St. Martin, vertraute ihre Töchter Maria, Rosa, Anna und Gertraud einem guten Freunde daselbst an, und ging selbst mit ihrem Sohne Johann zu ihrem Manne in die Alphütte hinauf, um bei ihm zu bleiben. Der Rauch, welcher aus der Alphütte täglich aufstieg, wurde immer allgemeiner bemerkt, und des Geredes über seine Zurückgezogenheit immer mehr. Selbst seine Vertrautesten riethen zur Flucht. Er sollte mit Andreas Ilmer als Viehhändler verkleidet, und ohne den allbekannten Bart, wovon ihn die Wälschen General Barbone nannten,

nach Oesterreich flüchten. Aber er konnte sich dazu nicht rechtzeitig entschließen, es schien, eine unheimliche Gewalt kette ihn an den Boden worauf er stand. Nur ein klägliches Schreiben über seinen Zustand ließ er an den Kaiser Franz abgehen, aus dessen Nähe er die dringendsten Aufforderungen zur Flucht nach den österreichischen Staaten erhalten hatte.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß der Landrichter Andreas Auer in St. Leonhard über Hofers Aufenthalt als Privatmann längst unterrichtet war. Da er von Amtswegen aufgefordert worden, darüber zu berichten, so befand er sich in einiger Verlegenheit. Ungeachtet er nie Hofers Freund gewesen, so hatte er doch keine Lust, sein Verräther zu werden. Den Franzosen kam in dieser Beziehung ein Passeirer, Namens Joseph Raffel, der allgemein im schlechten Rufe stand, trefflich zu Statten. Dieser Mensch, keineswegs ein Verwandter Hofers, wie irrig behauptet worden, kam eines Tages wie durch Zufall, ohne einleuchtende Gründe in die hochgelegene Alphütte herauf, und machte Hofer gleich besorgt. Er suchte seine Verschwiegenheit durch Geld zu erkaufen, das große Macht auf das Gemüth des verkommenen Gesellen übte. Er schlug es aus, versprach aber, ihn nicht zu verrathen, mit der Leichtigkeit einer verrathsfähigen Seele, und ging fort ohne die Hinterlassenen sicher zu machen. Um so dringender wurde Hofer angegangen, diesen Ort zu verlassen. Er blieb gegen Alles taub. Die Zärtlichkeit zu seinem Weibe, zu seinen Kindern legte sich wie ein unübersteigliches Hinderniß in seine Füße. Zugleich konnte er nicht glauben, daß Oesterreich der Macht ermangle, ihn aus den Händen der Franzosen zu befreien. Um derselben jedenfalls sicher zu sein, sandte er den Johann Wild mit zwei Schreiben nach Wien. Raffel hatte vom Augenblick seines Zusammentreffens keinen andern Gedanken mehr, als wie er das Sündengeld für Hofers Verrathung verdienen möchte. Er theilte deßhalb seine Absichten zweien Kordonisten

mit, und forderte sie auf, ihm dabei behülflich zu sein. Diese gingen thätlich nicht ein in seinen Plan, schwiegen aber. Raffel machte einen Schritt weiter, und theilte sein Wissen dem Andreas Auer mit. Auer, in seiner amtlichen Stellung gedrängt, nahm ihn zu Protokoll und sandte ihn mit demselben persönlich nach Meran an die Franzosen. Auf dem Wege nach Meran begegnete Raffel dem Peter Ilmer, einem der zwei angeführten Kordonisten, und sagte: „Nun habe ich es wohl in der Tasche!" Ilmer schwieg.

In Meran befehligte damals der General Huard. Dieser sandte am 27. Jänner eine Schar italienischer Soldaten mit dem Wegweiser Raffel nach Passeier. Sie wanderten die ganze Nacht, und langten um 4 Uhr Morgens an einem Sonntag im Hochgebirge an, nach einer anstrengenden Bergfahrt durch große Schneemassen. Der Verräther zeigte ihnen die Sennhütte, worin Hofer mit Weib und Kind schlief. Beim Anbruche des Tages erblickten der Schreiber Sweth, und Hofers Sohn Johann, die in der höhern Diele lagen, die Soldaten ganz in der Nähe. Sie wollten entfliehen, aber bereits war die Hütte umringt. Die Soldaten fingen sie beim Heraussteigen aus ihrem Lager, banden und warfen sie auf den Schnee. Ihr Geschrei weckte Vater und Mutter. Hofer trat an die Schwelle und rief: „Wer spricht deutsch?" Der Anführer drängte sich als solcher heran, und Hofer sagte: „Sie wollen mich gefangen nehmen? Ich bin Andreas Hofer, ich bin schuldig; mit mir können sie machen, was sie wollen. Aber diese da sind unschuldig!" Er sprach es mit so viel Würde, daß nur Wälsche davon ungerührt blieben. Er und seine Frau wurden sogleich ebenfalls gebunden. Die Soldaten geberdeten sich und thaten wie Henkersknechte. Sie schränkten ihm die Hände mit Stricken gewaltsam auf den Rücken, schlugen ihn, warfen ihm einen Strick um den Hals und rupften ihm dergestalt den Bart aus, daß von allen Seiten Blut floß. Hofer stand muthig, als wenn er nichts empfände, ohne Anflug von Zorn oder Verzagtheit. Den Schreiber und sei-

nen Sohn anblickend, sagte er: „Seid standhaft und leidet mit Geduld, dann könnt ihr euch etwas von euern Sünden abbüßen.“ Man fand in der Hütte die genannten 12 Gewehre, 2 Pistolen, mehrere tausend Gulden Geld in Silber, Gold und Bancozetteln. Dem Sohne Hofers und dem Schreiber ward nicht erlaubt, ihre Stiefel und Oberkleider anzuziehen. Sie mußten über Schnee und Eis mit bloßen Füßen nach St. Martin zu Fuß gehen.

Als die Soldaten mit ihrem Fang auf die Ebene hinabkamen, fanden sie die Hälfte ihrer Schar, welche indessen Hofers Haus rein ausgeplündert hatte, in kriegerischer Stellung mit einer Kanone. So zogen sie mit brennender Lunte nach Meran. Alle Wege waren menschenleer. Kein Passeirer wollte die Folgen des einheimischen Verrathes mit Augen sehen. Auch in Meran that sich überall das tiefste Mitleid für Hofer kund. Huard, dem es zur ewigen Schande gereicht, daß er seine Menschenjäger nicht besser gewählt oder menschlicher angewiesen hatte, entzog gleichwohl die Gefangenen der rohen Mißhandlung der Soldaten, und nahm mit Hofer das erste Verhör auf. Hofer erklärte mit der ruhigsten Klarheit, er sei zur Ergreifung der Waffen vom Kaiser von Oesterreich berechtigt und nach dem Friedensschlusse durch Todesandrohung dazu gezwungen worden. Am folgenden Tag wurde er mit den Mitgefangenen nach Bozen abgeführt. Baraguay d'Hilliers war entrüstet über die schnöde Mißhandlung, die man ihn und die Seinigen hatte erdulden lassen, und verordnete das schonendste Verfahren. Durch die Fürbitte edler Bozner Frauen wurden hier seine Frau und sein Sohn entlassen, welche von ihm herzzerreißenden Abschied nahmen, und nach Passeier zurückkehrten. Hofer und dessen Schreiber wurden in einer Kutsche unter anständiger Begleitung nach Mantua geliefert.

Der karge Rest seines Anhanges zerstreute sich so gut er konnte. Andreas Ilmer eilte nach Wien, Hofers Freilassung zu betreiben. Haspinger wollte aus Passeier in die

Schweiz, aber gewarnt ging er wieder ins Tirol zurück, wo ihn ein Freund neun Monate lang verbarg. Hierauf gelang es ihm, verkleidet auf einsamen Wegen nach Wien zu entwischen. Peter Mayr, Wirth in der Mahr, wurde fast gleichzeitig mit Hofer ergriffen und nach Bozen eingeliefert. Man mußte sein Privatleben als durchaus fehllos loben. Zahlreiche Kinder und eine schwangere Frau hatten an ihm viel zu verlieren. Die letztere eilte ihm nach, um für sein Leben Fürbitte einzulegen. Viele andere Personen verwendeten sich für ihn. Daher ward der Spruch des ersten Kriegsgerichts, welches ihn zum Tode verurtheilte, aus Mangel der gehörigen Form aufgehoben, und eine neue Untersuchung eingeleitet. Doktor von Voltolini, zu seinem Rechtsbeistande erwählt, that das Möglichste zu seinen Gunsten, aber er war nicht zu bewegen auszusagen, er habe das Dekret des Vizekönigs vom 12. Nov. 1809 nicht gelesen, und nichts davon gewußt. So ward er am 29. Februar abermals zum Tode verurtheilt, und am folgenden Tage erschossen. Ganz gestärkt in Gott, ein Kruzifix in seinen Händen, schritt er zum Richtplatz. Das letztere gab er vor dem Tode dem Priester zurück und starb fest als Held, der selbst seinen Feinden die größte Bewunderung einflößte.

Hofer wurde auf seiner Reise gut behandelt. In Ala, wo er übernachtete, betranken sich seine Führer, und durch unvorsichtiges Wesen derselben brach die Nacht Feuer aus. Er war der thätigste beim Löschen, und als man ihm Fluchtgedanken zuflüsterte, die in der allgemeinen Verwirrung leicht ausführbar waren, so wies er sie mit Entrüstung als unehrlich zurück. Als das Feuer gelöscht war, standen selbst die feindlichen Offiziere nicht an, ihm für seine besonnene und erfolgreiche Thätigkeit zu danken. Er aber meinte, da sei weiter nichts zu danken, denn es verstehe sich von selbst, daß jeder Christ beim Feuerlöschen thätig sei. Von diesem Augenblicke an war er für die Führer, welche am vorigen Abend über seine Weigerung, an einem Freitage Fleisch zu

essen, gespottet hatten, ein Gegenstand hoher Achtung. Am 5. Februar langte er in Mantua an. Der Festungskommandant General Bisson bildete unter seinem Vorsitze ein Kriegsgericht, das ihn mit sehr getheilter Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilte. Der Telegraph von Mailand verordnete auf erhaltene Anzeige, daß er innerhalb 24 Stunden erschossen werden sollte. Bisson wurde gerührt durch die außerordentliche Klarheit, Festigkeit und tiefe Gemüthlichkeit des Mannes. Er wollte ihn vom Tode retten, und rieth ihm zu diesem Ende in französische Kriegsdienste zu treten. Aber Hofer wollte Oesterreich treu bleiben, und wies den Antrag zurück. Es war in seiner Seele so ruhig und heiter geworden, daß kein leiser Schmerz über sein Schicksal aufsteigen konnte. Er machte seine letzten Anordnungen mit der größten Fassung und Besonnenheit, und wendete sein Gemüth mit der kindlichsten Hingabe an seinen Gott und Erlöser Jesus Christus, auf den er sein unbedingtes Vertrauen setzte. In dieser andächtigen Stimmung schrieb er an Herrn Püchler in Neumarkt seinen letzten Willen, nach welchem sein Weib ihm einen Todtengottesdienst in St. Martin und Bittgebethe in beiden Pfarren St. Martin und St. Leonhard in Passeier halten lassen sollte, wobei jeder seiner Freunde Suppe und Fleisch beim Unterwirth mit einer halben Wein zu bekommen habe. Er erklärte ferner, das Sterben käme ihn so leicht an, als wenn er zu was Anderem ausgeführt würde; es würden ihm nicht einmal die Augen naß, weil es der göttliche Wille gewesen, daß er zu Mantua das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen sollte. Die Wirthin auf dem Sande solle sich nicht zu sehr um ihn bekümmern, er werde für sie bei Gott bitten, und hoffe alle seine Freunde und Bekannte im Himmel wieder zu sehen und mit ihnen Gott zu loben ohne Ende. Diesen Brief schrieb er um 5 Uhr Morgens am 20. Februar 1810, wenige Stunden vor seinem Tode.

Johann Jakob Manifesti, Probst zur heiligen Barbara, bereitete ihn zum Tode vor, und hatte nach seinem eigenen

Bekenntnisse Gelegenheit, das herrliche Gemüth dieses Blutzeugen für Gott, Tirol und Österreich zu bewundern. Hofer ließ durch ihn sein Geld an die in Mantua gefangenen Tiroler austheilen. Um 11 Uhr Vormittags ertönte der Generalmarsch zu seiner Hinrichtung. Unter dem Vortritte von mehreren Offizieren, und gefolgt von einer Schar Soldaten, schritt der Verurtheilte fest und unverzagt auf eine Bastei der Festung hinaus, und küßte mehrmal mit Andacht das Kruzifix in seiner Hand. Die in den Kasematten der Porta Molina eingesperrten Tiroler lagen bei seinem Vorüberzuge auf ihren Knieen, betheten und weinten laut. Auf dem Richtplatze bildeten die Grenadiere ein Viereck. Hofer trat in dasselbe ein, bethete noch einmal mit Manifesti, der ihn begleitete, und gab ihm sein silbernes Kruzifix und den Rosenkranz zum Andenken. Man reichte ihm ein weißes Tuch, um sich die Augen zu verbinden. Er wies es als unnöthig zurück. Auch dem Befehle niederzuknieen widersprach er mit den Worten: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und will ihm stehend meinen Geist zurückgeben!“ Er ließ dann den Kaiser Franz hoch leben, bethete noch einige Minuten mit emporgehobenen Händen, und rief hierauf selbst: „Gebt Feuer!“ Die 12 Grenadiere, durch den Muth des Mannes erschüttert, trafen schlecht. Auf die 6 ersten Schüsse fiel er in die Kniee und auf eine Hand; die 6 folgenden streckten ihn zu Boden, aber er wollte noch aufstehen. Der Korporal setzte ihm die Mündung seines Gewehres auf den Kopf und endete so scheinbar sein Leben. Die Grenadiere trugen ihn auf schwarzbelegter Bahre in die Kirche des heiligen Michael, und ließen ihn dort während des Gottesdienstes unter einer Bahrdecke stehen. Beim Evangelium der ersten Messe machte er noch einmal eine leichte Bewegung, so daß das Bahrtuch in eine zitternde Bewegung kam, und verschied unter seiner eigenen Todtenmesse. Der Pfarrer Anton Bianchi gab ihm ein Grab in seinem eigenen Garten.

Sein Tod schadete dem Kaiser Napoleon mehr als eine

verlorne Schlacht. Seine eigenen Soldaten staunten verblüfft über die Macht einer solchen Ueberzeugung. In ganz Deutschland, und selbst in Italien regte sich lebendige Theilnahme für den Unglücklichen, der handgreiflich bewies, daß Napoleon noch nicht Alles unterjocht habe. Sogar die servilsten Bewunderer des französischen Kaisers wurden ein wenig beunruhigt durch das Hervortreten eines Geistes, der nach dem Vorbilde ganze Nationen ergreifen, und gegen die Fremdherrschaft der Wälschen bewaffnen konnte.

In Nordtirol wurde indessen ebenfalls nach Möglichkeit aufgeräumt. Deroi setzte, wie gesagt, 200 Gulden auf die Einbringung des Pfarrers Siard von Straß, eines Stiftsgeistlichen von Wiltau, aber Niemand mochte den Preis verdienen. Nach längerem Umherirren entfloh er nach Oesterreich. Ein anderer, ebenfalls am Aufstande sehr betheiligter Stiftsgeistlicher von Wiltau, mit Namen Benedikt Haas, wurde im genannten Stifte ergriffen, und in mehrmonatliches Gefängniß nach München abgeführt. Joseph Patsch, Hauptmann der Wiltauer Schützenkompagnie, Firler und Margreiter mußten ebenfalls viele Monate in den Gefängnissen zu München schmachten. So entstand in Tirol allerdings Ruhe, aber keine Neigung für den Bestand der Dinge. Das zurückgedrängte Gefühl setzte sich nur um so gefährlicher im Herzen der Unterjochten an, und machte selbst gegen wirklich Gutes aus der unlieben Hand ungerecht. Man betrachtete die Gegenwart als Uebergang, und Niemand zweifelte am Ende der Dinge. Die hierauf erfolgte Theilung Tirols lag nicht im Sinne der Baiern. Sie ließen vielmehr die Gemeinden des Landes dagegen Bittschriften eingeben, und unterstützten sie mit allem Ernste bei Napoleon. Aber die wälschen Südtiroler wollten nicht baierisch sein, und sandten eine Gesandtschaft nach Mailand, ihren Anschluß an das Königreich Italien zu bewirken. So ward Tirol gedritttheilt. Pusterthal von Toblach bis Lienz kam zum Königreiche Illyrien; der Etschkreis mit einem Theile des Eisackgebiethes zum

Königreiche Italien, und das übrige Land an die Krone Baiern, so daß Meran und Brixen die äußersten Städte des baierischen Reiches wurden. Man kann nicht läugnen, daß die neu eintretenden Regierungen im Ganzen mild verfuhren, und auch nirgend Widerstand fanden. Aber an eine Versöhnung der Gemüther mit dem Ungewohnten und Lästigen war in der aufgeregten Zeit nicht zu denken.

Es bildete sich in Wien eine Art auswärtigen Tirols, worin sich alle entschiedenen Geister sammelten, welche übel berechnete Strenge aus dem Lande genöthigt, oder das eigene Herz zur Auswanderung bewogen hatte, mit aller Uebertreibung und Bitterkeit, die Verbannten eigen zu sein pflegt. Kaum war nämlich der Kaiser Franz nach dem Wiener Frieden wieder in seine Haupt- und Residenzstadt zurückgekehrt, so begründete er eine eigene Hofkommission für tirolische Angelegenheiten unter dem Vorsitze des obersten Kanzlers Grafen Ugarte. Alle Flüchtlinge wurden mit Liebe aufgenommen, und erhielten das Nöthige zum Lebensunterhalt. Hormayr, welcher bei dieser Kommission die entscheidende Stimme führte, sollte nach dem Willen des Kaisers einen umfassenden Bericht über die Männer verfassen, welche sich am besten verdient gemacht hatten in der tirolischen Landesvertheidigung. Man klagte allgemein über partheiische oder beschränkte Ansichten in seiner Denkschrift. Da sich die Zahl der flüchtigen Tiroler immer mehrte, so mußte auf allerlei Mittel zu ihrem Unterhalte gedacht werden.

Englische Subsidien, eigentlich zur Fortsetzung des Kampfes in Tirol bestimmt, boten eine dankenswerthe Erleichterung, die im ersten Drange doppelten Werth hatte. Johann Georg Schönacher, Schiffsmeister von Innsbruck, ging Ende Juli 1809 nach Wien, und von dort mit einem Passe des englischen Gesandten nach London, wo er über Schweden in der zweiten Hälfte des Oktobers anlangte. Hier überreichte er im Namen der Tiroler eine Bittschrift an die englische Regierung um Geldunterstützungen zum

tirolischen Freiheitskampfe, welche in England wie Alles gegen Frankreich die lebhafteste Theilnahme erregte. Und in der That erhielt er 225,000 Gulden, die er nicht ohne große Gefahr seines eigenen Lebens der angezeigten Bestimmung zuführen wollte. Als er aber nach Tirol gekommen war, so hatte der Krieg bereits sein Ende erreicht. Er eilte also nach Wien, und verwendete mit Beistimmung des englischen Gesandten das erhaltene Geld zur Unterstützung der tirolischen Auswanderung.

Indeß reichte es nicht lange aus, und Kaiser Franz beschloß auf Einrathen der betheiligten Hofkommission eine eine Tiroler-Kolonie in Ungarn zu gründen. Speckbacher und Franz Thalguter gingen zu diesem Zwecke ab, und wählten nicht eben klug eine Gegend im Banat, die mitten unter Wallachen weder fruchtbar noch sonst günstig gelegen war, zum Orte der tirolischen Ansiedlung. Man nannte dieselbe Königsgnad. Ungefähr 110 Familien nahmen davon Besitz; zwei Jahre in schlechten Quartieren, bis endlich armselige Hütten zu Stande kamen. Krankheiten, Viehseuchen und Unfruchtbarkeit hemmten das Aufblühen der Pflanzung dergestalt, daß man an der Fortdauer derselben zu zweifeln anfing. Jede Familie hatte vom Kaiser 600 Gulden zur ersten Einrichtung erhalten mit der Verbindlichkeit, dieselben innerhalb 6 Jahren zurückzuzahlen. Sie konnte aber nicht erfüllt werden, weil den Pflanzern nichts übrig blieb. Die Stadt Temeswar lag 5 — 6 Tagreisen davon entfernt, der nächste Ort zum Absatze des Getreides, welches den vorzüglichsten Erwerbszweig bilden sollte. Zu diesem Mißstande gesellte sich die Sehnsucht der verwöhnten Tirolernatur, die stets wieder nach ihren Bergen zurückverlangend keine zufriedene Stimmung aufkommen ließ. Es blieb daher der Privatwohlthätigkeit der edlen, für Tirol immer theilnehmenden Wiener viel zu thun übrig, da kein rechter Zug nach Ungarn in den Tirolern aufkommen konnte.

Darunter zeichnete sich besonders die unvergeßliche Dame

Fanny Arnstein aus, die nicht bloß ihr gastliches Haus allen Tirolern öffnete, sondern die nächsten Kreise zu ihren Gunsten dergestalt zu bearbeiten wußte, daß sie über ansehnliche Hülfsmittel gebieten konnte. Zugleich bildeten ihre geistreichen Abendgesellschaften das Asyl für das volle Tiroler-Herz, sich auszusprechen und den Gram abzuschütteln. Ehrenwerthe deutsche Männer von mehreren Gesandtschaften schloßen sich dem erregten Kreise an, und redeten allmälig eine bessere Zukunft in den deutschen Gemüthern wach. Insbesonders nahm Bartholdi, der in Beziehungen zur preußischen Gesandtschaft stand, den lebhaftesten Antheil am Tirolerkriege vom Jahre 1809, und trat mit Joseph von Giovanelli dem Jüngern durch diese Gelegenheit in nähere Verbindung. Er verfaßte sein bekanntes Buch: „Der Krieg der Tiroler Landleute im Jahre 1809" anfangs größtentheils aus mündlichen Mittheilungen Speckbachers, der in tiefster Erregung gern erzählte. Als er seine Handschrift in diesem Kreise vorlas, machte ihn Giovanelli auf die Einseitigkeit seiner Darstellung aufmerksam, nach welcher Speckbacher Alles in Allem war. Von seinen Bemerkungen geleitet, und über viele Punkte mit Giovanelli'scher Genauigkeit belehrt, ging er auf Hormayrs Urkunden-Sammlungen zurück, wodurch sein Buch eine völlige Umwandlung erfuhr, und zur rechten Zeit als Brand in die deutschen Völker fiel. So hatten sich gegen das Jahr 1813 die kräftigsten Vertreter aus Tirolern zur Zertrümmerung des fremden Joches für Oesterreich und Deutschland herangebildet, und es dem Kaiser Franz leicht gemacht, wieder in den Besitz des Landes Tirol zu treten.

XIX.

Tirol wieder Oesterreichisch. — Hofers Familie belohnt. — Der Sandhof. — Die Passeirerschützen.

Mit dem Wiedereintritte der österreichischen Regierung fingen die bösen Folgen des Jahres 1809 zu schwinden an. Der Kaiser zahlte in seiner Gerechtigkeit gegen manche Einrede und trotz Hormayrs ungünstigem Berichte alle Schulden, welche zur Landesvertheidigung gemacht worden waren. Sie theilten sich in die Geldanleihen von Privaten und Korporationen, in das freiwillige und gezwungene Anleihen, und in die Auslage für Lieferungen zum mannigfaltigsten Kriegsbedarf; in die Kosten der Militärspitäler, und die eigentlichen Kriegskosten für die Ausrüstung der Landesvertheidigung. Zu gleicher Zeit erhielten alle Männer, die sich im Kampfe sehr hervorgethan hatten, nach ihren persönlichen Bedürfnissen Pensionen oder Gnadengehalte. Hofers Wittwe bekam nebst dem Adelsstand für ihre Nachkommen jährlich 500, und jede der 4 Töchter 200 Gulden CM. auf Lebenslang, während ihr erstgeborner Sohn Johann von Hofer mit einem Landgute in Oesterreich beschenkt, und daselbst auf kaiserliche Kosten erzogen wurde. Teimer wurde in den Freiherrnstand erhoben mit 100,000 Gulden zum Ankaufe einer Herrschaft in Steyermark, und den dortigen Landständen eingereiht. Sie-

berer, der gelitten hatte wie wenige, kam als Schiffsknecht verkleidet nach Oesterreich, und siedelte sich zu Ottersheim ob der Enns an mit einem jährlichen Gehalte von 1500 Gulden. Auf Eisenstecken fielen 800, auf Aspacher 266, auf Wintersteller 400, auf Straub 500 Gulden Jahresgehalt, und so je nach den Umständen angemessene Unterstützungen für Andere. Im Jahre 1836 betrugen sämmtliche Gnadengaben für 120 Personen noch jährlich 15,910, und die Pensionen für 709 Personen 14,769 Gulden. Defensionskosten wurden nicht weniger als 9,336,559 Gulden 48 Kreuzer angemeldet, und je nach der Gültigkeit der Ansprüche vom Kaiser ohne Abzug gezahlt. Ferner setzte die Ordnung der tirolischen Landesschulden viele Familien wieder in bessere Umstände, die zur Zeit aufgenöthigter fremder Herrschaft keine Beachtung zu finden schienen, und so Manche an den Bettelstab brachten.

Die Familie Hofers blieb fortwährend ein Augenmerk des Kaisers Franz und seines Nachfolgers Ferdinand. Die Erhebung Hofers in den Adelsstand wurde von Kaiser Franz bereits im Lager zn Neupölla am 9. Mai 1809 unterzeichnet, konnte aber erst 1814 für seine Nachkommen in Bezug auf Tirol in Erfüllung geben. Sein Grab in Mantua blieb fortan ein Gegenstand der Verehrung für Menschen aus allen Ständen und Nationen. Selbst der Kaiser stattete demselben im Jahre 1823 bei seiner Anwesenheit in jener Stadt einen Besuch ab. Am 8. Jänner des nämlichen Jahres traf das achte tirolische Jägerbataillon auf seiner Rückkehr zu Mantua ein, und da es gerade daselbst einen Rasttag hatte, so faßten fünf Offiziere desselben, darunter der Hauptmann Eduard Freiherr von Sternbach und der Oberlieutenant Schön, geborne Tiroler, den Entschluß, Hofers Gebeine mit sich zu nehmen. Gegen 10 Uhr Nachts brach die

patriotische Gesellschaft mit Schaufeln in die Citadelle auf, und forderten vom Pfarrer Anton Bianche die Erlaubniß, ihr Vorhaben auszuführen. Dieser machte anfangs einige Schwierigkeiten, ließ sich aber durch beigebrachte Gründe beschwichtigen. Sein Diener wußte das Grab genau. Da aber der Boden gefroren war, so fand man die Gebeine erst nach mühsamer Arbeit, aber im vollzähligen Zustande. Sie wurden erhoben, und, kleine Reliquien für die Offiziere ausgenommen, ungemindert in ein Kloster gebracht. Als das Stadtkommando davon Nachricht erhielt, so ging die Nachricht von diesem Unternehmen sogleich an den Hofkriegsrath und an den Kaiser. Es ließ sich nicht läugnen, daß sich einige Willkühr in diese Erhebung eingeschlichen hatte, und sie ward auch an den Thätern mit Worten gerügt. Aus diesem Grunde wurden die erhobenen Gebeine heimlich nach Innsbruck gebracht, und dort im Servitenkloster hinterlegt. Der Kaiser verordnete eine feierliche Beisetzung derselben in der Franziskanerkirche, welche auch am 21. Febr. unter der lebhaftesten Theilnahme des zusammengeströmten Volkes gefeiert wurde.

Im Jahre 1834 erhob sich über seinem Grabe durch Kaisergunst ein herrliches Denkmal, von Professor Schaller in Wien gearbeitet, und vom Tiroler Künstler Klieber mit einem vortrefflichen Basrelief verschönert. Der Marmor zum erstern kam von Göflan bei Schlanders nach Wien, und zum letztern das feinste Korn aus Carrara. Demselben gegenüber ließen die Stände von Tirol ein anderes Denkmal aus Marmor errichten zum dankbaren Andenken an alle Landesvertheidiger, welche im Kampfe fürs Vaterland gefallen waren, bei dessen Einweihung der greise Kapuziner Haspinger, jetzt in der Seelsorge bei Wien angestellt, persönlich erschien.

Hofers hinterlassene Kinder waren folgende: 1) Johann von Hofer, gegenwärtig in Wien lebend, welcher sich am 1. Juli 1819 mit Clara Weikmann aus Heiligenkreuz in Niederösterreich ehelich verband und eine zahlreiche Nachkommenschaft erzielte; 2) Maria von Hofer, geboren am 16. Februar 1797, welche als Uebernehmerin des väterlichen Anwesens am 13. Jänner 1829 Andreas Erb heirathete, aber schon am 22. Juli 1835 starb; 3) Rosa von Hofer, geboren am 30. August 1798, Gemahlin des Joseph Holzknecht, Wirths zu St. Leonhard, bereits im Jahre 1832 todt; 4) Anna von Hofer, geboren den 23. März 1803, und als Jungfrau im väterlichen Hause am 28. November 1836 gestorben; 5) Gertraud von Hofer, geboren am 15. Februar 1805, die am 13. September 1830 sich mit Johann Haller, Meßner zu St. Leonhard vermählte, und am 16. Oktober 1834 starb. Hofers Wittwe überlebte nach diesem Ausweise alle ihre Töchter, und dieses thränenreiche Schicksal brach ihr das Herz. Sie starb am 6. Dezember 1836. Sie war die letztere Zeit ihres Lebens sehr zurückgezogen, und aus ihren Zügen sprach ein tiefinnerlicher Schmerz, der sich oft selbst übertrieb, und ihren Zustand sehr peinlich machte. Sie änderte auch nach der Erhebung in den Adelsstand in ihrem Aeußern nicht das Mindeste, und dahin zielende Bemerkungen machten sie schamroth. Sie genoß allgemeine Achtung, und wußte sie geltend zu machen. Als Professor Mittermaier in Heidelberg in seinen jüngern Jahren einmal in ihrem Wirthshause einsprach, zu einer Zeit, wo ein Franzose zu sein oder sie zu begünstigen unter den entzügelten Bauern eine gefährliche Sache war, so verbreitete sich unter den anwesenden Passeirern die grundlose Vermuthung, er mit seinen Genossen sei wirklich des ärgerlichen Franzosen-

thums schuldig, und mit schlechten Absichten gegen Tirol trächtig. Die Wirthin auf dem Sande vernahm das Gemunkel, und fürchtete ein unsauberes Wesen. Mit tiefem Ernst trat sie an Mittermair heran, und sprach: „Sagt mir, ist es wahr, seid ihr wirklich so schlechte Leute?" Als sich aber sowohl der Gefragte, als seine Gefährten mit genügenden Beweisen rechtfertigen konnten, daß der Verdacht gänzlich ungegründet sei, so kehrte sie zu den Bauern zurück, schlug auf den Tisch, und sagte mit scharfer Betonung: „Nun haltet das Maul, und keiner rühre sich! Diese Leute sind ehrlich, und ich selbst habe Alles untersucht, sonst jage ich euch beim Hause hinaus!" Kein einziger der stämmigen Männer wagte ein Wort dagegen, und die Sache war abgethan. Diese Anekdote, welche mir Mittermaier selbst erzählte, beweist hinlänglich den tüchtigen Kern des Weibes.

Um das Anwesen auf dem Sande zu Passeier als Andenken an Hofer zweckmäßiger zu erhalten, ordnete der Kaiser Ferdinand der Erste im Jahre 1838 an, daß es angekauft, und als Lehen unter der Benennung „Hofers Sandhof" einem Enkel des Andreas Hofer, welcher auch Andreas heißt, und seinem Vater Johann von Hofer am 27. September 1833 geboren wurde, eingeräumt werden sollte. Und in der That erhielt dieser Enkel des Andreas Hofer die Belehnung mit dem Sandgute am 20. August aus den Händen des Kaisers Ferdinand in der Person des Andreas Erb, bisherigen Wirthes auf dem Sande zu Passeier, welcher seine Stelle vertrat, nachdem Hofers Nachkommen bereits am 11. Juli 1838 in die tirolische Adelsmatrikel aufgenommen worden waren. Die Feierlichkeit der Belehnung ging auf dem Schlosse Tirol nächst Meran vor sich, wobei die Schildhofbesitzer von Passeier, und eine Kompagnie Passeirerschützen, darunter 37

Veteranen aus dem Befreiungskriege 1809, die Ehrenwache bildeten.

Daß die Passeirer sich neben Andreas Hofer bei allen Vorfällen des Jahres 1809 besonders thätig und wacker bewiesen haben, ging bereits aus dem Gesagten deutlich hervor. Doch dürften einige Besonderheiten hier nicht überflüssig sein, wir sind aber bei der Anführung derselben keineswegs gemeint, das wirkliche und rühmenswerthe Verdienst der übrigen tirolischen Volksstämme in diesem Punkte zu schmälern. Vielmehr ist jede erwiesene Thatsache in dieser Beziehung ein Gemeingut aller Tiroler. Was die Passeirer besonders empfahl, war die Leichtigkeit, mit der sie sich dem Aufgebote fügen und um einen volksthümlichen Führer sammeln konnten. Ihre alterthümliche Gemeindeordnung, welche sie stets im engsten Verkehre mit einander hielt, trug wesentlich zu dieser Einigkeit und Schnelligkeit der Bewegung bei. Hofer erhielt dadurch die bereitwilligsten Werkzeuge in seine nächste Umgebung zur Aufrechthaltung der Ordnung in den Tagen des Kampfes und der Ruhe. Mit dieser Bereitwilligkeit verbanden sie einen fast blinden Gehorsam für die Befehle ihres Führers, wie ihn oft die größte militärische Strenge nicht zu erzwingen vermag. Sie hatten denselben sich ebenfalls aus ihrer Gemeindeordnung angebildet, wo frei gewählte Vorstände nur das in Ausübung brachten, was der Wille Aller war, und daher pünktlicher Gehorsam wie von selbst sich ergab. Unter solchen Männern, denen sie von Jugend auf mit Vertrauen gehorchten, zogen sie auch ins Feld, und hielten an denselben mit häuslicher Zärtlichkeit, wie sie sonst nur in wohlgeordneten Familien zu finden ist. Ihre schlanke Gestalt und der leichte vorwitzige Passeirersinn machte sie ferner zu den rüstigsten Fußgängern und Berg-

steigern im Kampfe so gut als in Sendungsgeschäften. Als Bothen entfalteten sie eine Unermüdlichkeit und Eile, wie sie im Kriege unschätzbar sind, und diesen Eigenschaften seines Stammes verdankte er zum Theile den mächtigen Einfluß, den er auf die übrigen Stämme Tirols ausübte. Besonders rühmte man den Joseph Frommer von St. Leonhard als Kundschafter. Er wagte öfters sein Leben auf die scheinbar leichtfertigste Weise, und kam durch seine Allbeweglichkeit an Zung' und Füssen stets mit dem glücklichsten Erfolge für seine Aussender zurück. Es liegt in der Passeirernatur überhaupt eine natürliche Rednergabe, die wenig prunkt, aber aufregt, heranzieht und fortreißt, weil sie aus tiefer Theilnahme an der Sache hervorgeht. Sie unterhielten im Jahre 1809 den Ordonnanzdienst zwischen Nord- und Südtirol mit einer Schnelligkeit, wie es keine Post im Stande gewesen wäre. Auf diese Pünktlichkeit thaten sie sich unendlich viel zu gute, und Männer auf dem Todbette äußerten ihre Freude, daß Passeier sie so ehrenhaft aufrecht erhalten habe. Beim Angriffe auf den Feind brachen sie in der Regel niederschmetternd los, ohne sich der Uebermacht allzu lange in ungünstiger Ortslage bloszustellen. Sie hatten in dieser Beziehung viel von dem, was man an den Parthern rühmte, rechtzeitige Flucht und volles Bewußtsein zur Umkehr in den Kampf. Sie waren deßhalb im Kampfe bessere Stürmer mit den Kolben ihrer Stutzen als gute Schützen. Ein Beispiel dieser zermalmenden Kraft gab Joseph Oettl, Schwarzbauer auf Kristl in der Pfarre St. Martin, eine kräftige Gestalt wilden Aussehens, gegen die sonstige Art des Volkes ernst und in sich gekehrt. Im November 1809 hatten die Franzosen ob St. Leonhard mehrere Häuser, namentlich auch Happerg besetzt. Beim Sturm wählte er das letztere Haus

zu seinem Ziel. Zwanzig Franzosen streckten ihm ihre Bajonnete entgegen. Er selbst hatte seine Steigeisen an den Füssen befestiget, ans Schießen dachte er nicht, sondern schlug wüthend in die Feinde, erlegte alle zwanzig, und löschte das Feuer, welches sie angelegt hatten.

Mit einer so furchtbaren Kampfentrüstung kontrastirt oft im Passeirer das weichste Gefühl, wie es sonst nur in Frauen-Herzen angetroffen wird. Sebastian Prünster von Steinhaus bei St. Martin stand im Jahre 1809 auf einem Hügel ob der Volderer Brücke als Vorpostenwache. Ein baierischer Soldat kroch langsam heran, und wollte auf ihn schießen. Um sich zu sichern, schlug ihn Prünster kurzweg mit dem Kolben von der Anhöhe hinab, so daß er zusammenstürzte und über den Rain hinunterrollte. Da kehrte sich bei Prünster, wie er selbst erzählte, das Herz im Leibe um; er warf seinen Stutzen weg, eilte dem Stürzenden nach, legte ihn auf einer Wiese ins Gras, und trug ihm im Hute Wasser aus einer nahen Quelle zu. Dadurch erquickt, kam der Getroffene wieder zur Besinnung, und das Blut aus der nicht gefährlichen Wunde wurde wieder gestillt. Prünster erquickte ihn hierauf mit Brot und Branntwein, und entließ ihn mit den Worten: „Esel! warum gehst du herauf! Flieh so weit du kannst; es thäte mir im innersten Herzen leid, wenn ich dich todtschlagen müßte, so ohne allen Grund und Boden!“ Aus diesem tiefmenschlichen Gefühle floß auch die Milde, womit die Passeirer in der Regel den Gefangenen begegneten. Als Loudon im Jahre 1796 am 4. November vom Nonsberge nach Trient vorrückte, nahm ein Landsturm-Schütze aus Passeier drei Franzosen gefangen. Er nahm ihnen blos die Gewehre und trug sie selbst hinter den Gefangenen her. Andere Schützen, welche dazu kamen, wollten

sie ausrauben. „Keiner wage sie anzurühren!“ schrie der Passeirer, „ihr habt es mit mir zu thun, die Gefangenen gehören mein. Fangt euch Andere, wenn ihr rauben wollt!“ Dieser Ernst that gute Wirkung. „Nimm ihnen wenigstens die Sackuhren,“ wendeten die Andern ein. „Warum nicht gar?“ erwiederte der Passeirer lebhaft, „ich habe ohne diese Sackuhren zu leben, und ihnen werden sie in der Gefangenschaft gute Dienste leisten.“ So wurden sie unberaubt an den Befehlshaber eingeliefert. Wo Schützen und Militär vor den Beschwerden der Ortsverhältnisse und anderer Zufälle erschracken, traten Passeirer ins Mittel, und machten möglich, was kaum gehofft wurde. Der Feldmarschall-Lieutenant Graf von Haddik zog mit seiner Mannschaft am 29. April 1799 aus Vintschgau ins Egedein über das Scharla-Joch, welches von Taufers nach Schuls führt. Der Uebergang, auch zur Sommerszeit ohne gebahnte Wege, war schneebedeckt, und selbst für Leichtbewaffnete mit großen Schwierigkeiten verbunden. Da nahm sich der Passeirer Johann Holzknecht als Hauptmann der Passeirer Kompagnie der drei Kanonen an, und ließ sie mit Laffeten und Munition über das Joch tragen. Einer seiner Leute trug eine dreipfündige Kanone allein. Als er sie hinabgebracht, warf er sie in Scharla lächelnd ab, und sagte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß die lausige Pfeife so schwer sein könnte!“ Des andern Tages trugen die nämlichen Passeirer das ganze schwere Geschütz von Scharla bis nach Schuls. Bekanntlich mißglückte dieses Unternehmen auf Schuls von Seiten der Oesterreicher. Sie mußten sich durch das nämliche Scharla-Thal zurückflüchten. Die Passeirer nahmen sich bei diesem verwirrten Rückzuge mit besonderer Sorgfalt der Verwundeten an, und trugen sie ohne Unterschied, ob Freunde oder

Feinde, über das Joch in die tirolischen Spitäler zurück. Diese Aushältigkeit bei ungemeiner Geschmeidigkeit der Kraft und des Charakters machte die Passeirer selbst den Feinden ehrwürdig. Im Jahre 1797 stand Joseph Raffl, Klamperer zu St. Leonhard, gegen die Franzosen auf den Höhen von Rasenstein ob Bozen. Ein Streifschuß machte ihn kampfunfähig. Er setzte sich weinend und klagend auf den Rasen nieder, daß er seinen guten Freunden nicht mehr beistehen, und die Feinde von den Hügeln abwehren könnte.

Merkwürdig bleibt auch die politische Anschauungsweise dieser schlichten Thalbewohner, und ihre Scheu vor einer gewissen Art Aufgeklärter, denen natürlich ihre schöne Begeisterung für die österreichische Regierung ein Dorn im Auge ist. Ein Veteran aus den Befreiungskriegen sagte mir einst, als er eben von einem Durchreisenden dieser Art sich getrennt hatte: „Heutzutage gibt es wunderliche Leute; sie tragen eine Larve über ihr Gesicht aus ihren eigenen Barthaaren, so daß nur die Nasenspitze sichtbar ist; einen Rock ohne Nath um die Lenden, welcher dem Rocke Christi schwerlich ähnlich sieht, und eine Mütze auf dem Kopfe, die in einen Abfäum-Löffel ausläuft. Dazu führen sie allerlei Reden von Kaiser und Tirol so leichtweg, daß man sieht, sie haben sie bis aufs letzte Korn verdaut, und zum Brei fertig. Sobald ich so einen sehe, steigt mir der Verdacht auf: kaiserlich bist du nicht, Gott allein weiß, ob du katholisch bist. Nimm dich in Acht, Passeirerbartl!“ Hierauf erzählte er, daß solche Leute gewöhnlich über Oesterreich schimpften; er denke sich aber, daß Oesterreich das Thal doch am besten regiere, und das könne ein Auswärtiger nicht wissen. Es sey ein Unglück, daß er solches Zeug einem weiß machen wolle, der den Marschall Fieber (Lefebre) habe vertreiben helfen. Was ihn

insbesondere betreffe, so sey er 1809 wegen der Religion und des Kaisers ausgezogen, und das müßten schlechte Leute sein, die darüber Reue empfänden. Die Regierung nahm auch seit dem Jahre 1816 auf die Landesvertheidiger in Passeier viele Rücksicht. Noch im Jahre 1844 betrug die Summe, die sie als Unterstützung an dieselben oder ihre Nachkommen zahlte, 1339 Gulden an 44 Personen; ungerechnet, was sie für die Familie Hofer that.

Innsbruck,
Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.
1852.